NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08182517 0

Digitized by Google

IW
Farnham

Wanderungen

über die

Felsengebirge

in das

Oregon-Gebiet.

Wanderungen

über die

Felsengebirge

in das

Oregon-Gebiet

von

T. J. Farnham.

Aus dem Englischen

von

Fr. Gerstäcker.

Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1846.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Seite 1 bis 12.

Cap. I.

Seite 13 bis 39.

Independence; wilde Maulthiere. — Zähmen wilder Maulthiere. — Die Mormonen. — Das Buch der Mormonen. — Der Aufbruch. — Die Prairieen. — Der Anfang des wilden Lebens. — Das Lager. — Die Kauzaus-Indianer. — Muthlosigkeit dreier Reisegefährten. — Das alte indianische Lager. — Revision der Nahrungsmittel. — Council grove. — Eintheilung der Gespanne. — Die Wagenburg. — Nähe der Santa-Fé Caravane. — Indianische Ruinen. — Der Kauzaus. — Schlechte Jagd. — Das Gewitter. — Die Santa-Fé Kaufleute.

Cap. II.

Seite 40 bis 64.

Unsicherheit der Steppen. — Schnelles Steigen der Flüsse. — Der Uebergang über den kleinen Arkansas. — Die Antelope. — Der Arkansas. — Milchähnliches Wasser. — Freundliche Indianer. — Erzwungene Geschenke. — Der Tornado. — Kauzaus-Wigwams. — Indianische Büffeljagden. — Häusliches Leben der Kauzaus. — Ein Unglücksfall. — Eine böse Nacht. — Die Santa-Fé Wägen. — Ungeheuere Büffelheerden. — Die Empörung. — Der neue Reisegefährte. — Zorn der Büffelbullen. — Verproviantirung. — Bents Fort.

Cap. III.

Seite 65 bis 95.

Die Wildniß der Prairieen. — Ströme der Wildniß. — Der Missouri. — Das Rast im „Red River.“ — Das indianische Gebiet. — Indianische Stämme. — Die Chocktaws. — Die Cherokesen. — Die Creeks und Seminolen. — Die Senegas und Osagen. — Die Quapaws und Pottawatamies. — Die Weas; Peorias; Shawnees. — Shawanesische Zeitung. — Die Kauzaus. — Die Kikapoos. — Die Sauks. — Der „schwarze Falke.“ — Die Otoes. — Die Omahas und Puncahs. — Die Pawnees. — Die Cumanches. — Des General-Gouverneurs Tochter. — Die Sioux. — Die Chippeways.

Cap. IV.

Seite 96 bis 129.

Fort William. — Stete Gefahren in den Prairieen. — Kühnheit der Cumanches. — Geschäfte des Forts. — Die Herren des Forts. — Fort Le Pnebla. — Der Irokese. — Der Kentukier. — Vorsicht gegen Stehlen. — Magerer Fischfang. — Traurige Ansicht des Landes. — Die schwarzen Hügel. — Fliegende Ameisen. — Die Cutaws. — Schmale Kost. — Betreten der Felsengebirge. — Der indianische Pfad. — Der Abgrund. — Quellen des Platte. — Wildarme Gebirge. — Die Büffelheerden. — Frisches Fleisch. — Vorsicht beim Lagern. — Spuren der Feinde. — Bayou Salade. — Die Cutaws. — Die Anahuae-Gebirge.

Cap. V.

Seite 130 bis 167.

Der Berg des heiligen Kreutzes. — Die indianische Fährte. — Elke und Hirsche. — Der alte Büffel. — Der „gräßliche Bär.“ — Die Prairie-Hunde. — Vögel und Gewürm. — Pantherständchen. — Der Schlachtruf der Arrapahoes. — Alte Bekannte. — Nachrichten über unsere Bahn. — Timothy Gras. — Kelly's Abenteuer. — Wermuth und Caktus. — Hinterlist der Sioux. — Die Jäger. — Die Antelopen. — Die „gräßliche Bärin.“ —

Schrecklicher Entschluß. — Ein widerliches Mahl. — Browns Thal. — Indianische Ehekontrakte. — Hundefleisch. — Die Keulen-Indianer. — Die Shoshonies. — Die Crows und Blackfeet. — Verheerungen der Blattern. — Die Arrapahoes. — Sitte der Arrapahoes. — Die ersten Weißen.

Cap. VI.

Seite 168 bis 189.

Amerikanische List. — Der neue Shoshonie-Führer. — Zusammengeschmolzene Gesellschaft. — Das verunglückte Pferd. — Die Antelope. — Oede Gegend. — Die drei Felskegel. — Verweigerte Jagd. — Der einsame Jäger, das schöne Thal; unerwartete Gesellschaft. — Warnung vor den Indianern. — Das Erndtefeld der Shoshonies. — Der Salzsee. — Die Sodaquellen. — Die Dampfbootquelle. — Das Thal der Schluchten. — Schmidts Grausamkeit. — Das Columbia-Thal. — Fort Hall.

Cap. VII.

Seite 190 bis 212.

Die Anahuac-Gebirge. — Verschiedene Gebirgsketten. — Fort Hall. — Schlauheit der englischen Compagnieen. — Der neue Wallawalla-Führer. — Die trois butes. — Eine Familie der Wurzel-Indianer. — Die Snakes-Fischer. — Tauschhandel. — Das Bonak-Lager. — Trauer der Bonaks. — Fort Boisais. — Der neue Reisegefährte. — Die Missions-Gebäude. — Der Wallawalla. — Die Niederlassung der Missionairs. — Die Skyuse-Indianer. — Die Wallawallas; der alte Blair. — Die Skyuse. — Bändigen der Pferde. — Aufbruch nach dem unteren Columbia.

Cap. VIII.

Seite 213 bis 236.

Fort Wallawalla. — Wallawalla-Indianer. — Tröstlicher Anblick von Wild. — Die wunderlichen Basaltsäulen. — Die Wasserstürze des Columbia. — Die Wallawalla-Fischer. — Die Dalles. — Das Lee-Haus. — Leichte Bauart der Häuser. —

Aehnlichkeit mit ägyptischen Alterthümern. — Die Chenooks. — Sonderbare Traditionen. — Abenteuerliche Heilmethode. — Der Zaubertanz. — Die Insel der Gräber. — Schmutzige Indianerhütten; Fisch-Pemican. — Der erste Regen. — Die Fälle des Columbia. — Dr. Mc-Laughlin. — Der pittoreske Wasserfall. — Aergerliches Warten. — Fort Vancouver.

Cap. IX.

Seite 237 bis 294.

Das Willamette-Thal. — Der einsame Amerikaner. — Johnsons Farm. — Mc-Kays Mühle. — Die katholische Kapelle. — Dr. White. — Unsicherheit der Pelzcompagnie zu begegnen. — Das Indianer-Dorf. — Das Oregon-Gebiet. — Die Gebirge. — Der Columbia. — Der Okanagan. — Der Spokan. — Das Spokan-Thal. — Fort Colville. — Der Flathead und Flatbow. — Die oberen und unteren Dalles. — Trageplatz der Felsengebirge. — Frazers River. — Klima. — Wildes Land. — Der Klamet. — Das Cowelitz-Thal. — Der Umpqua. — Der Willamette. — Das Willamette-Thal. — Wilde Früchte und Thiere. — Der Handel von Oregon. — Verschmelzung zweier englischen Pelzcompagnieen. — Aktien-Besitzer der Compagnie. — Die Geschäftsführer der Compagnie. — Jagdgesetze. — Pelzertrag. — Die verschiedenen Handelsposten. — Schiffe der Compagnieen. — Englische Gerichtspflege. — Oregon als Straße nach China. — Fort Vancouver. — Die Wappatoo-Insel. — Begräbnißplätze der Chenooks. — Schwebende Gräber. — Das Schiff. — Astoria. — Die Sandbank an der Mündung. — Der letzte Blick auf Oregon.

Anhang.

Die Indianer.

Seite 295 bis 310.

Einleitung.

Das Oregon-Gebiet war das Ziel der hier beschriebenen Reise, und da dieses Land jetzt, sowie seine Fortschritte, an beiden Seiten des Atlantischen Oceans mit großem Interesse beobachtet werden, habe ich es nicht für überflüssig gehalten, diesen meinen Wanderungen eine kleine Einleitung über die Frage, wem es eigentlich gehöre? vorangehen zu lassen.

Zufolge eines Einverständnisses zwischen den Vereinigten Staaten, Spanien, Mexico und Rußland, sind die südlichen Grenzen des Oregon-Gebietes auf den 42sten Gr. nördl. Br., die nördlichen bis zu einer von Ost nach West laufenden Linie, 50° 40′ nördl. bestimmt. Die natürliche Grenze desselben im Osten ist der Rücken der Felsengebirge (Rocky mountains), ungefähr 400 Meilen östlich vom stillen Meer gelegen, das es im Westen bespühlt. Den bestehenden und anerkannten Gesetzen der Nationen gemäß fällt ein neuaufgefundenes Land dem

ersten Entdecker und Besitznehmer anheim, oder später denen, die es durch Abtretung von diesem erstanden haben.

Diese verschiedenen wichtigen Punkte will ich jetzt mit Greenough's Geschichte der nordwestlichen Küste Amerikas und den darin, als Quellen angeführten Werken, untersuchen.

Vom Jahre 1532 bis 1540 sandte die spanische Regierung vier Expeditionen aus, Etwas im Norden aufzufinden, was gar nicht existirte, nämlich eine Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und stillen Ocean. Die Flotten waren theils von Mazuela, theils von Grijalva Bevera und Ulloa befehligt. — Sie untersuchten die Küsten von Kalifornien und den südwestlichen Theil des Oregon-Gebietes. Die nächste Seeexpedition, von denselben Mächten, unter dem Befehl des Bartholomäus Ferrelo ausgesandt, drang bis zum 43sten nördl. Breitegrad vor, und entdeckte Cap Blanco.

Juan de Fuca entdeckte im Jahre 1592 die Straße, die noch jetzt seinen Namen führt, und lief dort ein.

Er brachte 20 Tage darin zu, und benutzte diese Zeit, sich mit dem, sie umgebenden Lande bekannt zu machen, handelte mit den Eingeborenen, und nahm das dort liegende Gebiet für die Krone von Spanien in Besitz.

Die Meerenge de Fucas drängt sich im 49sten Breitengrad in das Land, erstreckt sich dann, etwa 100 Mei-

len in einer südöstlichen Richtung fort, ändert nachher ihren Cours gegen Nordwest, und mündet wiederum, unter dem 51sten Grad nördl. Br. in den Ocean.

Dieß zeigt nun klar und deutlich, daß Spanien vor 251 Jahren die Küste Oregons vom 42sten bis 49sten Grad nördl. Br. entdeckte, was also, wie aus der Jahreszahl hervorgeht, 184 Jahre früher stattfand, als die berühmte Expedition unter Capitain Cook.

Anno 1602, wie in den darauf folgenden Jahren, untersuchte Corran und Viscaino, im Auftrage Spaniens, verschiedene Theile des Oregon-Gebietes, und Aguila entdeckte im darauf folgenden Jahre, unter derselben Regierung die Mündung des Umpqua-Flusses — im 44sten Grad nördl. Breite.

Im August 1774 entdeckten Parez und Martinez unter spanischer Flagge den Nootka-Sund und ankerten dort; zwischen dem 49sten und 50sten Grad.

1774 u. 1775 wurde die Nord-West-Küste von Parez und Martinez (ebenfalls in spanischen Diensten) bis zum 58sten Grad hinauf untersucht.

Am 6. Mai 1789 nahm der spanische Capitain Martinez, welcher zwei bewaffnete Schiffe commandirte, Besitz vom Nootka-Sund und der umliegenden Gegend.

Vor dieser Besitznahme, wie die früher genannten Autoritäten sagen, hatte keine andere civilisirte Macht

durch Einen ihrer Unterthanen an irgend einem Theile der nordwestlichen Küste Amerika's, zwischen dem 37sten und 60sten Grad nördl. Breite Etwas entdeckt und als das ihre betrachtet. Dieß beweist also klar, welche starken, unumstößlichen Rechte Spanien auf die erste Entdeckung und Besitznahme des Oregon-Gebietes hat.

Was aber nun die Rechte Englands anbetrifft, so wurden jene, zu Gunsten Spaniens wo möglich noch fester durch einen Vertrag begründet, den Spanien, England und Frankreich am 10. Februar 1763 abschloß, und durch welchen England in seinen canadiensischen Kolonien, Spanien hingegen in seinen Entdeckungen und angekauften Besitzungen, westlich vom Missisippi, bestätigt wurde.

Hat also England ein, von Spanien abgeleitetes Recht auf Oregon, so müßte dieses auf Verhandlungen beruhen, die nach dem 10. Februar 1763 abgeschlossen wären.

Ferner finden wir, daß es im Jahr 1800 mit Spanien in Unterhandlung gestanden habe, um die Schwierigkeiten zu beseitigen, die zwischen beiden Mächten, des Nootka-Sundes wegen, obwalteten.

Im ersten Artikel dieses Vertrages verpflichtete sich Spanien jenen Landstrich an England abzutreten, der um den Nootka-Sund liegt, und welchen England lange genug in Besitz gehabt hatte, um ein Recht darauf zu erwerben.

Der fünfte Artikel bestimmt das folgende: „Sowohl in den Plätzen, welche den brittischen Unterthanen, dem ersten Artikel gemäß, übergeben werden, als auch in allen anderen Theilen der Nord-West-Küste Amerika's oder der nahebei liegenden Insel, die nördlich von dem, schon durch die Spanier in Besitz genommenen Festlande liegt, und wo die Unterthanen beider Mächte sich schon seit dem Monat April 1789 angesiedelt haben, oder sich noch ansiedeln werden, sollen die Unterthanen der anderen Macht freien Zutritt haben, und dort ihren Handel ohne Störung und Belästigung treiben dürfen."

Die hieraus nun sehr natürlich folgenden Fragen, an welchen Stellen oder Theilen der Nordwest-Küste dieser Artikel wirksam war, welche Rechte durch ihn ertheilt wurden und in wie fern die Vereinigten Staaten, als Nachfolger Spaniens im Besitzthum des Oregon-Gebietes, durch diesen Vertrag gebunden sind, sollen hier, in ihrer Reihenfolge, aufgeführt werden.

Die alten spanischen Ansiedlungen in den beiden Kalifornien lagen nicht in jenen Theilen der Nordwest-Küste, auf welche sich dieser Vertrag ausdehnte; England selbst sogar der interessirte Theil, machte niemals Anspruch darauf, ja hat im Gegentheil in allen seinen diplomatischen und Handelstractaten mit Spanien, seit 1800, den Grund und Boden Kaliforniens mit derselben Rücksicht behan-

delt, als irgend einen anderen Theil der europäiſchen, ſpaniſchen Beſitzungen. „War Nootka-Sund unter den, in dieſem Artikel benannten Plätzen, begriffen?“

Dort lag die einzige Anſiedlung ſpaniſcher oder engliſcher Unterthanen an der Nordweſt-Küſte, die zwiſchen dem Monat April 1787 und dem Tage der Unterhandlung gegründet war, mußte alſo wohl zweifelsohne mit im 5ten Artikel begriffen ſein; ebenſo, wie der übrige Theil der Küſte, nördlich vom Nootka-Sund, auf welchen Spanien Rechte hatte, jedoch nicht ſüdlicher als den Nootka-Sund; aber nicht ein Zoll breit des Columbia-Thales und der Waſſer, die ſich in dieſen ergießen, gehörte mit zu dem Vertrage von 1763.

Unſere nächſte Frage nun bezieht ſich auf die Natur und den Umfang der Rechte über Nootka und deſſen nördliche Umgebung, welche England durch dieſen Vertrag erlangte.

Sie ſind in den Schlußworten des vorherangeführten Artikels enthalten. Die Unterthanen beider, den Vertrag abſchließenden Mächte, ſollten „freien Zutritt haben, und dort ihren Handel, ohne Störung und Beläſtigung treiben dürfen.“

Mit anderen Worten alſo wurde den Engländern dort eben ſo gut das Recht eingeräumt, Schutzörter für den Handel zu errichten, als auch mit den dortigen

Indianern, den Spaniern gleich, Handel treiben zu dürfen.

Hebt dieser Vertrag die Alleinherrschaft Spaniens über jene Länder auf?

England selbst ist kaum unverschämt genug, ernstlich diese Behauptung zu unterstützen.

Unter einer Erlaubniß, mit gleichen Handels-Rechten sich in einem Lande anzusiedeln, nur unter einer Versicherung des Schutzes gegen Störung und Belästigung, kann nicht, (in einem Wörterbuch der gesunden Vernunft wenigstens) eine Abtretung der Alleinherrschaft jenes Gebietes, auf welches dieser Artikel Bezug hatte, verstanden werden.

Die Anzahl und der Inhalt der, an England durch diesen Vertrag gestatteten Rechte, sind also einzig und allein eine gemeinschaftliche Besitznahme Nootka's und der spanischen Provinzen nördlich davon, in der Absicht, Handel mit den Indianern zu treiben. Es war nur ein gemeinschaftliches Lehen, das nach dem Willen des Eigenthümers aufgehoben werden konnte, und wenn nicht durch diesen, sich dennoch, durch die natürliche Folge der Dinge, auflösen mußte; nämlich durch das Aufhören des Handels mit den Indianern und durch die Aufreibung der Stämme selbst, die, unter der vorrückenden Civilisation fielen und schwanden.

Keine der beiden Partheien konnte es je als ein immerwährendes Recht betrachten. Es sind aber auch Gründe vorhanden, welche die Bedingungen des Vertrages von 1763, für die Vereinigten Staaten, als Nachfolger Spaniens im Besitz des Oregon-Gebietes, nie bindend gemacht haben oder je machen können.

Verhandlungen zu Folge, die in jenen Zeiten im brittischen Parlamente hinsichtlich dieser wichtigen Frage stattfanden, wurde der Vertrag von 1763 von Spanien für null und nichtig erklärt und von England selbst so betrachtet.

Hätte England der Welt nicht zeigen wollen, daß es sich mit der Nichterfüllung Spaniens, in Hinsicht dieses Vertrages, zufrieden gebe, so wäre damals die Zeit gewesen seine Rechte, wenn es deren irgend welche zu besitzen glaubte, zu behaupten, und nicht dritte Partheien zu dem Glauben zu zwingen, daß es sich ruhig derselben begeben habe.

Die Vereinigten Staaten hatten Grund genug zu vermuthen England hätte sich zurückgezogen, und kauften daher, die Sache aus diesem Lichte betrachtend, das Oregon-Gebiet von Spanien.

Mit welchem Rechte kann nun England unter diesen Umständen, und nach dem Verlauf von fast einem halben Jahrhundert, auftreten, und von dem Nachfolger Spa-

niens Rechte in Oregon verlangen, denen es, gewiſſermaßen, längſt entſagt hatte, die von Spanien verweigert waren, und auf die es nie, ſei es wegen früherer Entdeckung, Beſitznahme oder Kauf, Anſpruch machen konnte? England ſchreibt ſeine Anſprüche auf Oregon auch denen der Entdeckung zu. Wir wollen dieß unterſuchen.

Das erſte engliſche Schiff, das dieſe Küſten beſuchte, befehligte Franz Drake. Er lief in den ſtillen Ocean im Jahre 1778 ein, und beraubte, obgleich England mit Spanien in Frieden lebte, die mexikaniſche Küſte mit all' der Keckheit und Frechheit eines geübten Piraten; ein ſolcher Schrecken ging an den Ufern vor ihm her, daß ſein Name noch nach einem Jahrhundert das Entſetzen der Bewohner war.

Nachdem er ſich eine Zeit lang auf dieſe Art unterhalten hatte, ſegelte er an der Küſte bis zum 45ſten Gr. nördl. Br. hinauf, und kehrte dann bis zum 38ſten zurück, nahm die Krone, die ihm der Fürſt des Landes bot, im Namen ſeiner Königin an, nannte das Land „New Albion", kehrte nach England zurück und wurde, Dank der Ritterwürde die ihm verliehen ward, aus einem Piraten ein ehrlicher Edelmann.

Die Theile Oregon's, die Drake geſehen hatte, waren in den vorhergehenden 30 Jahren ſchon mehre Male von den Spaniern gefunden und unterſucht worden.

Sir Thomas Cavendish kam später an die Küste, sah aber nicht so viel als Drake davon.

Der berühmte Capitän Cook folgte auf Cavendish. Er sah die Küste vom 43sten bis 48sten Grad, lief an der Meerenge de Fucas vorbei, ohne sie zu bemerken, und ankerte am 16. Februar 1779 im Nootka-Sund.

Im Handel mit den Indianern, fand er, daß sie eiserne Waffen, Messingschmuck und Löffel von spanischer Arbeit hatten — Nootka war vier Jahre vorher, ehe Cook dorthin kam, von den Spaniern entdeckt, und in Besitz genommen worden. —

Die späteren englischen Seefahrer, als Mears, Vancouver und Andere, folgten, was das Oregon-Gebiet betrifft, blos den Spuren, die ihnen von den Spaniern hinterlassen waren. Hiermit endigt das Recht das England, hinsichtlich früherer Entdeckungen, auf Oregon haben könnte. Spaniens Rechte waren gegen die Britanniens unantastbar.

In den Verträgen mit Florida, die im Jahre 1819, am 22. Februar bestätigt wurden, begab sich Spanien seiner Rechte auf das Oregon-Gebiet in folgenden Worten, zu Gunsten der Vereinigten Staaten:

„Seine katholische Majestät tritt an die Vereinigten Staaten alle seine Rechte und Ansprüche auf irgend ein Territorium Ost und Nord von besagter Linie (der 42ste

Grad nördliche Breite, und zwar von den Quellen des Arkanſas in paralleler Linie, weſtlich zum ſtillen Meer) ab, und entſagt für ſich ſelbſt und ſeine Erben und Nachfolger, für immer allen Rechten auf die benannten Gebiete."

Ohne dieß Alles aber, haben die Vereinigten Staaten auch an und für ſich ſelbſt Anſprüche auf das Oregon-Gebiet, die allein ſchon jedes Recht Englands, ja der ganzen übrigen Welt, null und nichtig machen würden.

Ihre Bürger entdeckten zuerſt, daß das Land, an welchem Nootka-Sund liegt, eine Inſel ſei — ſie beſchifften zuerſt jenen Theil der de Fuca Meerenge, der zwiſchen Pugets-Sund und der Inſel der „Königin Charlotte" liegt und entdeckten den Kontinent des nordweſtlichen Amerika's, vom 48ſten bis 50ſten Grad nördlicher Breite.

Amerikaniſche Bürger entdeckten ebenfalls „Königin Charlottes Inſel", umſegelten ſie und entdeckten das feſte Land öſtlich davon, bis zum 55ſten Gr. nördl. Br. England kann keine ſo wichtigen Entdeckungen in dieſer Breite aufweiſen, und hat folglich mit uns, als Entdecker, keine gleichen Rechte auf den Theil Oregon's, der nördl. vom 49ſten Grad liegt. Ebenſo entdeckten amerikaniſche Bürger den Columbia-Fluß und ſein ganzes Thal, das ihnen, den Geſetzen aller Völker gemäß, gehört.

Eines dieſer Geſetze iſt, daß die Nation, welche die Mündung eines Fluſſes entdeckt, in Folge hiervon das Recht der Entdeckung auf das ganze Land ausdehnen kann, das er bewäſſert. —

Wir (amerikaniſche Bürger) entdeckten die Mündung und die meiſten Quellen des Columbia, und ſein Thal iſt das unſere — unſer auch ferner durch Ankauf von Spanien als erſtem Entdecker und Beſitznehmer des Feſtlandes; das Unſere durch erſte Beſitznahme dieſes großen Stromes und ſeines Thales, und durch jenes Geſetz, welches uns durch ſolche Entdeckung und Beſitznahme die Gebiete, welche natürlich von ſolchem Thale abhängig ſind, zuſichert. In Folge hiervon ſind wir alſo auch die rechtmäßigen und alleinigen Eigenthümer aller der Theile Oregon's, die, obgleich nicht durch den Columbia bewäſſert, an ſeinen nördlichen und ſüdlichen Ufern liegen und die von ihm, dem Ausſpruch der Geſetze zu Folge — „natürlich abhängig ſind."

Das Oregon-Gebiet iſt daher aus allen dieſen und noch manchen andern Gründen, die vielleicht in der Kraft gefunden werden möchten, mit der unſere Bürger daſſelbe nöthigenfalls vertheidigen würden, das rechtmäßige Eigenthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Capitel I.

Am 21. Mai 1839 erreichte der Autor, nebst noch sechzehn Anderen, die kleine Stadt „Independence" in Missouri. — Unser Ziel war das Oregon-Gebiet. Einige von uns lockte das gesunde Leben der Wildniß, Andere die Wildniß ihrer eigenen Selbst willen, und wieder Andere suchten eine Heimath in den Urwäldern und zwischen den wilden Bergen des Columbia Thales; Jeder aber, auf die eigene Wohlfahrt bedacht, begann seine Vorbereitungen, die Grenzen der civilisirten Welt zu verlassen.

Lastthiere, Pferde und Packsattel wurden gekauft und zum Gebrauche zurecht gemacht; Speck und Mehl, Salz und Pfeffer, um eine ungefähre Strecke von 4000 Meilen auszureichen, in Säcke gepackt, unsere Pulverfäßchen in Wachstuch eingeschlagen, und große Stücken desselben Stoffes angeschafft um diese Sachen, wie unsere Säcke mit Kleidungsstücken vor dem Regen zu schützen. Unsere Waffen wurden genau nachgesehn, Kugeln gegossen,

Pulverhörner und Zündhütchen-Futterale gefüllt und überhaupt Alles gethan und besorgt, was wir glaubten besorgen zu müssen, ehe wir es wagen konnten, die Grenze des indianischen Gebietes zu überschreiten.

Bevor wir jedoch diese kleine „hölzerne Stadt" verlassen, möchte es wohl nicht ganz uninteressant sein noch zu bemerken, daß es der gewöhnliche Sammel- und Ausrüstungsplatz für alle Kaufleute aus dem obern Land nach Santa Fé und den anderen mexikanischen Staaten bestimmt, ist. Im Mai jeden Jahres versammeln sich diese hier, und kaufen große pensilvanische Wägen und Gespanne von Maulthieren, um ihre Cattune, baumwollene Zeuge, Kleider, Stiefel, Schuhe ꝛc. ꝛc., durch die ungeheuren Steppen nach jenem fernen und so unzuverlässigen Markte hinzuschaffen.

Wohl interessant ist es dann für alle diejenigen, die noch niemals das Aufbrechen eines solchen Zuges gesehen haben, zu beobachten, wie man die wilden Maulthiere zum Ziehen und Arbeiten zwingt. —

Zuerst werden sie eingeschirrt und zu zweien an die Deichsel gespannt, dann die übrigen davor, zwei und zwei in langen, schwingenden Ketten; hierauf, um sie freundlich zu erinnern, daß sie ein Leben monotonen Beschauens gegen die thätigen Pflichten des Santa Fé-Handels vertauscht haben, wird ein heißes Eisen gegen ihre Schenkel

oder ihre Schulter gepreßt, das auf dem zuckenden Fleische die Anfangsbuchstaben des Eigenthümers zurückläßt.

Nachdem dieß geschehen ist, besteigt ein mexikanischer Spanier, als Haupt der Maulthiertreiber, das rechte Hand-Maulthier, ein Anderer das zur Linken, zunächst den Führern, während vier oder fünf Andere noch, als Fußwache, mit Peitschen und ledernen Riemen bewaffnet, an jeder Seite stehen. Die Züge werden gestreckt, und der erste Versuch, unbedingten Gehorsam von den bis jetzt nie Gezügelten Gehorsam zu fordern, wird gemacht.

Der Haupttreiber schreit seinen Marschruf, und preßt seine langen Sporen in die Seiten des Thieres, das ihn trägt. Sein Kamerad folgt seinem Beispiel, aber — vergebens sind ihre Bemühungen; ein Zusammenzucken, ein wilder Seitenblick, und ein gellender Schrei, sind die einzigen Antworten dieser Märtyrer menschlicher Gewalt. — Noch einmal werden die Ketten gestreckt — der blutige Sporen noch einmal eingestoßen, alle Umstehenden schreien und toben und gebrauchen die Peitschen; die ungelehrigen Thiere aber schlagen und springen, bäumen und reißen, fallen in ihr Geschirr und betragen sich, mit einem Wort, vollkommen als Maulthiere.

Es gelingt ihnen dann auch gewöhnlich Hals oder Bein eines ihrer Kameraden zu brechen und einen Spektakel zu vollführen, der ihren langohrigen Vorfahren zur

Ehre gereichen würde. Nachdem sie übrigens einige Male auf diese Art vorgenommen sind, ziehen sie sehr gut, und obgleich auch dann und wann ein Unglückliches sich solcher Unterdrückung seiner Freiheit gewaltsam widersetzen will, schleppt doch die Mehrzahl die gewöhnlich passiven Gehorsam einer aktiven Tracht Schläge vorzieht, es mit sich fort, bis es, wie sie selber, sich der Oberherrschaft der Führer unterwirft.

Independence war der erste Wohnort der Mormonen, westlich vom Mississippi. Hier legten sie den Grund zu ihrem Tempel, bauten des „Herren Waarenhaus" und richteten auf jede andere Art diesen Platz zum bleibenden Wohnsitz ihrer Gemeinde her. Sie vertrugen sich aber nicht mit ihren Nachbarn, gingen über den Missouri und gründeten die Stadt „Far West" (Weit West). 1838 fingen sie wieder gewisse Ausübungen ihres Glaubens, in ihrem neuen Wohnsitze an, und wurden endlich durch Militair-Macht aus dem Staate vertrieben.

Unglücklicher Weise hielten sich diese guten Leute für die „Heiligen des Höchsten", denen der Herr die Erde als Erbtheil, schon in alten Zeiten versprochen habe, und versuchten nun auf alle nur mögliche Arten sich wieder in den Besitz dessen zu setzen, was ihnen „als Kinder Gottes" der Herr gegeben hätte.

Alle Mittel blieben in ihren Augen recht und gerecht, die sie nur diesem Ziele näher brachten, und Raub und Plünderung waren erlaubt, ja schienen ihnen sogar Nichts Ungerechtes, da sie sich ja nur wieder in den Besitz der ihnen doch nun einmal gehörenden Sachen setzten.

Dabei stießen sie allerlei wilde, prophetische Drohungen gegen die Bewohner Missouris aus, und brachten diese endlich in der That dahin die Waffen gegen sie zu ergreifen.

Im Jahre 1838 erschienen sie vor dem Lager der „Heiligen und geboten ihnen sich zu ergeben." Vergebens erwarteten die „Kinder Gottes" Verstärkung von oben, die ihnen ihr Prophet sicher und gewiß zugesagt hatte, und fast ohne den geringsten Widerstand unterwarfen sie sich. Einige der Hauptanführer wurden in sicheren Gewahrsam gebracht, aber der Masse erlaubte man, den Staat in Frieden zu verlassen.

Der Ursprung des Buches der Mormonen war, lange Zeit hindurch ein Geheimniß, doch setzen es spätere Entdeckungen außer allen Zweifel, daß es im Jahre 1812 von dem Ehrw. Herrn Salomo Spaulding *) in New Salem im Staate Ohio, verfaßt sei!

Es war von diesem Herrn als eine historische Romanze jener, schon lange ausgestorbenen Race geschrieben,

*) S. S. war ein Graduirter des Collegiums zu Darmouth.

welche die Hügel und Festungswerke gebaut haben muß, die wir noch überall in den Thälern der Vereinigten Staaten zerstreut finden. Herr Spaulding las dieses Werk, während er es schrieb, einigen Freunden vor, welche, als das Buch der Mormonen gedruckt erschien, so fest davon überzeugt waren, dieses, und das Werk des dann verstorbenen Seelenhirten sei ein und dasselbe, daß sie nachsuchten, und das Original wirklich unter seinen Papieren fanden.

Da war nun freilich immer noch ein Räthsel zu lösen, wie dieses Buch nämlich in Joe Smith's Hände gekommen sein konnte; bei weiterem Nachsuchen aber fand sich, daß der Ehrw. Autor die Idee gehabt hatte, es zu veröffentlichen, und es, in Folge hiervon, lange in der Druckerei liegen ließ, in welcher Sidney Rigdon, der solch bedeutende Rolle in der Geschichte der Mormonen gespielt hat, zu jener Zeit angestellt war.

Rigdon copirte ohne Zweifel die Novelle des armen Spaulding und mit diesem Buch und Joe Smith's Hülfe war es ihm gelungen, ein neues Gebäude von Aberglauben und Unsinn aufzuführen, das in Schändlichkeit oder Falschheit wohl von keinem andern je übertroffen wurde.

Am 30. Mai waren wir endlich zum Aufbruch in das indianische Gebiet fertig gerüstet. Unsere Packsättel wurden auf die Maulthiere gelegt, unsere Säcke mit Pro-

visionen und anderen Sachen gehörig und zweckmäßig darauf befestigt, und vor dem Regen, der schon zu fallen anfing, geschützt, und wir selbst dann, gut beritten und bewaffnet, schlugen den Weg ein, der südwestlich von Independence fort, nach Santa Fé hinführt. —

Wir waren erst drei Meilen gezogen, als furchtbare Regengüsse uns nöthigten, in einem am Wege stehenden Schulhause, Schutz und Obdach für die Nacht zu suchen. Der nächste Morgen aber war klar und schön und wir brachen früh auf, setzten etwa um 12 Uhr über den „Bigblue" — der seine Wasser in den Missouri ergießt, und näherten uns der indianischen Grenze.

Ängstlich gespannt suchten wir jetzt die geringsten Kleinigkeiten auf, an denen wir erkennen konnten, daß wir die Grenzen der Civilisation noch nicht überschritten hätten, da uns ja diese, von frühster Kindheit auf an sie gewöhnt, als ein Erbtheil bürgerlicher und gesellschaftlicher Glückseligkeit übertragen worden.

Es machte einen fast peinlichen Eindruck auf uns die letzte Fenz, die letzte Wohnung eines weißen Mannes, die letzte Ähnlichkeit mit der Heimath zu verlassen. — Endlich näherten wir uns der äußersten Hütte, tranken noch einmal aus dem Brunnen und wanderten weiter. — Jetzt waren wir vorbei — Alles lag hinter uns, was

die Sympathie unſerer Jugendjahre durch ſüße Erinnerung geheiligt hatte. —

Vor uns aber ſahen wir die grünen, baumloſen Ebenen, wie ſie ſich dort ſeit der Sündfluth ausbreiteten; — ſchön und großartig, ununterbrochen durch Buſch oder Fels, unberührt von Pflug oder Grabſcheit, würzige Luft von ihren erſten Frühlingskindern ausſtrömend.

Seit dem Anbeginn der Zeit waren dieſe der Schauplatz indianiſcher Tapferkeit geweſen, der Schauplatz ihrer Hoffnungen, Freuden und Schmerzen. O wie viele großartige Erinnerungen mußten ſich in der Bruſt eines Wilden an dieſe Ebenen knüpfen, die ſich in ihrer wunderbaren Schönheit faſt zauberhaft vor den entzückten Blicken entfalteten!

Nachdem wir ungefähr 25 Meilen über dieſe liebliche Prairie gezogen waren, hielten wir an dem Ufer eines kleinen Fluſſes, im ſogenannten Ulmenhain.

Hier ſchlugen wir unſere Zelte auf, banden die Pferde an eigends zu dieſem Zweck mitgenommene Pfähle, kochten, nachdem wir mit vieler Arbeit genug Brennmaterial herzugeſchafft hatten, unſer Abendbrod und verzehrten, zum erſten Mal auf indianiſchem Gebiet, unſer frugales Mahl.

Hier wurden nun auch beſtimmtere Anordnungen zu unſerer Reiſe durch die Prairieen getroffen, und zu dieſem

Zweck Proviſionen, Waffen, Ammunition, Gepäck und Sättel noch einmal nachgeſehn, und ein Verzeichniß unſeres gemeinſchaftlichen Güterbeſtandes für den indianiſchen Handel, aufgenommen.

Ebenſo erwählten wir jetzt Anführer, deren Pflichten wir beſtimmten und verließen dann am 3. Juni den Ulmenhain, wanderten noch ungefähr 15 Meilen auf der Santa Fé Straße fort und ſchlugen unſer Lager auf einem kleinen Hügel auf, von dem wir die Ausſicht über die ganzen umliegenden Flächen hatten.

Das Gras war ungefähr 4 Zoll hoch und ſchwankte und wogte in maleriſcher Schönheit unter dem leiſen Lufthauche, der dann und wann darüber hin ſtreifte.

Wir blieben hier, auf zwei der Unſrigen wartend, die ein entſprungenes Pferd ſuchten, anderthalb Tage liegen, die Zeit verfloß aber angenehm genug. In der That beſeelte uns, von aller menſchlichen Geſellſchaft abgeſchnitten und uns ſelber überlaſſen, der Geiſt der kühnen, ſorgloſen Indianer; wir ſchulterten die Büchſen und gallopirten dem ſchmalen Holzſtreifen zu, der die Prairie im Weſten begrenzte, um einen Hirſch zu erlegen. Obgleich wir nun zwar Nichts fanden, ſo war es doch des Verſuches werth — wir hatten angefangen unſere Lebensmittel zu erjagen.

Den 4. Nachmittags kehrten unsere Kameraden mit dem entflohenen Thiere zurück; die Signalschüsse wurden gegeben, und in kurzer Zeit waren wir Alle versammelt.

Unsere Straße zog sich am 5. durch eine fruchtbare, ebene, mit dem, diesen Gegenden eigenthümlichen wilden Gras bekleidete Fläche.

Dann und wann nur dehnte sich ein dünner Streifen von Schwarzeichen am Horizont hin, oder zog sich, unfern der Straße, in einer Schlucht hinauf; hier aber bemerkten wir recht deutlich, wie vorsichtig die Santa Fé Kaufleute an solchen Stellen stets zu Werke gingen, denn nirgends näherte sich die Spur ihrer schwer beladenen Wagen irgend einem dieser Dickichte auf Büchsenschußnähe.

Ein Marsch von funfzehn Meilen brachte uns zu unserem Lagerplatz. — Kaum dort angelangt, packte ein Theil unserer Gesellschaft, dem dieß Geschäft übertragen war, die Maulthiere ab, ein anderer Theil spannte die Zelte auf, während Einige Holz herbeitrugen und ein Feuer anzündeten, Andere wieder Wasser holten und die Kochgeschirre herbeischafften, so daß hier, wie an jedem anderen Abend, unsere kleine Truppe, in wenigen Minuten aus einem reisenden Zug in ein fröhliches, essendes Lager verwandelt war. —

Ein Gewitter brach die Nacht über uns herein; die Blitze waren ungeheuer grell und die Donnerschläge schnell

und laut. Wie zwei feindliche Batterieen feuerte eine nördliche und eine südliche Wolkenwand gegeneinander und der Regen schlug in Strömen aus den dunkelen Massen herunter. Da wir keinen kleinen Ablaufsgraben um unser Zelt gemacht hatten, lagen wir sowohl, wie unser Gepäck, nur kurze Zeit nach dem Anfange des Regens, im Wasser, und wurden tüchtig eingeweicht.

Am nächsten Abend, nachdem wir den ganzen Tag durch Schlamm und Sumpf gewadet waren, tödtete Einer der Gesellschaft eine Schildkröte, die uns ein herrliches Abendessen bereitete. Das war der einzige, einem Wild ähnliche Gegenstand, den wir, seit wir die Grenze betreten, gesehen hatten. —

Am 7. bei Sonnenuntergang erreichten wir den Osage-Fluß (ein Strom, der sich unterhalb der Stadt Jefferson in den Missouri ergießt).

Unsere Gesellschaft theilten wir jetzt in zwei Schüsselkameradschaften, eine von sieben und die andere von acht Mann und keine schlechte Gruppe müssen wir dem Beschauer, Jeder nach Schneiderart am Boden niedergekauert, gewährt haben, wie wir, vor einem Blechbecher mit Thee, Kaffee oder Wasser gefüllt, und einem Teller mit gebratenem Speck und in Fett geschmortem Waizenmehl da lagen, Jeder sein langes „scalping knife“

(Scalpir= oder bei den Weißen Jagdmeſſer) in der Rechten haltend.

Morgens, als wir unſere Thiere ſattelten, kamen zwei der Kauzaus Indianer dicht vor unſer Lager und ſchienen eine Einladung zu erwarten. Sie waren mit Flinten und Meſſern bewaffnet, und mir fiel beſonders die Art auf, in der ſie, ganz der indianiſchen Vorſicht gemäß, ihr Schießgewehr trugen.

Die rechte Hand hielt den dünnen Theil des Schaftes, gerade über dem Kolben, umſpannt, und der Lauf ruhte im linken Arm, ſo daß ſie ſtets zum Feuern fertig waren.

Sie beobachteten uns ſehr aufmerkſam, um zu erſpähen ob wir Freunde oder Feinde ſeien; als wir ihnen aber winkten näher zu kommen, ſetzten ſie ſich nahe zum Feuer hin, und begannen mit der größten Kaltblütigkeit ihre Miſchung von Weidenrinde und Taback zu rauchen. Als wir den Lagerplatz verließen, warf Einer von unſeren Leuten ein paar alte Stiefeln weg, an denen die Sohlen mit eiſernen Nägeln befeſtigt waren, unſere Gäſte aber fielen mit einer wahren Gier über dieſelben her, und ſchienen ſich mit freudigen Gebehrden und einigen rauhen Gaumenlauten zu der Erlangung von ſo viel Reichthum Glück zu wünſchen.

Um 8 Uhr fanden wir uns wieder auf dem Weg; die Morgenluft war wahrhaft balſamiſch; Myriaden jun=

ger Blumen schmückten die grüne Ebene, und heiter und froh gestimmt begannen wir unseren neuen Tagemarsch, als drei unserer besten Leute sich entschlossen erklärten, die Reise nicht fortzusetzen, sondern mit einer Gesellschaft von Wagen, denen wir am vorigen Abend begegnet waren, nach den Ansiedlungen zurückzukehren; gleich darauf verließen sie uns, Abschied nehmend.

Ein Schatten von Mißvergnügen umwölkte wohl jedes Auge, doch war es nur von kurzer Dauer. Der Entschluß, zu den fernen Thälern des Oregon zu dringen, scheuchte bald jedes andere Gefühl hinweg, und nachdem wir zwei Jäger, um irgend Etwas zu erlegen, vorausgeschickt hatten, reisten wir fröhlich weiter.

Der Osage-Fluß ist dort etwa 100 Schritt breit und $2\frac{1}{2}$ Fuß tief. Seine Ufer sind mit Baumwollenbäumen*), Eschen und Hickory (eine Art weißen Wallnuß) bedeckt. Wir ritten durch den Fluß, durchschnitten das Dickicht, das ihn umgiebt, und folgten dann auf's Neue der Santa Fé Spur. — Das Land, welches wir an diesem Tage durchzogen, war wellenförmig und schön, der Bo-

*) (cotton tree) erhält seinen Namen von der baumwollenartigen Masse, die aus seinen Saamenkapseln fliegt, und die Erde oft, wo viele von diesen Bäumen stehn, wie mit Schnee bedeckt. — Er liebt feuchten, sumpfigen Boden.

den sehr fruchtbar, hatte außerordentlich tiefe Ackererd
und war von drei kleinen Wassern durchschnitten, die, i
rem Cours nach, in den Osage mündeten. Am Abha
eines kleinen Hügels, den wir am Abend erreichten, war
die Ueberreste eines alten Kanzaus Lagers, und ein cr
stallheller Quell sprudelte dicht darunter zwischen de
Stämmen hervor.

Das Ganze sah so einladend aus, daß wir b
schlossen, müde und hungrig wie wir waren, für d
Nacht dort zu bleiben; dem zu Folge feuerten wir unse
Signalschüsse für die Jäger, spannten die Zelte auf, g
brauchten die Zweige, welche die Indianer benutzt hatte
ihre Wigwams zu bauen, zu Feuerholz und waren bal
häuslich eingerichtet.

Dieses Lager war von den Kanzaus vor sechs Ja
ren aufgeschlagen, als sie südlich zu ihrer jährlichen Bü
feljagd zogen.

Wie es schien, hatten die äußersten Hütten eine
Halbzirkel beschrieben, dessen Inneres dann mit Wi
wams ausgefüllt wurde, die in gerader Linie vom Mi
telpunkt nach dem äußersten Kreise zu, liefen. Man ba
sie etwa auf folgende Art: Zweige, von ungefähr 2 Zo
im Durchmesser, werden mit dem starken Ende in de
Boden gesteckt, oben bogenförmig zusammenbefestigt un
über diese dann wollene Decken oder Felle gebreitet. Vo

:r Hütte zünden ſie ein Feuer an, legen in das Innere, uf das weiche Gras, zarte Felle, und die Heimath des ſndianers iſt fertig.

Wir benutzten hier übrigens, ohne den geringſten Scrupel Alles, was uns an Waſſer oder Holz nützlich ı ſein ſchien, und waren gar bald recht behaglich einge= chtet.

Um 9 Uhr ungefähr wurden unſere Signalſchüſſe on den Jägern beantwortet — ſie hatten den ganzen Tag das Land durchſtöbert, aber nicht das geringſte Wild efunden; das wieß ſich als ein harter Schlag für unſere Hoffnungen aus.

Wir beſaßen nur noch 100 Pfund Mehl und eine Seite Speck, dazu waren die Büffel, nach der genaueſten Schätzung, die wir machen konnten, noch wenigſtens an 300 Meilen von uns entfernt, und das Land, bis dort= in fortwährend von Indianern durchzogen und bejagt, chien uns wenig Hoffnung auf anderes Wild zu laſſen; och machten wir uns keine zu große Sorge über dieß Alles, ſetzten uns auf etwas kürzere Rationen herunter nd ſchliefen die Nacht vortrefflich.

Am andern Morgen zogen wir den Hügel hinab nd mußten ein kleines Dickicht durchſchneiden, doch ſo ſehr wir auch die Friſche und Lieblichkeit dieſes freundli= chen Hains bewundern mochten, konnten wir uns doch

nicht dem ganzen Genuß hingeben, da wir ein scharfes Auge auf alle Büsche und Verstecke halten mußten, wo etwa ein lauernder Feind verborgen liegen konnte.

Dieser Hain ist die nördliche Grenzlinie der wandernden Cumanches, eines indianischen Stammes, der eigentlich seine Heimath in den weiten Prairieen von Texas hat. Seine zehntausend Krieger, die unvergleichliche Reitkunst derselben, die Staunen erregende Schnelle, mit der sie ihre Feuerwaffen abschießen und wieder laden, wie ihr nicht zu löschender Blutdurst, machen sie gefährlicher und fürchterlicher, als irgend einen anderen Stamm der wilden Ureinwohner.

Glücklicher Weise jedoch sahen wir Nichts von diesen Spartanern der Prairieen und durchschnitten fröhlich die kleine Steppe, die uns noch von council grove trennte.

Council grove oder der Berathungshain, hat seinen Namen eigentlich davon erhalten, daß sich hier die Reisenden, sowohl nach dem Westen als auch nach den südlichen mexikanischen Provinzen, gewöhnlich versammeln, ihre Anführer wählen und ihre Gesetze entwerfen, um all den Gefahren, die ihnen weiter im Innern der Prairieen drohen, zu begegnen.

Zuerst wird ein Hauptanführer gewählt, und seine Pflicht ist es dann wieder die anderen, unter ihm stehen-

den Rottenführer zu ernennen, die Eigenthümer der Güter und die Leute selbst in verschiedene Wachen einzutheilen und jedem seine bestimmten Wachtzeiten für den übrigen Theil dieser gefährlichen Reise anzuweisen.

Er theilt ebenfalls die Caravane in zwei Abtheilungen, von denen jede, wenn sie auf dem Marsch begriffen sind, eine Colonne bildet.

In diesen Colonnen bekommt jedes Gespann seinen gewissen Platz, den es nie verlassen darf. Nachdem dieß Alles angeordnet ist, hat die Berathung ein Ende und der Führer reitet mit denen, welche die Wache haben, voran, um theils auf der alten Spur zu bleiben, theils auch eine sich irgendwo nahende Gefahr gleich zu erspähen und ihr zu begegnen.

Nach dieser Wache kommen die ersten Gespanne, ungefähr 30 Schritte von einander entfernt, und die Anderen folgen in gerader Linie, bald auf dem wellenförmigen Boden emporsteigend, bald in den kleinen Thälern verschwindend; zwei hundert Mann, hundert Wagen, achthundert Maulthiere; und Schreien, Peitschenknallen, Pfeiffen und Lachen, Alles tönt wild und jubelnd durcheinander, während die fröhlichen, abgehärteten Yankees auf diese Art, heiteren Sinnes durch tausende von Gefahren ziehen, um sich ihren Antheil Goldes aus den reichhaltigen Minen Mexikos zu holen.

Verschiedene Vortheile werden übrigens durch diese Eintheilung gewonnen. Sollten sie auf ihrem Marsch von den Comanche-Reitern oder anderen Feinden angefallen werden, so treiben die ersten Gespanne zur Rechten und Linken, und schließen die Fronte, während die letzten, durch eine ähnliche Schwenkung, den Rücken decken, und auf diese Art eine lange Wagenburg formen, die, mit baumwollenen Gütern beladen, Männer und Thiere vor den Kugeln und Pfeilen der Indianer schützt.

Dieselben Vorbereitungen werden Abends, wenn sie Halt machen, getroffen und innerhalb dieser Wagenburg, nachdem sie gefüttert sind, die besten und nützlichsten Pferde und Lastthiere getrieben; die andern aber an eingerammelte Pfähle, etwa 20 oder 30 Schritte von den Wagen entfernt, befestigt. Die Stricke, an welche sie gebunden werden, sind gewöhnlich 30—40 Fuß lang, und die Pfähle weit genug von einander, daß sie sich nicht verwickeln können.

Zwischen diese Thiere werden die Wachen gestellt, die entweder bewegungslos dastehn, oder, an den Boden geschmiegt, den ebenen Horizont beobachten, um sogleich jeden, sich bewegenden Gegenstand zu erkennen.

Das letztere Verfahren ist auf jeden Fall das zweckmäßigste, da eine aufrechtstehende Schildwache gar leicht von dem heranschleichenden Indianer gesehn, und mit

nem Pfeil geräuschlos nieder geschossen werden könnte, je diese nur die Nähe ihres Feindes ahnen möchte; ist as Auge des Wachthabenden aber dicht auf dem Boden, o kann er leicht jeden, nur etwas erhaben zwischen sich nd dem helleren Horizont aufsteigenden Gegenstand, bemerken.

Wird das Lager angegriffen, so macht die Besatzung inen Ausfall, befreit ihre Thiere aus den Händen der Rothhäute und feuert dann aus ihrer Wagenburg mit ller nur möglichen Schnelle und Sicherheit auf die Angreifer.

Manches blutige Gefecht ist so auf der „Fährte" (die Wagengleise der Santa-Fé-Wägen) gekämpft worden, und manches Grab liegt am Wege; ein stummer Zeuge der wüthenden Angriffe, welche die freien Kinder der Prairieen auf ihre Feinde machten.

Die armen Erschlagenen schlummern allein in diesem Steppen-Ocean; keine Thräne benetzt ihr Grab, und nur der schallende Huftritt wilder Reiter, das tiefe Gebrüll der Büffel, das nächtliche Heulen hungriger Wölfe, der Sturm, der um Mitternacht aus den Höhlen der „scheinenden Höhen" hernieder braußt, oder auch der Zephyr, der, wenn die Natur guter Laune ist, die wilden Frühlingsblumen über ihrem Staub schaukelt, rufen

ihnen zu: „Ihr seid allein — an Eurer Seite witter nicht die Gebeine eines Freundes!"

Äußerst vorsichtig durchzogen wir auch diesen Hain um irgend einen, vielleicht gelegten Hinterhalt zu er spähen, fortwährend den Pfad verfolgend, den uns di schweren Wägen der Santa Fé Kaufleute im Buschwer bezeichnet hatten, bis wir endlich, die offene Stepp wieder erreichend, einen Platz fanden, wo die ganze Ca ravane erst vor wenigen Tagen gelagert haben mußte.

Das Gras, um den Platz herum, war bis auf de Boden von ihren zahlreichen Lastthieren abgenagt, un ihre Feuer rauchten und glühten noch.

Diese Zeichen der Nähe von Freunden hatte ein ganz vorzügliche Wirkung auf unsere, schon etwas nieder gedrückten Geister, und wir ritten fröhlich auf der Fährte hin

Hatten wir doch jetzt wieder Hoffnung, daß wir un sere Landsleute erreichen und von ihnen auch, im schlimm sten Fall, Lebensmittel erhalten konnten.

Dieser eben durchzogene Hain war der größte un schönste, den wir, seit den Ansiedlungen, gesehen hatten Eschen, Ahorn, Hickory*), schwarzer Wallnuß, wie viel Arten von Eichen, neben einer großen Masse verschie

---

*) Eine Art weißer Wallnuß, mit außerordentlich zähem hartem Holz, der sich besonders zu Wagner-Arbeiten eignet.

ner Buschparten, mit dem saftgrünen Junilaube bedeckt, illten ihn. Ein klarer Bach murmelte über glatte Kiesel n, und das Zwitschern und Flöten mancher buntbefie- rten Waldsänger hinterließ einen gar lieblichen Ein- uck, den wir aus dieser Waldoase mit fortnahmen.

Zu unserer Rechten schwoll jetzt die Prairie leise an nd dehnte sich ungefähr zehn Meilen weit hinaus, einen underbar lieblichen Horizont bildend. Das Ganze war it einer dichten, wohl Fuß hohen Grasdecke überzogen, elches zu dieser Jahreszeit im reichsten Grün prangte. inter uns lag ein dunkeler Streifen Wald, der sich von m Hain aus weit nach Osten hinüber streckte, bis die nen Wipfel der Bäume unter dem schwankenden Grase schwimmen, und sich mit ihm zu vermischen schienen.

Es that den Augen wehe, in diese ungeheuere Ferne nauszuschauen, und ein Gefühl von Unendlichkeit, von höner Unendlichkeit, war Alles, was der Geist begreifen nnte.

Nicht weit von diesem Haine sind einige interessante dianische Ruinen oder Ueberbleibsel. Sie bestehn aus ner Anzahl aufgeworfener Erdhügel und scheinen die Wahrheit der Sage zu bestätigen, die noch jetzt unter den Stämmen herrscht, daß dieß früher der heilige Zusam- enkunftsort der Nationen gewesen, wo sie sich versam- elt hätten, ihre Streitigkeiten zu schlichten, ihre Friedens-

verſicherungen zu erneuern, und die Bande der Eintrach
mit Rauchen, Tanzen und Gebeten zu dem großen Geiſ
zu beſiegeln.

Einige Meilen in der Prairie vorgerückt, ſahen wi
zu unſerer Rechten eine kleine Anzahl Indianer. — Es
war eine Parthie der Caws oder Kauzaus. Sobald ſi
unſere Annäherung bemerkten, gingen zwei von der Band
in geſtrecktem Gallop nach verſchiedenen Richtungen ab,
wahrſcheinlich um es den weiter entfernten Gliedern des
Stammes mitzutheilen. Die Uebrigen trieben, ſo ſchnel
es ihnen nur ihre ſchwer mit Fleiſch, Fellen und Decken
beladenen Laſtthiere geſtatten wollten, weiter. Ruhig ſetz
ten wir indeſſen unſeren Weg fort, da ſonderte ſich plötz
lich ein alter Krieger von ihnen ab, kam auf uns zu und
ſtellte ſich neben den Pfad hin, an welchem wir vorbe
mußten, um unſere nahe Ankunft zu erwarten.

Er ſtand aufrecht und bewegungslos, und wir konn
ten genau, weiter gegen ihn anreitend, ſeine ganze Er
ſcheinung und Stellung beobachten.

Er trug keine Kleidung, eine wollene Decke ausge
nommen, die über die linke Schulter hin, und unter den
rechten Arme, durchgezogen war.

Sein Kopf war, bis auf einen ſchmalen, ungefäh
zwei Zoll breiten Streifen, der vom Wirbel aus nach de
Stirne lief, ganz kahl geſchoren, und das Haar, kurz und

borſtig, ſtand empor wie der Kamm eines Kampfhahns; mit der größtmöglichſten Gleichgültigkeit in den Zügen hielt er übrigens dicht am Wege, und ſchien Nichts weniger zu thun, als uns zu beachten. —

Er hatte eine ſchöne, kräftige, faſt majeſtätiſche Geſtalt, war etwa 5 Fuß und 9—10 Zoll hoch und „jeder Zoll ein Indianer."

So erwartete uns unſer wilder Freund faſt unbeweglich an der Fährte, bis ich auf ihn zuritt, und ihm freundlich die Hand bot. Er ergriff dieſe ſchnell und ſchüttelte ſie wiederholt ſehr herzlich, indem er mehremal mit großem Nachdruck und bewundernswerther Schnelle die Worte ſprach: „How de — how — how?" (Wie thun — wie — wie?)

Sobald ihm Einer von uns die Hand entzog, ging er zu einem Andern, und wiederholte denſelben Gruß, wie dieſelben Worte.

Ihn genau beobachtend hatten wir bemerkt, daß er außerordentlich geſchickt und mit großer Vorſicht irgend etwas von ſeinem Büchſenſchloß in die lederne Kugeltaſche ſchob, und erwarteten nun, nicht ohne Grund, das nie ausbleibende Betteln. Wir hatten uns nicht geirrt; ſobald die Begrüßungen vorbei waren, zeigte er uns, mit den traurigſten Mienen von der Welt, daß ſein Gewehr keinen Feuerſtein habe — wir gaben ihm einen, und er

machte uns ferner durch Zeichen begreiflich, daß er Etwas haben möchte in den Lauf und auf die Pfanne zu thun. Erst nachdem er von Allem bekommen hatte, empfahl er sich in dem schnellen, schwebenden Gang, der seiner Race so eigenthümlich ist.

Je weiter wir vorrückten, desto wellenförmiger und weniger rauh wurde die Prairie und zehn Meilen mochten wir an diesem Tage geritten sein, als der Vortrab schrie, daß er Elke (Riesenhirsche) sehe.

Freudige Hoffnung erfüllte unsere, durch die sparsame Kost schon etwas kleinmüthig gewordenen Herzen und wir schickten eiligst einige der Unseren ab, die Jagd auf den schlauen, flüchtigen Feind zu versuchen, aber umsonst bemühten sich diese mit äußerster Vorsicht an sie hinan zu rücken —, sie witterten die Gefahr und entzogen sich ihr in wilder Eile.

Wir waren jetzt genöthigt unseren Hunger mit der Hoffnung zu beschwichtigen, daß wir drei andere Jäger ausgesandt hätten, und daß diese vielleicht glücklicher sein würden.

Am folgenden Abend fanden wir wieder neue Beweise von der Nähe der Santa Fé Kaufleute, und beschleunigten besonders am 12. unseren Marsch bedeutend, um die Kameraden einzuholen; aber wieder warf sich uns ein fürchterliches Gewitter in den Weg.

Etwa um 3 Uhr Nachmittags ſtieg im Süd-Oſten eine ſchwarze, drohende Wolke empor, der eine andere aus dem Süd-Weſten und eine dritte aus dem Nord-Oſten zu begegnen ſchien. Höher und höher ſteigend, näherten ſie ſich mit entſetzlicher Schnelle dem Zenith, und nachdem ſie ihre furchtbaren Maſſen, gerade über unſeren Häuptern in einandergepreßt hatten, kämpften ſie eine kurze Zeit ſo wüthend, daß ſelbſt die Winde, von den zornglühenden, leuchtenden Blitzen wie erſchreckt, ſtill ſchwiegen.

Für einen Augenblick ſchien das ganze Firmament in Aufruhr, und dabei wehte auch nicht das leiſeſte Lüftchen; in athemloſer Erwartung aber ſtarrten wir der nahenden Cataſtrophe entgegen, die dieſer fürchterlichen Stille folgen mußte, und ſahen plötzlich die Wolken von den gräßlichſten Blitzen zerriſſen, die irgend Einer von uns je geſchauet hatte; dann, als ob jede Feſſel der gewaltigen Elemente durch dieſe Kraftanſtrengung gelöſt worden wäre, folgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag in betäubender Gewalt durch den ganzen Himmelsraum, und die feurigen Strahlen, von praſſelnden Schlägen begleitet, ſprangen von Wolke zu Wolke, vom Himmel zur Erde, in ſolch' reißender, Entſetzen erregender Schnelle, daß ein Feuermeer kaum den ſtarren Blick geblendet hatte,

als auch ſchon ein anderes, noch viel greller erſcheinendes, dem erſten folgte.

Unſere Sinne wurden in der wahren Bedeutung des Wort's abgeſtumpft. Unſere Thiere, von dem allgemeinen Aufruhr der Elemente angeſteckt, drängten ſich wild zuſammen und blieben unbeweglich. Sie kehrten ſich weder an Sporen noch Peitſche, ſondern ſenkten mit gegen den jetzt losgebrochenen Sturm gekehrten Rücktheilen die Köpfe, und erwarteten geduldig ihr Schickſal. Hagel und Regen ſchlug in Strömen herunter und die Steppe wurde in einen See verwandelt. Die ganze Schöpfung zitterte vor dem Zorne des ſtürmenden Himmels. Es war eine Scene die keine Feder beſchreiben kann, die ſelbſt gefühlt, ſelbſt erlebt ſein muß.

Nachdem die Stärke des Sturmes etwas nachgelaſſen, ſetzten wir unſeren Weg, naß, kalt und hungrig, fort. Ungefähr um 6 Uhr holten wir eine Abtheilung der Santa-Fé Kaufleute, unter Anführung des Capitän Kelly ein; die Luft war aber ſo ſchwül und dunkel, daß ſie uns im Anfang für Indianer hielten und ihre Maßregeln danach ergriffen.

Um ſo freundlicher wurden wir von ihnen begrüßt, da ſie ihren Irrthum einſahen, und gern nahmen wir ihre Einladung, uns mit zu ihrem Feuer zu lagern an, da

dieſe Handelswägen ſtets eine Quantität Brennmaterial mit ſich führen.

Mit Nahrungsmitteln waren ſie übrigens ebenfalls ſchlecht verſehen.

Am 13. brachen wir mit der Morgenröthe wieder auf und ſetzten unſeren Marſch, da der Regen nachgelaſſen hatte, trotzdem, daß wir total durchnäßt waren, mit friſchem Muthe fort.

Capitel II.

Unſere Jäger, die wir vom Berathungshain aus abgeſchickt hatten, waren in Kelly's Lager wieder zu uns geſtoßen, leider unverrichteter Sache, und eine andere Abtheilung ward ausgeſandt, ſo ſchnell als möglich die Büffel aufzuſpüren um aus ihnen unſern ſchrecklich zuſammengeſchmolzenen Proviant zu ergänzen.

Unſere Rationen waren auf etwa eine Hand voll Waizenmehl, pr. Mann, herabgeſchmolzen, das wir mit Waſſer ankneteten und über ein paar Kohlen (denn Feuerung fehlte uns faſt gänzlich) bucken oder vielmehr trockneten.

Am anderen Morgen ſahen wir eine Heerde von Stieren und Maulthieren an der anderen Seite des Fluſſes graſen. Sie gehörten den Herren Bent, die einen Handelspoſten am oberen Arkanſas beſitzen.

Das Vieh war einigen der Wägen, die es nach dem Miſſouri-Markt führen ſollten, entſchlüpft, und die Führer derſelben, denen wir früher begegneten, hatten uns ſchon gebeten, die Entflohenen, da wir Bents-Fort paſſiren mußten, dorthin mit uns zurückzunehmen, was wir

ihnen auch versprachen; ein Weißer ist in diesen Steppen stets geneigt, die Bitte eines Landsmannes zu erfüllen.

Der Viehhandel, besonders Schaafe von Santa Fé nach den Staaten zu treiben, mag einträglich genug sein, nur dürfen sich die Indianer nicht gerade zu nahe an der Straße befinden; die Herren Bent kaufen übrigens von den braunen Söhnen der Wildniß Vieh zu sehr billigen Preisen, das diese sich zu noch billigeren erworben haben, und eben dieses Geschäft ist einer ihrer bedeutensten Handelszweige.

Wir legten an dem Tag nur eine kurze Strecke zurück, da unsere, in den vorigen Nächten ganz durchgeweichten Packte ordentlich getrocknet werden mußten, und schlugen zeitig unser Lager auf.

Die Gegend jedoch in der wir uns befanden, wurde keinesweges für ganz sicher gehalten, denn Cumanche- und Pawnee-Krieger durchziehen sie, des Plünderns und der Scalpe wegen, fortwährend in den Sommermonaten; wir verstärkten daher unsere Wachen und gebrauchten jede nur mögliche Vorsicht; aber kein Feind belästigte oder störte uns, und der Riese unserer Bande, eine wahre Herkulesfigur, versicherte uns jeden Morgen mit sehr nachdenklichem Gesichte, daß wir bis jetzt noch nicht todtgeschlagen wären.

Am 14. erreichten wir den „kleinen Arkansas.“ Unsere Jäger waren die vergangene Nacht dort gewesen und hatten etwa ein Dutzend Catfish (Katzenfische) gefangen; aber schon von nagendem Hunger getrieben, einen Theil derselben, ohne Salz oder Brod verzehrt.

Den Rest fanden wir an einem Busch im Bach befestigt und sogar schon in einem höchst bösartigen Grad thierischer Auflösung begriffen; wir nahmen sie jedoch heraus, brochen und beschauten sie wechselsweise und obgleich unsere Augen und Nasen diesmal gar nicht mit dem Magen übereinstimmten, behielt doch der Letztere die Oberhand und wir brieten und aßen, wie unsere Kameraden vor uns gethan hatten.

Dort konnte ich deutlich sehen, welchem plötzlichen Anschwellen und Fallen diese kleinen Flüsse unterworfen sind.

Jene, die eine richtige Idee von der ungeheueren Wassermasse haben, welche ein Gewitter in diesen Gegenden über die Prairieen ausschüttet, können sich allenfalls einen Begriff von den Ueberschwemmungen und Wasserstürzen machen, die in wenigen Stunden einen sonst unbedeutenden Bach zu einem reißenden Strom hinauftreiben, der seine tobenden Wasser durch einen See wälzt. Ich wollte meinen eigenen Augen kaum trauen, als ich fand, daß der „kleine Arkansas“ seit den letzten 12 Stunden fast 15 Fuß gefallen sei. Wir fanden ihn noch zu

tief um das gewöhnliche Durchwaden der Laſtthiere zu geſtatten.

Die Ufer ſelbſt waren, durch das Zurücktreten des lehmigen Waſſers, mit einer dicken Lage weichen Schlammes überzogen, daß ein Pferd ſich nur mit äußerſter Anſtrengung zu dem Waſſer unten, durchſchleppen konnte.

Um den Uebergang zu erzwingen, banden wir alle unſere Stricke zuſammen, befeſtigten ein Ende an einen ſtarken, auf unſerer Seite eingeſchlagenen Pfahl, und ſchickten das andere durch einen guten Schwimmer an's jenſeitige Ufer, der es drüben um einen Baum ſchlang.

Unſere Bagage, Sättel und Kleider wurden auf dieſe Art, an eiſernen Haken hängend, leicht hinübergezogen; die Pferde und Laſtthiere trieben wir hinüber und wir ſelbſt folgten ſchwimmend, ſattelten und packten am anderen Ufer wieder auf und ſetzten unſeren Marſch fort.

Die Ackererde mochte in dieſen Gegenden von 3—6 Fuß ſein, das Land war größtentheils wellenförmig, brach aber oft, beſonders am weſtlichen Horizont, in dunkeln, ſchroffen Klippen ab. Zwiſchen den Hügeln fanden wir häufig Marſchland von ziemlich ſalzigem Geſchmack.

Den 16. Abends, ungefähr um 8 Uhr, wurden wir plötzlich durch ſchnellen Hufſchlag, nahe bei unſerem Lager aufgeſtört und unſere Wachen ſchrieen „Indianer."

Wir hatten, dieſen zu begegnen, ſchon als wir uns den Büffeln näherten, erwartet, und waren daher vorbereitet. Jeder ergriff ſeine Büchſe und lag im Anſchlag, den Andringenden einen warmen Empfang zuzuſichern. In wilder Eile und dunkeler Maſſe ſtürmten ſie herbei, und hielten, etwa 30 Schritte vor unſeren Zelten; als wir aber ſchon das erſte Ziſchen der Kugeln oder Pfeile erwarteten, fanden wir in unſeren Angreifern ſtatt blutgierigen Rothhäuten die friedlichen, Herrn Bent entlaufenen Vierfüßler, die wahrſcheinlich gekommen waren, ihren an Pfählen befeſtigten Freunden einen Beſuch abzuſtatten.

Am 17. hatte Einer von unſeren Leuten das Glück eine Antelope zu erlegen und neues Leben kam durch die endliche Ausſicht auf eine ordentliche Mahlzeit in unſere ermatteten Körper.

Wir ritten jetzt eine lange Abdachung der mit wildem Graſe und vertrockneten Stöcken der Sonnenblume bedeckten Prairie hinauf und ſchloſſen ziemlich richtig, daß dieß der letzte Wall des benachbarten Arkanſas-Thales ſei, denn als wir den höchſten Punkt erreichten, ſahen wir eine lange Strecke des erſehnten Fluſſes, etwa ſechs Meilen entfernt vor uns liegen, der ſich in ſanften Windungen, wie ein ſilberner See durch die leiſe abgedachten Hügel hinſchlängelte.

Die Sonne war im Untergehen und unſer Weg lag über rauhes, ſchroffes Land; doch lächelte uns das Waſ-

ser dieses amerikanischen Nils und ein kleines Dickicht an seinem Ufer, das uns Holz versprach, zu freundlich an um nicht unser Möchlichstes zu versuchen, und trotz Schlamm und Dunkelheit, trotz einem Schwarm wüthender Mosquitos, die blutlechzend über uns herfielen, erreichten wir endlich den großen „Fluß der Steppen."

Aber so erschöpft waren wir durch die überstandene Anstrengung des etwas forcirten Marsches, daß, trotz unserem wüthenden Hunger, keiner an diesem Abend Etwas essen konnte; wir schichteten nun unsere Bagage Brustwehrartig auf, und warfen uns Alle, matt wie die Fliegen, dem Schlaf in die Arme. Nicht einmal eine Wache wurde ausgestellt; am nächsten Morgen aber holten wir das Versäumte redlich wieder ein und wie die Wehrwölfe fielen wir über die arme Antelope her.

Der Fluß schien hier ganz verschieden von dem gewöhnlichen Aussehen der Ströme des Westens zu sein; seine Ufer waren niedrig, etwa 1½ Fuß über dem Mittelstand des Wassers und bestanden aus einer Mischung von Sand und Lehm, die fast wie eine Chaussee hart, größtentheils mit einem niederen ein bis anderthalb Zoll hohen, rauhen Grase bedeckt war. Eine kleine verkrüppelte Sonnenblumenart, ein einsam stehender Busch oder ein halbvertrockneter, vom Alter und Sturm zerschüttelter Baumwollenbaum, unterbrach allein die trostlose Einförmigkeit

der öden Landſchaft. Der Strom ſelber war etwa ¾ Meilen breit mit ziemlich ſtarker Strömung und von kalkiger Weiße, dabei außerordentlich ſüß und ſo delikat, daß einige der Unſeren erklärten, es ſei kein ſchlechtes Surrogat für Milch.

Am nächſten Abend holten wir unſere Jäger ein, die in den 7 Tagen, in welchen ſie von uns entfernt waren faſt gar keine Proviſionen geholt, und mehre kleine Flüſſe, die bei unſerem Durchmarſch ſchon wieder gefallen waren, noch mit Lebensgefahr durchſchwimmen mußten.

Am 18. hatten ſie einen Büffel-Bullen geſchoſſen und die zweie, denen wir begegneten, waren mit einem Theil des Fleiſches an uns abgeſchickt.

Wir ließen unſere Pferde graſen, während wir Zunge und Leber des Erlegten brieten und brachen dann wieder auf, um noch an dieſem Abend eine Abtheilung von Santa Fé Kaufleuten einzuholen, mit denen unſere Jäger ſchon früher gelagert hatten.

Nachdem wir ungefähr 2 Stunden ſcharf geritten waren, erreichten wir den Kamm eines Hügels, von wo aus wir das Thal der „Pawneefork" (der größte Fluß, der ſich an der Nordſeite des Arkanſas in ihn ergießt) überſehen konnten, und an deren Ufer wir die Zelte der Weißen erblickten.

Wir hatten aber kaum Zeit einen flüchtigen Blick über das Lager zu werfen, als der furchtbare Schrei „Pawnees, Pawnees!" von tausend Kehlen, am andern Ufer ausgestoßen ward, und indianische Weiber und Kinder in den benachbarten Büschen Verstecke suchten.

Wir stutzten und wußten uns diesen Ausbruch wilder Freude, für den wir es damals hielten, nicht zu deuten, ja fürchteten schon das Schlimmste, noch dazu, da wir auch bemerkten, daß die weißen Kaufleute Anstalt zur Vertheidigung machten und die Pferde sattelten; da kamen etwa zwanzig bunt bemalte, mit Federn geschmückte Krieger auf uns zu; der Häuptling aber näherte sich mir, schüttelte meine Hand und sprach mit freundlicher Stimme „Heiliger Friede! „Kanzaus! Kaw!" Die Krieger folgten seinem Beispiel.

Sobald unsere freundlichen Begrüßungen aber von den geringeren Häuptlingen auf der anderen Seite des Flußes bemerkt wurden, kamen sie ebenfalls in vollem Gallop angesprengt und setzten durch das Wasser, während die Frauen und Kinder aus ihrem Versteck hervorkrochen und sich neugierig am Ufer sammelten.

Die Häuptlinge ritten mit uns zu unserem Lagerplatz und blieben dort bis zu einbrechender Dunkelheit, neugierig alle unsere Reisebequemlichkeiten und besonders unser großes weißes Zelt betrachtend.

Nachdem wir jede nur mögliche Vorſichtsmaßregel getroffen, unſere Pferde vor dieſen gewandten Dieben zu bewahren, verzehrten wir unſer Abendbrod und beſuchten unſere weißen Nachbarn.

Die Eigenthümer der Santa Fé Wägen waren Leute, die ſchon Manches erlebt und durchgemacht hatten. Freundlich und gaſtfrei empfingen ſie uns auf die herzlichſte Weiſe, und manche gute Lehre hörten wir an dieſem Abend aus ihrem Munde, ſowohl die beſte und zweckmäßigſte Vertheidigung gegen die Indianer, als auch das Leben in den Gebirgen betreffend, die, wie wir ſpäter fanden, alle wahr und richtig waren.

Am nächſten Nachmittag ſandten uns die Kauzaus mehre Büffelzungen und andere delikate Fleiſchſtücken; die außerordentliche Unreinlichkeit aber, die wir überall an ihnen bemerkten, hinderte uns größtentheils davon Gebrauch zu machen, was Jene übrigens wenig kümmerte; ſobald wir ihre Geſchenke angenommen hatten waren wir, nach ihren Geſetzen, eine Verpflichtung eingegangen, die nur durch Gegengeſchenke wieder aufgehoben werden konnte. Dieſer indianiſchen Gerechtigkeitspflege unterwarfen wir uns, und es wurde ſogleich zwiſchen mir und dem erſten Häuptling, mit Hülfe eines Dollmetſchers eine Berathung gehalten, um zu beſtimmen wie tief wir in die Schuld unſerer rothen Freunde gerathen wären.

Der Endbeschluß war, daß wir ihnen (unsere damalige Armuth selbst in Betracht gezogen) 2 Pfd. Taback, ein Seitenmesser und ein paar Packetchen Zinnober geben sollten, dagegen aber versprechen mußten, auf unserer Rückreise in 14 Monaten, wenn wir reicher sein würden, das fehlende nachzuzahlen.

Allen diesen Vorschlägen stimmte ich natürlich mit dem größten Vergnügen bei. Die Caws oder Kauzaus, sind übrigens berüchtigte Diebe, und wir stellten daher in der Nacht doppelte Wachen aus, mit den strengsten Befehlen zu feuern, sobald sie einen Versuch wagen sollten, unsere Thiere zu stehlen. Ein fürchterliches Gewitter machte jedoch für den Abend unsere getroffenen Vorsichtsmaaßregeln unnöthig, und bewies sich ein besserer Schutz als es alle unsere Wachen hätten sein können.

Der Ausbruch des Wetters war fürchterlich; der Boden schien unter uns zu zittern, als wir plötzlich, durch die tobenden Elemente den Sturm nahen hörten. In demselben Augenblick erreichte er unser Zelt, riß die Pfähle aus dem Boden, brach die Mittelstange und begrub uns unter seinen naßkalten Falten. Jeder von uns (13 an der Zahl) ergriff augenblicklich einen Theil der Leinwand und hielt ihn mit ganzer Kraft, doch waren wir Alle derselben Meinung, daß, wären wir nur um das Gewicht eines einzigen Mannes leichter gewesen, der

Sturm den Sieg davongetragen und das Zelt in seiner eisernen Umarmung fortgeführt haben würde. Wir versuchten zwar, nachdem sich der Sturm beruhigt hatte, dasselbe wieder aufzurichten, kamen aber nicht damit zu Stande, sodaß wir die Nacht hindurch, theils einige unserer losgerissenen Thiere einfangen, theils uns durch Laufen und Hin- und Herrennen erwärmen mußten.

Die Santa Fé-Kaufleute sind stets auf diese Tornados vorbereitet und verbinden, sobald am Abend drohende Wolken das Nahen eines solchen verkünden, die Räder der nebeneinanderstehenden Wagen mit Ketten, damit diese nicht umgeworfen werden können, (was schon oft vorgefallen ist, wenn solche Vorsichtsmaaßregel nicht getroffen war). Natürlich sind sie auch genöthigt außerordentlich starke und mehrfache Decken über ihren Gütern zu haben, um das Durchschlagen des Regens zu verhüten.

Am 27. Morgens brachen diese auf. Wir gingen jetzt durch die Pawneefork und besuchten das Lager der Caws.

Ihre Wigwams waren aus, in die Erde gesteckten Zweigen gebaut, die sie an den Spitzen zusammengedreht und mit Büffelfellen überspannt hatten. Ueberall wurde Fleisch getrocknet, das in langen, dünnen Streifen auf Stangen gelegt war, unter denen ein schwaches Feuer brannte; auch hing vieles, um Stöcke gewickelt neben der Gluth.

Der widrige Geruch aber der überall herrſchte und das unſaubere Ausſehen der Weiber und Kinder, war keineswegs ein Mittel, uns lange zu feſſeln, und wir wandten uns den Büffeln zu, die wir ſchon an den vor uns liegenden Hügeln brüllen hörten.

Im Lager ſchienen ungefähr 1500 Seelen zu ſein, die faſt ganz nackend gingen und ſich in einem grenzenloſen Schmutz zu gefallen ſchienen. Sie halten in dieſen Gegenden jedes Frühjahr eine Jagd, holen ſich eine große Quantität getrocknetes Fleiſch und kehren dann im Herbſt, zur Erndtezeit, nach ihren eigenen Wohnungen zurück, ſammeln ihre Bohnen und ihren Reis, machen aus den Fellen der Büffel, die erbeutet wurden ehe die Haare für Decken lang genug waren, Zelte, und bereiten ſich ſo auf einen langen, vergnügten Winter vor.

Intereſſant ſind aber dieſe Jagden; die wilden kühnen Reiter mit Lanzen, Pfeil und Bogen hinter den wüthend über die Steppe dahinſtürmenden Büffeln, überholen ihren Feind und morden ſo lange, neben den Flüchtigen hergalloppirend, mit Lanze, Pfeil oder Kugel, bis ihr Pferd ermattet, und ſie zurückbleiben müſſen.

Hinter dieſen kommen dann die Squaws (Frauen der Indianer) die der Jagd gefolgt ſind, ſtreifen das erlegte Wild ab, ſchneiden das beſte Fleiſch herunter und reiten, mit der Beute ſchwer beladen, langſam zum Lager zurück.

Den Frauen bleibt dabei auch alle Arbeit überlaſſen; ſie trocknen das Fleiſch auf die ſchon oben beſchriebene Art, ſpannen die Häute auf den Boden aus und bearbeiten ſie mit einem ſcharfen hölzernen Klopfer zu Leder und nähen die Kleider und Moccaſins.

Die Knaben des Stammes beſchäftigen ſich dann mit den Pferden, tränken ſie, wechſeln die Pfähle, an denen ſie befeſtigt ſind, zu beſſeren Grasplätzen um und kriechen auf den Höhen um das Lager herum, irgend einen ſich nähernden Feind zu erſpähen und das Alarmzeichen zu geben.

Auf dieſe Art legen die Konzas, Kanzaus oder Caws ihre jährlichen Wintervorräthe ein. Werden ſie nun nicht dabei von den Pawnees oder einer anderen Nation, mit der ſie in Feindſchaft leben, überfallen und von ihrem Wilde vertrieben, ſo beladen ſie (etwa am 1. Auguſt) jedes ihrer Thiere mit Fleiſch und Häuten und beginnen ihren Heimzug zu ihren Vätern, Feldern und Wigwams am Konzas-Fluß.

Doch zurück zu unſerer Reiſe. Wir zogen ungefähr 8 Meilen weiter und ſchlugen dann unſer Lager auf, um auf eine Heerde von Büffelkühen, die wir vor uns weiden ſahen, Jagd zu machen. Wir waren glücklich und erlegten einen ſehr ſtarken Bull, fanden aber, als wir zu unſerem Zelte zurückkehrten, daß drei von Hrn. Bents

Maulthieren entwischt waren. Möglich mochte es sein, daß sie sich unter dem Schutz unserer Nachbarn, der Kanzans begeben hatten; vergebens bemühten wir uns aber von diesen Etwas genaueres darüber zu erfahren, sie schienen nicht einmal unsere Nachfragen gern zu sehen und ich mußte mit den drei Männern, die mit mir hinüber in ihr Lager geritten waren unverrichteter Sache wieder zurückkehren.

Unsere übrigen Leute hatten unterdessen das Lager abbrechen und den Santa Fé-Kaufleuten folgen sollen; irgend ein Zank war aber zwischen zweien von ihnen entstanden, und damit beendet, daß Einer der Streitenden, der seine Büchse unter dem Gepäck hervorziehen wollte, das Schloß desselben hinten etwas einhakte, das er früher in seiner Wuth nicht bemerkt. Er riß mit Heftigkeit daran und der Hahn, zurückgezogen, rutschte ab, schlug zu und die Kugel fuhr ihm in die Seite. Alles, was unsere Umstände nur erlaubten, wurde für den Verwundeten gethan. Dr. Walworth, der sich bei dem zu der Zeit 8 Meilen vorausbefindlichen Santa Fé-Zug aufhielt, kehrte auf unsere Bitten zurück, untersuchte und verband die Wunde und verschaffte uns auch einen Wagen für den Verwundeten. Nachmittags stattete uns ebenfalls der erste Häuptling der Caws einen Besuch ab und untersuchte ob die Kugel in die Höhlung gefahren sei, indem

er Waſſer in die obere Oeffnung der Wunde ſchüttete und beobachtete, ob es zur unteren wieder herauskam.

Obgleich nun unſere Befürchtungen wegen Smiths (der Name des Unglücklichen) Leben ſowohl durch Dr. Walworth als den Häuptling gehoben waren, hatten wir doch noch andere von nicht geringerer Bedeutung, die uns ſchnell zu handeln geboten.

Wir befanden uns auf dem Jagdgrund der Caws, anerkannt die ärgſten Diebe der Prairieen und es war außer allem Zweifel daß dieſe, ſobald ſich die Santa Fé-Kaufleute weit genug entfernt hätten, gewiß ihre Ueberzahl benutzen und uns nicht allein unſerer Pferde und Laſtthiere, ſondern auch anderer Sachen, die wir zu unſerem Fortkommen haben mußten, berauben würden.

Noch dazu erwarteten wir täglich die Pawnees; ſelbſt die Comanches trieben ſich in der Nachbarſchaft umher, es wäre daher für Alle gewiſſer Tod und Untergang geweſen, hätten wir ſo lange in unſerem Lagerplatz bleiben wollen, bis Smith wieder ohne Gefahr und Beſchwerde die Reiſe mit uns fortſetzen konnte.

Das einzige was uns zu thun übrig blieb, war, unſeren Marſch, ſchmerzlich für den Verwundeten und ziemlich langweilig für uns zu verfolgen; der Wagen, in welchem er transportirt werden ſollte, wurde daher inwendig ſo gut als möglich mit Gras und Decken aus-

staffirt und der Mann selber so gelegt, daß er durch das Schütteln desselben nicht hin- und hergeworfen werden konnte.

Als wir unseren Invalidenkarren soweit hergerichtet hatten, setzte ich mich selber hinein und fuhr, während die Uebrigen noch zurückblieben, um mehrere Sachen, unser Lager und Provisionen betreffend, in Ordnung zu bringen.

Vergebens suchte ich jedoch die Caravane noch an diesem Abend einzuholen, ich konnte ihre weißen Zelte nirgends erspähen, und die Sterne zeigten schon die Mitternachtsstunde an, ehe ich mich entschloß Halt zu machen, da überdieß der Boden auch hier so hart wurde, daß ich in der Nacht die Spuren der Gespanne nicht mehr unterscheiden konnte.

Das Unangenehme meiner Lage noch zu vermehren, nahte sich ein drohendes Gewitter und die Büffel, die bis jetzt in Heerden an uns vorbeigezogen waren, wurden durch den rollenden Donner wild gemacht, stampften und scharrten den Erdboden und schienen mit zürnenden Blicken die weiße, flatternde Leinewand des Wagens zu betrachten; ich führte diesen daher in eine kleine Schlucht hinein um theils gegen den näher und näher kommenden Sturm, theils gegen die immer wilder werdenden Thiere Schutz zu haben.

Smith litt die Nacht viel Schmerzen und sein Klagen und Stöhnen allein wäre hinreichend gewesen den Schlaf von meinen Augenliedern fern zu halten, hätte nicht Donner und Blitz, Hagel und Regen noch nebenbei versucht unsere Lage so angenehm als möglich zu machen.

Um 7 Uhr nächsten Morgens, überholte ich die Santa Fé-Wägen. Hier hatte sich aber das Thal der „Pawnee Fork" sehr zu seinem Nachtheil verändert, denn der weiche, fruchtbare Boden den wir fanden, als wir es zuerst betraten, war einer feuersteinartigen, sandigen Masse gewichen, und das grüne, schlanke Prairiegras zu einem kurzen, trockenen, drathartigen Gewächs zusammengeschrumpft, das kaum über 2 Zoll hoch wurde; das Wasser, Ekel erregenden Andenkens, konnten wir nur aus kleinen Lachen erhalten und selbst das hatte, in Folge des überall zerstreut umherliegenden Büffel-Düngers, eine trübe, gelbliche Farbe.

Keinen Baum, nicht einmal einen Strauch, bekamen wir an dem Tag zu sehen.

Meine Kameraden holten mich am 22. um 12 Uhr ein. Nach ihrer Erzählung hatten sie die Büffel am vorigen Abend sehr belästigt, und es war ihnen nur möglich gewesen, sie durch wiederholtes Schießen von sich abzuhalten, damit sie nicht über sie hinwegrennen sollten

Daß die Gefahr eines solchen Umstandes wenigstens existire, zeigte sich uns klar am nächsten Morgen, wo wir, so weit das Auge schauen konnte, Nichts als eine dunkele Masse von Büffeln entdeckten.

Welcher Ocean lebender Wesen und, zur Wuth gereizt, welch' fürchterliche Gefahr in der Ebbe und Fluth dieser wogenden, gewaltigen Menge!

Am 23. schienen die Büffel wo möglich noch zahlreicher zu werden und dehnten sich in langen Linien vom östlichen nach dem westlichen Horizont aus.

Die Bullen waren stets 40—50 Schritt vor den Gängen, die sie beschützten, voraus, und als die lange Reihe von Wagen, mit Reitern an jeder Seite, sich langsam durch sie hindurchbewegte, gingen diese wilden Cavaliere oft zu den von ihnen bewachten „Ladies" mit einer Miene zurück, die zu sagen schien, „Wir sind hier, habt keine Furcht."

Das Land bildete noch immer eine dürre Fläche, das Wasser war schlecht, wie am 22. und unsere Feuerung trockener Büffeldünger, dabei nicht ein Busch zu sehen —; doch legten wir etwa 15—16 Meilen (die gewöhnliche von Reisenden in diesen Gegenden gemachte Strecke) zurück.

Am 24. überließ ich den Verwundeten unter dem Schutz der Händler und der Sorgfalt meines Lieutenants

mit der Versicherung an den „Crossings" (Uebergang über den Arkansas) wieder zu ihm zu stoßen und brach mit dem Rest meiner Leute nach dem Arkansas-Fluß auf. Die Büffel hatten nun seit den letzten drei Tagen den ganzen Erdboden so bedeckt, daß es oft, selbst für den gewaltigen Zug der Santa Fé-Kaufleute, gefährlich schien sich einen Weg durch ihre Massen zu bahnen. Eine ungefähre Berechnung dieser Thiere in den letzten 3 Tagen möchte folgende sein.

Wir ritten etwa 15 Meilen den Tag, dazu unser Gesichtskreis auf jeder Seite des Weges ungefähr 15 Meilen, macht für beide 30 Meile 15+3=45+30=1,350 Quadrat-Meilen (engl.) Also 1,350 Quadrat-Meilen, so dicht mit diesen edlen Thieren bedeckt, daß, von einer Höhe betrachtet, kaum eine Quadrat-Meile Erdboden zu sehen war. Welche ungeheure Masse von Nahrungsstoff für den rothen Sohn der Steppen und den weißen Wanderer durch diese Wüsten.

Interessant würde es für uns gewesen sein, einen dieser grobknochigen Gesellen wiegen zu können, so mußten wir uns aber damit begnügen ihr Gewicht zu errathen. Zwei Metzger, die in unserer Gesellschaft waren gaben dabei wohl die zuverlässigsten Berichte und schätzten manchen der großen Bullen auf 3000 Pfund; schienen auch darin vollkommen einverstanden, daß im Allgemeinen die Büffel

bedeutend größer als das zahme Vieh der Vereinigten Staaten sei.

Um 4 Uhr Nachmittags erblickten wir den Arkansas-Fluß und bekamen zuerst wieder den Erdboden zu sehen, denn die Büffel waren hier nur noch in einzelnen Heerden, die theils durch den Fluß wadeten, theils auf den steilen Uferbänken oder im flachen Lande weideten. Gegen Abend schossen wir einen jungen Bull und schlugen unser Lager auf.

Am 25. erreichten wir die sogenannten Santa Fé-Crossings oder die Arkansas-Furt, wo wir versprochen hatten auf unseren Kranken zu warten.

Hier nun schien eine Art Empörung unter meinen Leuten ausbrechen zu wollen, denn ein Theil von ihnen war schlecht genug einen Plan zu entwerfen, den armen Smith seinem Schicksal zu überlassen, doch war glücklicher Weise die Mehrzahl rechtlich gesinnt genug einen solchen Vorschlag mit Abscheu zu verwerfen, und wir versuchten, da wir den geliehenen Wagen den Kaufleuten an diesem Platz wieder zurückgeben mußten, eine Bahre aus Weidenzweigen zu verfertigen, auf der wir den Verwundeten zwischen zwei Maulthieren zu transportiren gedachten.

Zu unserer großen Bestürzung fanden wir aber, daß diese gar nicht zu gebrauchen sei, und es blieb uns nun keine andere Wahl, als ein Paßgehendes Maulthier

auszusuchen und den armen Leidenden auf diese Art weiter zu schaffen, denn die Gefahr, länger noch sich in dieser Gegend aufzuhalten, wuchs mit jeder Stunde, weil wir jeden Augenblick fürchten mußten, den Cumanches zu begegnen und von diesen sicherlich getödtet worden wären, indem da in unseren vielen Pferden und Lastthieren etwas viel zu Verführerisches für eine indianische Natur lag.

Ich hatte, der vielen Mißhelligkeiten müde, dem Commando entsagt und ein Anderer, ein roher, wilder Geselle warf sich zum einstweiligen Führer auf. Es war Einer von denen die den Plan entworfen, Smith zurückzulassen und er nahm auch jetzt nicht die geringste Rücksicht auf den Verwundeten, doch hielt diesen die Aussicht auf unvermeidbares Verderben, im Fall er zurückgelassen werden mußte, im Sattel und er ertrug fast unglaubliche Anstrengungen.

Zwei von unseren Leuten hatten sich den Santa Fé-Kaufleuten angeschlossen, dafür aber war ein gewisser Mr. Blair von jenen zu unserer Gesellschaft getreten, und dieser besonders gab sich mit dem Leidenden sehr viel Mühe und behandelte ihn mit einer fast brüderlichen Aufmerksamkeit.

Die Büffel wurden jetzt seltener; die Heerden kamen nicht mehr so häufig vor und wurden kleiner; gegen Abend erlegten wir jedoch wieder einen jungen Bull und

ein Stück frisches Fleisch, wie eine ruhige Nacht unter wollenen Decken, erquickte den Patienten sehr.

Das Land war so, wie wir es bis jetzt, seitdem wir zum Fluß kamen, gefunden hatten; die hohen steilen Ufer erstreckten sich, allmählig abdachend, weit hinaus in die endlose Ebene; der Boden war eine Mischung von Sand, Lehm und Kies und die ganze Vegetation bestand aus einer Art rauhen Grases, verschiedenen Arten der indianischen Feige (prickly pear) einer verkrüppelten Art von Sonnenblumen und einigen verwachsenen Baumwollenholzbäumen (populus angulosa), die am Ufer des Flusses wuchsen. Die Südseite war dicht mit Büffeln bedeckt, und die Wuth der Bullen spaßhaft anzusehen, wenn wir uns zuweilen dem Rande des Wassers zu sehr näherten; sie marschirten dann mit stattlichem Schritt ganz nahe am Flusse hin, oft fast schreiend in wildem Zorn; stampften und scharrten und fielen auf die Knie, die Erde mit ihren Hörnern aufzuwühlen, bis es ihnen unmöglich war ihren Grimm länger zurück zu halten und sie sich donnernd und brausend in den Strom stürzten, dort ihre Wuth mit Schwimmen und Umherwaden ein wenig abzukühlen. Uebrigens trieb sie der scharfe Knall einer Büchse stets scheu zurück.

Mit großer Mühe sammelten wir in dieser Nacht hinlängliches Holz zur Feuerung.

Am 1. Juni legten wir 15 Meilen zurück. Die steilen Ufer fingen jetzt an, sich mit Kalk und Sandstein vermischt zu zeigen, aber kein Gewächs, das nur irgend auf den Namen „Baum" hätte Anspruch machen können, war zu sehn und hie und da eine Weide, oder ein verkrüppelter Baumwollenholzbusch, Alles, was sich nach meilenlangen Strecken dem Auge zeigte; ja so unfruchtbar erwieß sich der Boden, daß wir, als die Nacht einbrach, sorgfältig am Ufer nach etwas Gras umhersuchen mußten, unsere Pferde zu füttern.

Am anderen Tag, da wir uns einer Gruppe von Bäumen näherten, beschlossen wir etwas Fleisch zu trocknen, um genug Provisionen zu haben bis wir die andere Seite der Beut'schen Jagdgründe, deren Fort nicht mehr so sehr weit entfernt sein konnte, erreichen würden; ein Theil der Unseren bereitete daher das Lager und die Anderen zogen auf die Jagd aus, wo sie nach einem scharfen Ritt ihre Pferde mit den besten Theilen zweier herrlichen Büffel beladen, zum Lager brachten.

Das Zurechtmachen und Trocknen unseres Fleisches nahm uns einige Zeit hinweg, doch war es nothwendig, da wir nicht wußten, wie schnell uns überhaupt wieder etwas zum Schuß kommen würde und wir unterzogen uns gerne dieser Arbeit.

Endlich, nach drei Tagen ſcharfen Reitens, ſahen wir an dem Ufer des Arkanſas den ſo lang erſehnten Handelspoſten der Herren Bent vor uns liegen und trabten friſch und fröhlich den Abhang der Ebene hinunter, nach dem Gebäude zu, während die Maulthiere, die wir aufgefangen, und die ihre alten Weideplätze witterten, fröhlich nebenher galloppirten.

Unſere Herzen, jetzt von der Noth und Sorge befreit, die ſie die letzten Wochen ſo gedrückt hatte, ſchlugen froh bewegt, als ſich die Thore des Forts endlich öffneten und uns von unſern Landsleuten in der Wildniß ein herzliches „Willkommen in Fort William" zugerufen wurde.

Frieden auf's Neue, Dächer, Sicherheit gegen die Pfeile der Wilden und Brod, ach Brod wieder.

Was galten jetzt all die Beſchwerden, die wir überſtanden, alle die Gefahren, denen wir entgegengingen, es war Alles in dem freudigen Bewußtſein, der Wohnlichkeit und Sicherheit dieſes einzigen Augenblicks vergeſſen.

Die Eintracht aber, die wir im Anfange gehofft hatten, unter unſerer Geſellſchaft zu bewahren, ſchien ſich nicht zu bewähren und es ward beſchloſſen daß wir hier unſer gemeinſchaftliches Eigenthum vertheilen und Jeden

ſeiner eigenen Freiheit überlaſſen wollten. Während aber dieß und manches Andere geſchieht, wird mir der Leſer erlauben, ihn ein wenig mit der Wildniß der Prairieen und den ſie bewohnenden und zu ihr gehörenden Weſen und Gegenſtänden bekannt zu machen. —

Capitel III.

Jener Strich Landes, den ich „die große Prairie-Wildniß" genannt habe, begreift das Gebiet, welches zwiſchen den Staaten Louiſiana, Arkanſas, Miſſouri und dem oberen Miſſiſſippi im Oſten, und zwiſchen den ſchwarzen Hügeln und dem öſtlichen Arme der Felſengebirge und Cordilleras im Weſten liegt.

Eintauſend Meilen lang und zweitauſend Meilen breit, alſo 2,000,000 Quadratm. gleich = 1,280,000,000 Acker einer faſt ununterbrochenen Fläche — eine ungeheure Wildniß der Prairieen.

Jener Theil dieſer mächtigen Ebene nun, der ſich, ungefähr 200 Meilen breit, an der Küſte von Texas und den Grenzen der Staaten Louiſiana, Arkanſas und Miſſouri hindehnt, ſowie das, was ſich in ungefähr derſelben Breite an dem oberen Miſſiſſippi und Jowa-Gebiet befindet, hat einen fruchtbaren, tief angeſchwemmten Boden, der die herrlichſten Erndten für alle in dieſen Breiten gedeihende Arten von Getreide und Gartengewächſen verſpricht.

Ein anderer Theil liegt noch westlicher von dieser eben beschriebenen, westlichen Grenze, und erstreckt sich, in etwa 500 Meilen Breite, von der Mündung des St. Peter's-Flusses zum Rio del Norte und bildet eine fast ununterbrochene Ebene, nur mit einzelnen, meilenweit von einander entfernten Bäumen bestreut. Der Boden ist (dicht an den Flüssen ausgenommen) aus grobem Sand und Lehm zusammengesetzt und so hart, daß es Reisenden schwer wird, die Pfähle einzurammen, die sie mit sich führen, ihre Thiere daran zu befestigen, oder ihre Zelte aufzuspannen.

Dessenungeachtet bedeckt ihn ein außerordentlich nahrhaftes Gras, das diesem Landstrich eigenthümlich, aber kurz und hart ist.

Das Uebrige der Wildniß liegt in einer, etwa 300 Meilen breiten Fläche, an dem östlichen Fuße der „schwarzen Hügel", einem Theil der Felsengebirge zwischen dem Platte und Arkansas und den Cordilleras, östlich vom Rio del Norte, und ist jene dürre Fläche die gewöhnlich „die große amerikanische Wüste" genannt wird. Der Boden besteht aus dunkelem, mit Sand gemischtem Kies; einige kleine Theile derselben jedoch, vorzüglich an den Flußufern, sind mit langem Prairie- und Büschelgras bedeckt; andere mit wildem Wermuth; aber selbst diese wenigen Zeichen der Vegetation verringeren sich und ver-

schwinden endlich ganz, wenn man den Gebirgen näher kommt.

Eine traurigere ausschauendere Einöde, als diese, kann kaum auf dem Continent gefunden werden wenn man sie in der Hitze des Sommers von einem Hügel aus betrachtet, wo sich weit und unabsehbar hinaus die verbrannte dürre Wüste dahinzieht, deren düsteres Schweigen selten durch den Tritt eines anderen Geschöpfes als den eines hungrigen Wolfes oder des halbverschmachteten und durstigen Pferdes, das seine Reiter durch diese Einöde schleppt, unterbrochen wird.

Die Hauptströme, welche die Prairie-Wildniß durchziehn, sind: der Colorado, der Brasos, Trinity, der rothe Fluß, der Arkansas, große Platte und der Missouri.

Der letztere ist in vieler Hinsicht ein herrlicher Strom, nicht etwa des Verkehrs, den er zwischen den Vereinigten Staaten und diesen Flächen eröffnet oder des Ackerbaus und der Bedürfnisse eines dicht bevölkerten Inneren wegen; denn diese Flächen sind zu unfruchtbar, um je einen Gedanken daran aufkommen zu lassen, sondern um als ein Canal zu dienen, auf dem schwere Artillerie, Kriegsvorräthe und Truppen ꝛc. ꝛc. nach den Posten, die in späteren Zeiten dort nothwendiger Weise errichtet werden müssen, hinzuschaffen sind; denn als solcher wird er einst von höchster Wichtigkeit sein. In den Monaten April,

Mai und Juni ist er bis zu den großen Fällen, für Dampfboote schiffbar; doch das niedere Wasser sowohl, als Holz- und Kohlenmangel an seinen Ufern, die Gewalt, mit der er seine Fluthen der Mündung zupreßt, die einstürzenden Ufer, die stets von einer Seite zur andern wechselnden Sandbänke und die Anzahl von alten Stämmen, die in dem Schlamm seines Bettes sich festsetzen und den Fahrzeugen Gefahr drohen, werden es stets verhindern, daß er in den anderen Monaten viel beschifft werden könnte, so nöthig es auch immer sein möchte.

Lewis und Clark berechneten auf ihrem Wege nach Oregon im Jahre 1805 die Länge der großen Wasserstürze im Missouri zu ungefähr 18 Meilen. In dieser Entfernung fällt der Fluß 362 Fuß. Der erste große Fall ist 98 Fuß, der zweite 19, der dritte 48, der vierte 26; kleinere Fälle und reißende Strömungen machen das Uebrige aus.

Der große Platte ist zu keiner Zeit schiffbar, doch möchte sich in späteren Zeiten an seinem Ufer die Handelsstraße hinziehn, die das Oregon-Gebiet mit den Vereinigten Staaten verbinden wird, da überdem an den Quellen seines nördlichen Armes die einzige Oeffnung oder Schlucht in den Felsengebirgen ist, durch welche ein Wagen über den Gipfel derselben geschafft werden kann.

Der rothe Fluß hat eine ungefähre Länge von 1500 Meilen und seinen Namen von der Farbe seines Wassers, die er durch eine rothe, fette Erde, eine Art Mergel, weit oben in der Prairie-Wildniß erhält; und zwar so bedeutend ist diese Masse, besonders in den Frühlingsüberschwemmungen, mit dem Wasser vermischt, daß, wenn der Fluß wieder fällt, er auf dem bedeckt gewesenen Lande eine halbzöllige Decke dieser rothen Schlamm-Erde zurückläßt.

Dreihundert Meilen oberhalb der Mündung beginnt das sogenannte „Raft“, eine Schicht Holz, die aus angeschwemmten Bäumen bestehend, den Fluß in einer Strecke von 40 Meilen ausfüllt; aber so tief ist diese ungeheuere Brücke mit dem Bodensatz des Stromes gefüllt, daß alle dort herum gedeihenden Gewächse, selbst Bäume von nicht unbedeutender Größe, darauf wachsen.

Man sagt, daß die jährlichen Ueberschwemmungen anfangen, sich ein neues Bett zu wühlen.

Der Rio Bravo del Norte begrenzt die große Prairie-Wildniß an der Süd- und Südwest-Seite und ist 1650 Meilen lang, sonst aber sehr wenig bekannt.

Der Arkansas ist, nach dem Missouri, der bedeutendste Fluß im Lande und entspringt in jenen Gebirgen, die an der östlichen Seite der Anahuac-Berge liegen, im 41sten Grad nördlicher Breite.

Seine ganze Länge beträgt etwas über 2000 Meilen und ſein Waſſer iſt, beſonders in den trockenen Jahreszeiten, bedeutend mit Salz geſchwängert.

Die große Prairie-Wildniß bewohnen ungefähr 135,000 Indianer, von deren geſellſchaftlichem und bürgerlichem Leben ich eine kurze Beſchreibung geben und zu dieſem Zweck mit dem ſogenannten „indianiſchen Gebiet" beginnen will.

Es iſt im Süden vom rothen Fluß, öſtlich von den Staaten Arkanſas und Miſſouri, Nord-Oſt und Nord vom Miſſouri und Pnuch-Fluß und im Weſten von den weſtlichen Grenzen des bewohnten Bodens, an dieſer Seite der Felſengebirge, begrenzt.

Dieſen Strich Landes hat die Regierung der Vereinigten Staaten von den eingebornen Stämmen zu gewiſſen, feſtgeſetzten Preiſen gekauft (?), und iſt Verpflichtungen eingegangen, jährlich einen beſtimmten Theil der Summe in baarem Gelde zu bezahlen; andere Theile aber dadurch abzutragen, daß ſie den Indianern in der Erlernung gewiſſer nützlicher Künſte behülflich iſt, die unter ihnen dem Mangel abhelfen, einen gewerbſamen Fleiß zu erzeugen und über ſie die Glückſeligkeit einer civiliſirten Nation bringen ſollen! —

Um ſie übrigens ſowohl gegen das Uebervortheilen Anderer zu ſchützen, als auch Frieden unter ihnen zu er-

halten, wurden die Stämme darauf beschränkt, ihr Land einzig und allein an die Regierung der Vereinigten Staaten abtreten zu dürfen, und nach dem Westen gesandt, wo man ihnen gewisse Landstrecken anwies, die sie, unter dem Schutz der Union und ihrer eigenen Regierungen bebauen sollten.

Das „indianische Gebiet" war zu diesem Zweck ausgewählt und gewiß, wenn ein, nicht auszusaugender, fruchtbarer Boden, der alle Bedürfnisse des Lebens in größerem Ueberfluß und mit weniger Arbeit als in den Atlantischen Staaten hervorbringt, mit herrlichem Wasser, mächtigen Waldungen, felsigen, romantischen Abhängen, die in zweckmäßigen Entfernungen zwischen fruchtbaren Thälern emporragen, wenn Eisen, Blei und Kohlenminen, Seen, Quellen und Salzströme, wie unzählige Büffel, die ihre Steppen durchziehn, hinlängliche Anzeige sind, daß dies Land ein zweckmäßiger Wohnplatz für eine Menschenrace sei, die aus dem wilden Leben in das mehr civilisirte hinübertritt, so ist das „indianische Gebiet" vorzüglich zu einer Heimath dieses unglücklichen Volkes geschaffen.

Dorthin hat die Regierung in diesen letzten 30 Jahren versucht, alle die Indianer zum Auswandern zu bewegen, die sich noch innerhalb der Vereinigten Staaten aufhielten.

Die Regierung kauft nun das Land, das die Auswanderer verlaſſen und giebt ihnen dafür im indianiſchen Gebiet anderes, verpflichtet ſich auch, ſie nach ihren neuen Wohnplätzen hinzuſchaffen, einen Theil ihrer Häuſer aufzubauen, ihre Felder zu pflügen und zu umzäunen und Leute herbeizuſchaffen, die ſie im Ackerbau und den dazu nöthigen Handwerken unterrichten ſollen; ferner beſorgt ſie alles nöthige Handwerkszeug, Pferde und Vieh, baut Schulhäuſer und erhält Lehrer in ihnen, ſorgt für die, die ihrer ſchnellen Einwanderung wegen nicht gleich für ſich ſelber ſorgen können, und thut alles Andere, was nöthig iſt, ſie zu einem civiliſirten und verſtändigen Volk zu machen; ja hat ſogar verſucht, um auch ihre politiſchen Verhältniſſe zu regeln, die erbliche Häuptlingsſchaft unter den Stämmen abzuſchaffen, und eine, der Vereinigten Staaten ähnliche Regierungsform unter ihnen einzuführen.

Einige der Stämme haben auch wirklich ſchon dieß Syſtem angenommen.

Die eingebornen Stämme des indianiſchen Gebietes ſind folgende:

Die Oſagen ungefähr 5,510, — die Kanzaus oder Caws 1720, — die Omahas 1400. Die Otoe und Miſſouris 1600, — die Pawnees 10,000, — die Punchas 800, — die Quapaws 600; macht 21,660.

Die Stämme, welche durch die Vereinigten Staaten dort hingeschafft wurden, sind:

Die Chocktaws 15,600 (diese Schätzung begreift 200 Weiße, die an Chocktaw-Frauen verheirathet sind und 600 Negersclaven in sich).

Die Chickasaws 5500, — die Cherokesen 22,000 (mit ungefähr 1200 Sclaven).

Die Creeks (mit 393 Sclaven) 22,500.

Die Senecas und Shawnees 461.

Die Seminolen 1600.

Die Pottawatamies 1650.

Die Weas 206, — die Piancashas 157.

Die Peorias und Kaskaskias 142.

Die Ottowas 240, — die Delawaren 920.

Die Kickapoos 400, — die Sauks 600.

Die Jowas 1000.

Unter diesen sind übrigens nur die verstanden, die wirklich nach dem indianischen Gebiet auswanderten, außerdem halten sich noch Viele in den Staaten selbst auf.

Nach dem oben angeführten Verzeichniß ergiebt sich also, daß etwa 72,000 dort Land angewiesen bekommen haben und jetzt auf diesem „indianischen Gebiet" leben.

Diese zu den 21,000 der eingebornen Stämme gerechnet, steigert ihre Anzahl zu etwas über 94,000, die sich über jenen ungeheueren Landstrich ausbreiten können.

Das Land der Chocktaws liegt im südlichsten Theil des Gebietes und ist eines der fruchtbarsten Landstriche doch ist der Westen sehr ärmlich mit Holz versorgt.

Sie haben bis jetzt viel von Krankheit gelitten, denen übrigens Ansiedler auf neuem Boden stets unterworfen sind, auch nicht mehr, als alle dort herum wohnenden Weißen und verbessern ihre Lage in Hinsicht auf Civilisation und Bequemlichkeit fortwährend. Manche von ihnen besitzen große Farmen, viel Vieh, als Pferde, Maulthiere, Rindvieh, Schweine und Schafe, drei Getraidemühlen und zwei Baumwollen-Reinigungs-Maschinen und überhaupt alles andere nöthige Ackergeschirr und Handwerkszeug.

Viele dieses Stammes haben sich jedoch bis jetzt noch nicht auf dem, ihnen angewiesenen Lande niedergelassen und leben theils in Texas, theils noch selbst in den Vereinigten Staaten.

Die „Nation der Chocktaws", wie sie sich selbst nennen, hat eine geschriebene Regierungsform angenommen, die der Constitution der Vereinigten Staaten ähnlich ist, und allen Ständen und Staaten gleiche Rechte und Religionsfreiheiten wie ein Verhör durch ein Geschworengericht zusichert. —

Die Chickasaws haben sich den Chacktaws einverleibt, da sie sich, nach einem Uebereinkommen mit der Regie-

nung der Vereinigten Staaten ihren neuen Wohnort selber wählen sollten, was sie dadurch gethan haben, daß sie für die Summe von 530,000 Dollar einen Strich Landes von den Chocktaws erstanden, der jetzt der „Chikasaw-Distrikt" genannt wird, und sich ganz der Politik der Chocktaws anschließt.

Einem 1830 geschlossenen Vertrag zu Folge haben die Vereinigten Staaten übrigens ihr ganzes Schulwesen übernommen und ihnen sonst noch bedeutende Summen Geldes zur Anlage und Verbesserung ihres Territoriums zugesichert.

Dieser Stamm ist durch die Abtretung seines Landes sehr reich geworden und ein großes Kapital liegt jetzt noch zu seiner Disposition, von dem 10,000 Dollar allein zur Erziehung der Jugend bestimmt sind.

Das Land der Cherokesen liegt am nördlichen Ufer des Arkansas bis nördlich zum Seneca. Sie haben zahlreiche Salzquellen in ihren Besitzungen, von denen dreie von den Cherokesen selbst bearbeitet werden; ferner, im östlichen Theile ihres Landes mehre Bleiminen, in welcher Gegend sich auch alle, bis jetzt gemachten Ansiedlungen befinden. Das Land umschließt etwa 2,500,000 Acker. Dabei halten sie einen äußerst reichen Viehstand und ihre Felder sind, wie bei den Weißen mit Feuzen

eingezäunt, wie ihre Wohnungen ganz denen, der westlichen, weißen Bewohner des Staates entsprechen.

Sie gehören mit zu den civilisirtesten und am besten eingerichtet und versorgten Indianern Nordamerikas.

Das Land der Creeks grenzt an das der Chocktaws und Cherokesen und reicht im Westen bis an die mexikanischen Besitzungen. Ihre neue Heimath ist fruchtbar, und mag den Schein eines gesunden Landes haben, doch starben von den letzten Creek-Einwandrern, die Arkansas im Winter und Frühjahr 1837 erreichten, ungefähr 200 an der Straße dorthin und von dem ersten Oktober desselben Jahres fielen noch 3,500 als Opfer einer Art Gallenfieber. In demselben Jahre starben auch 300 der früher Eingewanderten.

Die bürgerliche Regierung dieses Stammes ist weniger vollkommen als die der Cherokesen, sie haben sich übrigens in zwei Horden abgetheilt, die sich geschriebenen Gesetzen unterwarfen. Bei ihnen gilt noch die erbliche Häuptlingsschaft.

Die Seminolen sind in ihrer Lage und Regierungsform eng mit den Creeks verschmolzen.

Im Frühjahr 1836 wanderten etwa 400 von ihnen aus dem Osten, und siedelten sich an dem nördlichen Arm des canadischen Flusses an, im Oktober 1837 wurden sie aber schon durch Krankheit auf die Hälfte ihrer früheren

Anzahl reducirt und so fürchterlich wüthete fortwährend der Tod unter den neu hinzukommenden Einwanderern, daß sie von Furcht und Entsetzen getrieben, zuletzt die Begräbnißplätze ihrer Freunde flohen und in die westlichen Wüsten entwichen. —

Von den 2,023 Emigranten, die ihre neue Heimath vor dem Oktober 1832 erreicht hatten, blieben nur 1600 am Leben.

Die Senecas bestehen aus drei Banden oder Abtheilungen: Erstens Senecas 200. Zweitens Shawanees 211 und Drittens Mohawks 50; in Allen 461. Auch sie sind in mancher Hinsicht civilisirt und der größte Theil von ihnen spricht englisch. Das Land der Osagen liegt nördlich von dem der Cherokesen, westlich vom Staat Missouri.

Im Jahre 1817 zählte dieser Stamm 10,500 Seelen, aber Kriege mit den Sioux und andere Unfälle haben ihnen nur 5,500 gelassen.

Die Hälfte des Stammes etwa wohnt auf dem östlichen Theile des Landes, die übrigen haben zwei Städtchen am Verdigris-Fluß, im Lande der Cherokesen inne.

Dieser Stamm hat sich bis jetzt noch sehr wenig cultivirt; ihre Felder sind klein und nachlässig eingefenzt; ihre Hütten bestehen aus in den Boden gestoßene Stan-

gen, die oben zuſammengebunden und mit Rinden, Matten oder Häuten bedeckt ſind. Das Feuer wird in der Mitte angezündet und der Rauch zieht oben hinaus. Dieſe Wigwams ſind zwar in Städten, aber keineswegs regelmäßig angelegt und faſt von allem Hausgeräth entblößt; eine Art Tiſch abgerechnet, der, etwa 2 Fuß vom Boden auf Pfählen errichtet, ſich an einer Seite der Wohnung hinzieht, und ſowohl als Schlafſtelle wie als Sitz und Tiſch benutzt wird.

Ihre Leggins (lange lederne oder auch tuchene Kamaſchen) und Moccaſins, tragen ſie nur in kaltem Wetter oder wenn ſie viel durch Gras marſchiren, und dieſe, mit einem Stück Zeug um die Hüften und einem Büffelfell oder einer wollenen Decke leicht um ſich geworfen, bildet den ganzen Anzug der Männer und Frauen. Die Mädchen tragen auch noch einen acht bis neun Zoll breiten Streifen Tuch, den ſie über die eine Schulter werfen, über die Brüſte ziehn und unter dem anderen Arme befeſtigen.

Die Ofagen waren, als die Weißen zuerſt mit ihnen bekannt wurden, kriegeriſch, tapfer und, im indianiſchen Sinne des Worts, mit allem Nothwendigen im Ueberfluß verſehen.

Sie waren die kühnſten und erbittertſten Feinde der ſchrecklichen Sioux; aber ihr freier Geiſt iſt gebrochen und

ie ſind zur elenden Klaſſe unverſchämter, halbverhungerter Diebe herabgeſunken.

Die Regierung verſucht jetzt zwar alles Mögliche, um ſie wieder etwas aufzurichten und hat beſonders, unter einem Vertrag vom Jahre 1825 eine Summe von 1200 Dollar beſtimmt, die jährlich, unter Aufſicht des Präſidenten, darangewandt werden ſoll, ſie in Allem, was den Ackerbau betrifft, zu unterrichten, was auch in den letzten 15 Jahren geſchah, — es iſt aber von keinem großen Nutzen für die Armen geweſen.

Der Verkauf eines Theils ihrer Ländereien unter der Leitung der Vereinigten Staaten ſicherte ihnen übrigens ein Capital von etwas über 69,000 Dollar, das zur Erziehung ihrer Kinder verwendet werden ſoll.

Ihre Regierungsform iſt „erbliche Häuptlingsſchaft.“

Der Stamm der Quapaws war von jeher mit dem der Oſagen eng verbunden, doch haben ſie ſich in ihren Gebräuchen etwas mehr gebeſſert und der Civiliſation genähert als dieſe.

Sie beſtehen durch ihren eigenen Fleiß, bearbeiten ihre, wohl eingefenzten Felder und der größte Theil von ihnen lebt ſchon in Blockhäuſern mit Kaminen daran.

Die Pottawatamies theilten ſich leider, als ſie nach dem Weſten wanderten, in zwei Banden, von denen eine, 1000 oder 1500 Seelen ſtark, ſich an der Nordoſtſeite

des Missouriflusses, 240 Meilen von dem, ihnen bestimmten Platz entfernt, nieder ließ; verschiedene Versuche sind seither gemacht, sie zu diesem zurückzubringen, aber alle vergeblich.

Ungefähr 1500 Andere haben sich in der Nähe der Sauks am Mississippi niedergelassen und scheinen ebenfalls große Lust zu haben, dort zu bleiben. Auch ihnen, wie all den andern Stämmen ward eine gewisse Summe (den Pottawatamies 70,000 Dollar) von der Regierung der Vereinigten Staaten für die Erziehung ihrer Kinder zugesichert.

Die Weas und Piankashas sind Banden der Miamis und ihr Land liegt nördlich von dem der Pottawatamies doch nur erst sehr wenig haben sie sich den Sitten und Gebräuchen der Weißen angeschlossen.

Die Piankashas sind noch weniger civilisirt als die Weas.

Die Peorias, Kaskaskias und Ottowas sind ebenfalls kleine Stämme, noch größtentheils ihren Unsitten treu geblieben, und haben nur einzelne Verbesserungen von den Weißen angenommen.

Bedeutendere Fortschritte in der Cultur aber haben die Schawnees oder Shawanoes gemacht, deren Land sich bis zum Missouri-Fluß hinauf erstreckt.

Ihre Hauptanſiedlungen befinden ſich in den nordöſtlichen Theilen ihrer Beſitzungen, die ſich auf etwa 1,600,000 Acker belaufen, und die Meiſten von ihnen leben in gut behauenen Blockhäuſern, mit ſelbſt verfertigtem Hausgeräth verſehn. Ihre Felder ſind groß und gut eingefenzt und bringen einen Ueberfluß von Mais und Vegetabilien hervor. Sie treiben Rindvieh- und Schweinezucht, arbeiten mit Ochſen und Pferden und beſitzen alles andere nöthige Geſchirr und Handwerkszeug, wie eine Mahl- und Sägemühle.

Unter der Aufſicht von Miſſionairen verſchiedener Religionen macht dieſes Volk in der Civiliſation, im Erziehungsweſen und in den Künſten und Wiſſenſchaften bedeutende Fortſchritte; es hat ſogar eine Druckerei errichtet, die ein monatliches Blatt unter dem Titel:

Shauwawnoue Kesauthwau (Sonne der Shawaneſen)

herausgiebt.

Die Ländereien der Delawaren liegen nördlich von denen der Shawanoes, auf der Landzunge, die der Miſſouri- und Kauzaus-Fluß bildet und die meiſten von ihnen leben im öſtlichen Theil ihres Landes, unweit der Mündung des Konzas in den Miſſouri.

Sie haben gute, behauene Holzhäuſer und auch einiges Hausgeräth in ihnen, halten zweckmäßige Fenzen um ihre Felder, ziehen Rindvieh und Schweine, benutzen die

Pferde zu ihren Arbeiten und ziehen Mais und Gartengewächse für ihren eigenen Gebrauch, haben auch die Cultur des Waizens schon begonnen und besitzen eine Mahl- und Sägemühle.

Das Land der Kanzaus liegt am Konzas-Fluß, ist mit herrlichem Wasser wie gutem Bauholz versehen und in jeder Hinsicht eine vortreffliche Gegend.

Die Kanzaus sind übrigens eine gesetzlose, liederliche Race. In früheren Zeiten betrogen und bestahlen sie die weißen Kaufleute, mit denen sie Handel trieben häufig, von den Vereinigten Staaten aber etwas eingeschüchtert, dehnen sie diese Freundschaftsdienste jetzt nur auf ihre rothen Nachbarn aus.

In Sprache und Gebräuchen sind sie den Osagen fast in allen Stücken gleich, selbst im Krieg und Frieden gehen sie Hand in Hand mit ihnen, und machen, im wahren Sinne des Wortes, nur ein Volk aus. Wie diese, sind sie auch unwissend und leben erbärmlich, dabei knechtisch und können leicht von dem Weißen, der sich bei ihnen aufhält, regiert werden.

Fast alle leben in aus Stroh, Rinde, Rasen oder Erde aufgerichteten Hütten, die kegelförmig gebaut, mit dichter Wand versehn und inwendig mit hölzernen Pfeilern gestützt sind.

Wie alle übrigen Hütten haben sie jedoch keinen anderen, als den natürlichen Boden.

Die Thüre ist eigentlich nur ein Loch, durch das die Bewohner aus- und einkriechen und das von innen mit dem Felle irgend eines Thieres verhangen wird. Sie bebauen kleine Stücke Land, in denen sie Mais, Melonen und Bohnen ziehn, den Boden wühlen sie aber nur mit Hacken oder Stöcken auf und ihre Felder sind selten eingefenzt, ein einziges ausgenommen, 300 Acker enthaltend, das die Vereinigten Staaten für sie haben pflügen und gut einzäunen lassen. Die ersten Häuptlinge haben, aus Stämmen aufgerichtete Wohnungen, die der Agent der Vereinigten Staaten für sie bauen ließ.

Uebrigens ist wenigstens der Trost vorhanden, daß diese elenden Menschen doch in etwas anfangen, dem überall um sie herum wirkenden Einfluß der Civilisation nachzugeben. Ein Missionair hat Einige von ihnen vermocht, ihre Dörfer zu verlassen und sich allein anzusiedlen, Blockhäuser zu bauen ꝛc. ꝛc.

Das Land der Kickapoos liegt am Missouri-Fluß hinauf und umfaßt etwa 768,000 Acker.

Sie wohnen in dem südöstlichsten Theil desselben unweit dem Cantonirungsquartier Leavensworth.

In Hinsicht ihrer Civilisation stehen sie mit den Peorias etwa auf einer Stufe, ziehen etwas mehr Mais

als ſie ſelbſt brauchen und haben Rindvieh und Schweine.

Faſt die Hälfte des Stammes lebt übrigens noch wild und zerſtreut umher, einige in Texas, andere zwiſchen den ſüdlichen Stämmen, ja ſelbſt ein Theil von ihnen in den Felſengebirgen.

Die Sauks und Reynards oder Füchſe, ſprechen dieſelbe Sprache wie die Kickapoos und ſind ſo durch Verheirathungen und gemeinſchaftliche Intereſſen mit dieſen verbunden, daß ſie in der That nur ein Volk auszumachen ſcheinen.

Früher gehörte ihnen der nordweſtliche Theil von Illinois und ein großer Theil des Staates Miſſouri. Kein anderer Stamm aber, ſelbſt nicht die Sioux, hat ſolch kühne Unerſchrockenheit und ſolch bitteren Haß gegen die anderen Stämme gezeigt, als dieſer. Ihre Feindſchaft einmal erweckt, ruhte nicht eher bis Pfeil und Tomahawk die Feinde unterdrückt und beſtraft hatte.

Die Prairieen von Illinois und Jowa waren Jahrhunderte lang der Schauplatz ihrer Macht und Tapferkeit und ihnen allein kann die faſt gänzliche Aufreibung der Miſſouris, der Illinois, der Cahokias, Kaſkaſkias und Peorias zugeſchrieben werden.

Jedoch waren ſie in ihrer Freundſchaft gegen die Weißen wahr und treu, und mancher alte grauhaarige

Grenzbewohner rühmt noch jetzt die Herzlichkeit und freundliche Zuvorkommenheit, mit der er in jenen wilden, unbeschützten Gegenden, als er die Bäume fällte, sein Haus zu bauen oder sein kleines Feld bestellte, von den rothen Kriegern behandelt wurde. —

Doch wie alle anderen, schwindet auch dieser Stamm vor der Annäherung der Weißen dahin; es ist traurig, aber wahr — die Knochen des Indianers müssen den Boden düngen, ehe der Pflug des Weißen ihn öffnen kann.

Im Jahre 1832 wurde das freundliche Verhältniß, in dem sie zu den Weißen standen, zum ersten Mal unterbrochen. Ein Vertrag war von den Häuptlingen des Stammes und den, dazu von der Regierung der Staaten Bevollmächtigten, geschlossen worden, der unter Anderen auch den Verkauf ihres Landes, nördlich vom Rockriver ꝛc. im Staate Illinois feststellte. Dieser Boden enthielt die alten Städte und Begräbnißplätze ihres Stammes, dort war in der That Alles, was ihnen noch theuer und heilig, versammelt, in diesen Thälern hatten sie schon lange vor ihren ältesten Traditionen gelebt und an diese blumigen Flächen knüpfte sich jede ihrer frühesten Erinnerungen.

Alles, Alles, was das menschliche Herz an die Vergangenheit bindet, zog diese wilden Söhne des Waldes

zu jenen Gegenden und bewirkte, daß ſie ſich, unter keiner Bedingung, zu dem Verkaufe verſtehen wollten.

Der „ſchwarze Falke" war ihr erſter Häuptling und auch er wollte ſeine Stadt, in einem lieblichen Thale des „Felſenfluſſes" nicht verlaſſen, und vermehrte noch den Unwillen ſeines Volkes, indem er erklärte, daß die „weißen Häuptlinge ihn, ſowie die anderen, den Vertrag abſchließenden Häuptlinge der Indianer, betrogen hätten, da weder er noch ein Anderer ſeines Volkes je ſeine Zuſtimmung zu einem ſolchen Verkauf, als die Weißen niedergeſchrieben hätten und jetzt erzwingen wollten, gegeben habe."

Sie gruben mit großer Begeiſterung den bemalten Tomahawk aus und fochten, unter der Anführung des kühnen Häuptlings, tapfer für ihre ſchöne Heimath; doch nach der einmal beſtehenden Ordnung der Natur begräbt „der Pflug den Jäger" und ſo war es mit dieſem wahrhaft großen Häuptling und ſeinem edlen Stamme. Er wurde über den Miſſiſſippi getrieben und mußte der Axt des Weißen weichen.

Das Land der Füchſe, welches ihnen nach ſpäter erfolgtem Frieden zum immerwährenden Wohnſitz angewieſen wurde, grenzt an die ſüdliche Linie der Kickapoos und an den Miſſouri-Fluß.

Sie haben erſt ſehr wenige Verbeſſerungen getroffen; Verträgen zu Folge ſind ihnen aber von den Vereinigten Staaten einige Häuſer erbaut und Felder urbar gemacht, übrigens haben ſie noch auf mehr Anſpruch als dieß.

Der Hauptſtamm der Sauks (gewöhnlich die Sauks und Füchſe genannt) wird zu 4600 Seelen geſchätzt und wohnte im Jowa-Gebiet, am Fluße gleichen Namens.

Sie empfangen ſowohl Geld und Lehrer für die Erziehung ihrer Kinder als Handwerkszeug, Vieh und Ackergeräth, ſelbſt Mühlen wurden ihnen errichtet, machen aber wenig Gebrauch von alledem.

Das Land der Jowas enthält 128,000 Acker und grenzt an das Gebiet der Sauks. Ihre Verhältniſſe ſind denen der Sauks ähnlich und ihre Städte liegen höchſtens zwei Meilen von einander.

Die Otoes ſind die Abkömmlinge der Miſſouris, mit denen ſie ſich (nach der Aufreibung des letzteren Stammes durch die Sauks und Füchſe) vereinigten. In ihren politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſen gleichen ſie den Oſagen und Kanzans und traurig iſt es zu ſehen, wie ſie durch Krieg und Krankheiten herunter gekommen ſind.

Ihre Vorfahren, die Miſſouris waren, als die Franzoſen das Land zuerſt kennen lernten, der zahlreichſte Stamm in der Nähe von St. Louis und der gewaltige

Strom, an deſſen Ufern ihre Wigwams ſtanden, wie der Staat, der ſich auf ihren Jagdgründen erhoben hat, wird ihren Namen auf die Generationen kommender Jahrhunderte übertragen. Sie ſollen, ehe die Sauks und Füchſe ſie aufgerieben und die Blattern im Innern ihrer Städte wütheten, ein kräftiger und ſchlauer Stamm geweſen ſein, jetzt ſind ſie aber nicht mehr der Schatten ihrer früheren Größe und werden ſogar von den Oſagen mehr als irgend ein anderer Stamm verachtet.

Den Omahas gehört das Land, das nördlich vom großen Platte liegt, und in früherer Zeit waren ſie der Schrecken der Nachbarſtämme.

Sie hatten damals ungefähr 1000 Krieger und eine, dieſen entſprechende Anzahl von Weibern und Kindern, aber die Blattern brachen im Jahre 1802 unter ihnen aus und reducirten den ganzen Stamm auf etwa 300 Seelen. Dieſer Unfall raubte den Uebrigen ſo allen Muth, daß ſie ihre Stadt verbrannten und ein wanderndes Volk wurden.

Später haben ſie übrigens ihr Land wieder in Beſitz genommen und eine Stadt am ſüdweſtlichen Ufer des Miſſouri gebaut. Ihre Hütten ſind wie die der Otoes, von Erde aufgerichtet.

Die Puncahs oder Ponſars ſind die Ueberreſte einer einſt mächtigen Nation und lebten früher am rothen Fluß

es Winnipeg-See. Von den Sioux faſt ganz aufgeeben, zogen ſie an die weſtliche Seite des Miſſouriſluſſes, wo ſie eine Stadt bauten, dieſelbe befeſtigten nd dort einige Jahre blieben. Von ihren alten Feinden ber wieder verfolgt, und durch fortwährende Kriege imner mehr vermindert, ſchloſſen ſie ſich an die Omahas an. Sie wohnen im nördlichſten Theile des indianiſchen Geietes und ihre Verhältniſſe ähneln denen der Pawnees.

Die Pawnees haben ein weitläufiges Beſitzthum, das weſtlich von den Otoes und Omahas am großen Platte-Fluß liegt.

Ihre Städte ſtehen an dieſem Strom und den kleineren Flüſſen, die ſich in ihn ergießen.

Zu ihnen ſollen etwa 2500 Krieger gehören, und in ihrer Mitte herrſchen noch all die alten Gebräuche ihrer Vorväter: Die Hütte, von Erde gebaut, die Scalpe der Feinde, die im Rauche an den Pfoſten hängen, der wilde Kriegsſchrei, die Friedenspfeife — der heilige Wampumgürtel, der ihre Verträge anzeigt, die Feſte und Tänze des Friedens wie des Krieges, die der Heirath und der Opfer — Moccaſins und Leggins, Kriegshelme und fürchterliche Malereien — Alles iſt noch bei ihnen, wie in früheren Zeiten. — Selbſt die Monate haben noch ihre Benennungen beibehalten, als März der Wurmmond, April der Pflanzenmond, Mai der Blumenmond,

Juni der heiße Mond, Juli der Bockmond, August der Störmond (Fischmond), September der Maismond, Oktober der Reisemond, November der Bibermond, December der Jagdmond, Januar der kalte Mond, Februar der Schnee-Mond und in Hinsicht seiner Veränderungen „der todte und lebendige Mond." Die Pawnees sind daher auch jetzt der Civilisation noch wenig näher, als sie vor langen Jahren waren, jedoch thun die Vereinigten Staaten Alles, was in ihren Kräften steht, sie mit einem geregelten Leben auszusöhnen.

Sie erhalten von diesen bedeutende Unterstützungen, die ihnen, laut früher begründeten Verträgen, von dem Verkauf ihrer Ländereien zukommen, und die wie bei den anderen Stämmen, nicht allein im baarem Gelde, sondern auch in Vieh, Ackergeräth, Handwerkszeug und Anlegung von Mühlen und Schulen bestehen.

Dieß sind die, sowohl eingeborenen, als auch eingewanderten Stämme des indianischen Gebietes wie ihre ungefähren Lagen und Verhältnisse. Die anderen indianischen Stämme, welche die große Prairie-Wildniß bewohnen, will ich nur noch kurz unter zwei Abtheilungen beschreiben, als „die, welche südlich, und jene, welche nördlich vom großen Platte-Fluß leben."

An den Quellen des rothen Flusses und zwischen diesem und dem Rio Bravo del Norte wohnen die Ueber-

reſte von zwölf verſchiedenen Stämmen, von denen zehn ungefähr zweihundert, die anderen nicht über vierhundert Seelen zählen.

Die Carankouas und Tetans oder Cumanches ſind zahlreicher. Die Erſteren hauſen an der St. Bernhards Bay. Mit den Mexikanern und Spaniern lebten dieſe ſtets in Feindſeligkeiten, wollten deren Oberherrſchaft nie anerkennen, oder auch nur Religionslehrer von ihnen annehmen und fochten, ihre Unabhängigkeit zu bewahren, manche heiße Schlacht.

Im Jahr 1817 belief ſich ihre Anzahl auf etwa 3000 Seelen, von denen 600 Krieger waren.

Die Cumanches werden auf 20,000 geſchätzt.

Sie ſind ein tapferer, herumſtreichender Stamm und bleiben ſelten länger als einige Tage auf ein und demſelben Platz, ſondern wandern im Frühjahr mit den Büffeln nördlich und ziehen, wenn der Winter naht, mit dieſen nach den ſüdlichen Flächen von Texas zurück und durchwandern ſo fortwährend eine ungeheure Strecke Landes.

Sie haben kegelförmige Zelte, aus ſaubergegerbten Fellen bereitet, die, wenn ſie irgendwo ihr Lager aufſchlagen, ſo geſteckt werden, daß ſie Straßen und Vierecke bilden, was ſie in einer Erſtaunen erregenden kurzen Zeit zu Stande bringen. Zu jedem Zelt gehören zwei Pack-

pferde; eines trägt das Zelt, das andere die zum Aufspannen dienenden glatten Cederstangen, die ebenfalls in fast unglaublich kurzer Zeit aufgeladen und die Pferde gesattelt werden, so daß, der Wirkung einer Zauberruthe ähnlich, 20,000 Männer, Frauen und Kinder durch einen einzigen Signalschrei, aus der tiefsten Ruhe aufgeschreckt, in wenigen Minuten reisefertig sind, den ganzen Tag marschiren und am Abend wieder in derselben kurzen Zeit Wohnplätze haben, die aussehen, als ob sie schon Wochen lang auf demselben Platze gestanden hätten.

Auf solche Art leben die Cumanches; ihre Prairieen sind mit Büffeln, Riesenhirschen (Elks), wilden Pferden und den gewöhnlichen Hirschen bedeckt. Man sagt auch von ihnen, daß sie das Blut der Büffel warm aus den Adern der Erschlagenen trinken; ebenso die Leber roh essen und sich der Galle dazu als Sauce bedienen sollen! —

Der Anzug der Weiber besteht aus einem weiten langen Gewand, das ihnen von dem Hals bis auf die Knöchel hinuntergeht und aus zartgegerbten Fellen bereitet wird, die dann mit buntfarbigen Figuren bemalt werden.

Die Tracht der Männer ist ein Jagdhemd mit enganliegenden Kamaschen aus demselben Stoff, wobei sie noch ein Tuch um die Lenden schlagen.

Sie sind ein kriegerisches, tapferes Volk und werden von den südlichen Stämmen gefürchtet, auch kennen die Spanier von Neu-Mexiko, die Stärke ihres Feindes wohl, und wissen, daß er die Macht hat, den zu strafen, den er haßt.

Sehr gern stehlen diese Wilden das, was ihren Feinden am meisten am Herzen liegt, daher sind sie mit einer wahren Gier hinter weiblichen Kindern her und adoptiren solche oder heirathen sie, wenn sie alt genug sind.

Vor ungefähr 60 Jahren, wurde die Tochter des General-Gouverneurs von Chihuahua von ihnen gestohlen. Der Vater setzte sogleich nach und erkaufte, nach einigen Wochen, durch einen Agenten ihre Freiheit, doch weigerte sie sich zurückzukehren, und ließ ihren Eltern sagen, daß die Indianer sie, ihren eigenen Ansichten von Schönheit gemäß, tättowirt hätten und sie die Frau eines jungen Mannes geworden wäre, mit dem sie glaubte vollkommen glücklich leben zu können; daß ihr Mann sie gut behandele und sie mit ihrer neuen Lebensart vollkommen aussöhne und sie unglücklicher werden würde, wenn sie jetzt zurückkehre, als wenn sie dort aushalte, wohin sie das Schicksal einmal geworfen hätte.

Sie blieb bei dem Stamm und erzog Familie. — Ueberreste von 15 oder 20 anderen Stämmen wohnen auch noch in jenem Theil der Prairie-Wildniß, der nörd-

lich von dem großen Platte und nordwestlich von dem indianischen Gebiet liegt. Sie mögen im Durchschnitt 800 auf jeden Stamm zählen, so haben die Sioux und Blattern zwischen ihnen gewüthet.

Die Sioux nennen ein Land ihr eigen, das an Umfang den mächtigsten Kaiserreiche Europa's gleich kommt und sind ein tapferer, kriegerischer Stamm, aber tausende ihrer rothen Brüder haben sie auch hingeopfert und das Land am Missouri, von den großen Fällen hinunter bis zur Mündung der großen Platte, wie die Ebenen, die nördlich von den genannten Strömen, zwischen den schwarzen Hügeln und dem Mississippi liegen, fast ganz von den Eingeborenen befreit.

Sie werden in sechs verschiedene Stämme getheilt und begreifen etwa 28,000 Seelen, die von Büffelfleisch und den wilden Früchten ihrer Wälder, leben. Das erstere wird für den Winter auf folgende Art zubereitet: Die mageren Stücke des Büffels werden in dünne Streifen geschnitten und über einem langsamen Feuer oder auch im Winter, indem sie dieselben dem Frost aussetzen, getrocknet, dann fein gestoßen und mit einem gehörigen Quantum wilder Beeren und einer gleichen Masse Fett oder Mark, während dem Kochen zusammengemischt und dieß Alles in Säcke von frischen Fellen fest eingenäht

oder in Weidenkörbe gepackt. Dieser „Pemican", wie sie es nennen, hält sich mehrere Jahre.

Sie benutzen auch den wilden Reis „avena fatua" sehr stark, der in den nördlichen Ländern im Ueberfluß wächst und den sie, da er aus dem Wasser herauswächst, mit ihren Canoes einärndten müssen.

Ein aufrührerischer Stamm der Sioux, die Ossinipoilles wohnen unweit der Felsengebirge an dem Sasecatchiwine-Fluß in einem schönen, wildreichen Lande; sie leben von der Jagd und ihrer Kriegsbeute und ihre Anzahl wird auf etwa 8000 geschätzt.

Die Chippewyansor, Chippeways wohnen hoch oben im Norden, an den Quellen des Mississippi und sind ebenfalls ein zahlreicher Stamm, doch würde uns die genauere Beschreibung dieser nördlichen Stämme zu weit von unserer Reise abführen.

Capitel IV.

Fort William oder Bent's Fort, an der nördliche Seite des Arkanſas, 80 Meilen nordöſtlich von Taos i den mexikaniſchen Provinzen, und ungefähr 160 Meile von den Felſengebirgen entfernt, wurde im Jahr 183 von den Eigenthümern erbaut, um als Handelspoſte mit den Spaniern in Santa Fé und Taos und de Eutaw, Cheyenne und Cumanche Indianern zu diener Es iſt in der Form eines Parallelogramms errichtet un die nördliche und ſüdliche Seite 150, die weſtliche un öſtliche, 100 Fuß lang. Die Wälle ſind an der Baſi ſechs bis ſieben Fuß dick und an 18 Fuß hoch. An de öſtlichen Seite iſt der Eingang, den ein großer Thorweg aus zwei ungeheueren Planken-Thüren beſtehend, bildet An der nordöſtlichen und ſüdweſtlichen Ecke ſtehen zwe cylindriſche Baſtionen, ungefähr 10 Fuß im Durchmeſſe und 30 Fuß hoch, die zweckmäßig für den Gebrauch von Kanonen und kleinem Gewehrfeuer eingerichtet ſind und das Fort, wie die Ebene, um daſſelbe herum, beſtreichen. Der innere Hof iſt in zwei Hälften getheilt, von denen

eine, und zwar die größere, im nordöstlichen Theile
ist und fast viereckig ist. Eine Reihe von zweistöckigen
äusern, der Brunnen und die Schmiedewerkstatt, sind
der nördlichen Seite, an der westlichen und südlichen
er, Reihen von einstöckigen Gebäuden; an der östlichen
r Theil der Schmiedewerkstatt, das Thor und der äußere
all. Dieß ist der Geschäftsplatz; hier haben auch die
igenthümer und Aufwärter ihre Schlafstellen und Küchen,
nd hier sind ebenfalls die Waarenhäuser.

In diesem Hof versammeln sich, in ihrer Handels-
hreszeit, die Indianer in großer Anzahl und kaufen
nd verkaufen, während die, mit Kartätschen geladenen
anonen auf sie gerichtet, drohend von den Bastionen
erniederschauen.

Von diesem Hof führt ein Gang zwischen der östli-
hen und äußeren Mauer und den einstöckigen Häusern
u dem anderen Hof hinüber, der den noch übrigen Theil
es Fortes einnimmt. — Hier werden Nachts die Pferde
nd Maulthiere vor den Räubereien der Indianer ge-
sichert gehalten. An der Westseite des Hofes und un-
mittelbar an der Mauer ist das Wagenhaus. Es ist
stark gebaut, und geräumig genug 12—15 jener großen
Wagen, welche die Felle und Pelze von dort nach St.
Louis und Güter für den Tauschhandel wieder zurück-
schaffen, aufzunehmen, da der lange Sommer es

nöthig macht, sie gegen die heißen Strahlen der Sonne zu schützen.

Die Mauern des Forts, wie die Bastionen und Häuser, sind von ungebrannten Backsteinen aufgerichtet und durch einen Lehmkitt mit einander verbunden. Die Boden der Gebäude sind tennenartig hergerichtet, eben so die Dächer, von denen die letzteren noch flach, und mit Kies bedeckt sind und in den Sommermonaten einen höchst angenehmen Platz zum Spatzierengehen gewähren.

In dem Geschäft dieses Handelspostens sind ungefähr 60 Leute beschäftigt. Fünfzehn bis zwanzig von ihnen besorgen, unter Leitung Eines der Eigenthümer den Verkehr zwischen St. Louis und dem Fort; ein anderer Theil jagt in den benachbarten Ebenen und noch ein anderer bewacht die grasenden Lastthiere. Einige jedoch, unter der Anführung eines erfahrenen Kaufmanns, ziehen in die entfernteren indianischen Lager um zu handeln; während die, sich gerade im Fort Befindenden es im Nothfall vertheidigen, oder auch mit den Indianern handeln und die Bücher führen. Alle aber begegnen Gefahren und müssen sich Entbehrungen unterziehen, von denen Leute, die innerhalb der Grenzen der Civilisation leben, keinen Begriff haben können.

Das Land, auf welchem das Fort liegt, ist häufig das Schlachtfeld verschiedener Stämme, die nicht allein

feindlich gegen die Weißen, sondern auch gegen einander gesinnt sind. Die Cutaws und Cheyennes aus den Gebirgen unweit Santa Fé und die Pawnees vom großen Platte, kommen an den oberen Arkansas, um den Büffeln in ihren jährlichen Wanderungen nach dem Norden zu begegnen und der Fährte dieser Thiere folgen die Cumanches, wo dann in den Monaten Juni, Juli, August und September 15—20,000 Wilde in der Nähe dieses einsamen Forts ihr Wesen treiben, die Alle nach Plünderung und Blut dürsten. Im Fall sie, alter Fehden wegen, selbst mit einander in Streit gerathen, fühlen sich die Herren Bent ziemlich sicher, schonen sie aber das Leben und Eigenthum der rothen Brüder, dann herrscht große Angst und Sorge in Fort William.

Jede Stunde des Tages wie der Nacht gebiert neue Gefahren; diese unbezähmbaren Wilden mögen die Büffel, in denen größtentheils die Nahrung des Forts besteht, so weit hinwegtreiben, daß sich die Besatzung nicht nachwagen darf; oder mögen das Fort belagern und alle Zufuhr abschneiden, mögen das Grasen ihrer Lastthiere auf der Ebene verhindern, oder sie selber in der Festung aushungern; Alles dieß sind Befürchtungen, die nur allein die Unwissenheit der Indianer, der Stärke des Forts wegen, bis jetzt noch nicht zur Verwirklichung gebracht hat; aber wie mag nicht, vielleicht bald, ein Häuptling

oder ein weißer Böſewicht ſie über Dinge aufklären, die unfehlbar das Verderben der ganzen kleinen Beſatzung nach ſich ziehen müßte.

Ein Beiſpiel von der kühnen Unerſchrockenheit der Cumanches, das ſich kurz vor unſerer Ankunft im Fort zutrug, mag dem Leſer einen Begriff geben, in wie fern alle die obengenannten Befürchtungen gegründet und wie vielen Gefahren dieſe einſamen Handelsleute ausgeſetzt ſind.

Ungefähr in der Mitte des Monats Juni (1839) durchſchwamm eine Bande von ihnen, etwa 60 Mann ſtark, unter dem Schutze der Nacht, den Fluß und verbarg ſich zwiſchen den Büſchen ſeines Ufers, da, wo die Thiere gewöhnlich graſen. Keine Schildwache bemerkte ſie und als der Morgen anbrach, beſtieg der mexikaniſche Treiber ſein Pferd und trieb das ihm anvertraute Vieh mit dem gewöhnlichen Halloing und Rufen aus dem Fort. Von einer Seite zur anderen galloppirend, hatte er ſie bald in einem kleinen Thal, wo ſie, noch von den Kartätſchen des Forts bedeckt, das kurze Gras abweideten.

Eine Wache dieſer Art poſtirt ſich ſtets ſo, daß ſie die ihr anvertrauten Thiere zwiſchen ſich und den Gebäuden behält, um ſie bei der Annäherung von irgend gefährlichen oder auch nur verdächtigen Gegenſtänden, mit möglichſter Schnelle nach denſelben zurücktreiben oder ſoll-

ten sich einige von der Heerde entfernen, besser zusammenhalten zu können.

Da nun in beiden Fällen fortwährende Aufmerksamkeit nöthig ist, so hat der Wachthabende sein Pferd an einem langen Seil und läßt es nur um sich herum grasen, um im Nothfall sogleich beritten zu sein.

Die treue Wache war an diesem Morgen eben abgestiegen und saß scharf umherspähend auf der Erde, als die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln hervorsprangen und mit fürchterlichem Geheul und Geschrei auf die Thiere einbrachen, um sie durch den Fluß zu treiben.

Die Wache ließ sich jedoch nicht einschüchtern und gallopirte mitten zwischen die ihr Anvertrauten, und die Maulthiere und Pferde, die bekannte Stimme ihres Führers unter dem gellenden, gräßlichen Geschrei der Wilden hörend, liefen in starkem Trabe dem Fort zu; aber die Indianer waren an beiden Seiten und machten sie scheu und wild. Trotz ihnen, trieb sie der treue Mexikaner vorwärts und rief um Hülfe; doch die Besatzung war zu schwach und vergebens ermunterten sie, von den Mauern aus, den braven Treiber; was in menschlichen Kräften stand, versuchte er; in vollem Rennen von einer Seite der ihm anvertrauten Thiere zur anderen fliegend, trieb er mit seinem Lasse die langsamsten zu größerer Eile an und sah schon das geöffnete Thor des Forts, das ihm und

seinen Schutzbefohlenen Rettung bot, vor sich, als er von drei Pfeilen der verfolgenden Feinde durchbohrt, fiel.

Ihn einmal beseitigt, trieben jetzt die Herren der Steppen ihre Beute ohne weitere Belästigung, denn die nachgesandten Kugeln hatten keinen Erfolg, nach den Grenzen von Texas. Ich sah das Grab dieses treuen Wächters; er war erst wenige Tage vor unserer Ankunft hineingesenkt und die Wölfe hatten schon versucht ihn wieder auszuscharren.

So verloren die Herren Bent an einem Tag einen ihrer besten Leute und einige 40 Maulthiere.

Wie ich später erfuhr wurden ihnen dieselben Maulthiere und Pferde, die wir nach dem Fort zurückgebracht hatten, gleich nach unserer Abreise auf eine ähnliche Art geraubt und die Eigenthümer erwarteten fast stündlich einen Angriff auf das Fort selbst.

Derselben Gefahr übrigens, ihre Güter oder ihr Leben zu verlieren, setzen sich Jene aus, die, um zu handeln, zu den entfernteren Stämmen ziehen und manche Anekdoten dieser Art hörten wir dort, die sich besonders auf die wilden, kriegerischen Entaws bezogen. Für alle Räubereien, Beleidigungen und Mordthaten aber, die dieser und andere Stämme ausgeübt, haben die kühnen und tapferen Kaufleute wohl auch recht oft bittere Genugthuung genommen und blutig die Gefallenen gerächt; und die

unausbleibliche Folge davon ist die grimmige Feindschaft und der Haß der Nachbarstämme gegen sie, der auf jeden Fall unbequemer für die Weißen als für die Indianer ist, denn die Letztern finden gewöhnlich in den Pferden und Lastthieren des Forts die fast stets in 80—100 Stück bestehen, vollkommene Entschädigung für alle andere, kleine Beleidigungen, die sie manchmal zu ertragen haben und leicht ertragen können.

Das Geschäft innerhalb der Wälle wird von Rechnungsführern und Handelsleuten besorgt; die Ersteren sind gewöhnlich junge Männer aus den Städten der Vereinigten Staaten, welche einzig und allein Bücher zu führen haben, die Letzteren aber werden aus den kühnen Männern ausgewählt, die schon früher die Wildniß als Jäger, Biberfänger oder Handelsleute durchzogen und mit den Indianern umzugehen verstehen. Ihre List und Kühnheit wird aber nicht allein in Anspruch genommen, sondern sie müssen auch Kaffee, Zucker oder Pulver in einem Pintmaaß (blechernen Becher) abmessen, und rothes Band, Glasperlen ꝛc. ausmessen, sowie den Dolmetscher zwischen den beiden Nationen machen. Recht prächtige, liebe Leute findet man unter diesen Händlern. Das Fort William gehört drei Brüdern, Namens Bent von St. Louis. Zwei von diesen waren, als wir dort ankamen, im Fort. Diese schienen sich übrigens gänzlich

an das indianiſche Leben gewöhnt zu haben und gingen auch ganz wie Häuptlinge gekleidet. Ihre Moccaſins hatten ſie reich mit Glasperlen und Stachelſchweinborſten verziert, ihre ledernen Leggins reichten, an der äußeren Seite mit Franzen beſetzt, vom Knöchel bis zur Hüfte hinauf, und ihr Jagdhemd, aus demſelben Stoff gearbeitet ebenfalls mit Franzen, vom Handgelenk über den Ellbogen bis zur Schulter und an allen Näthen beſetzt, war mit farbigen Figuren geſchmückt.

Häuptlinge waren ſie auch in der Gewalt, die ſie in ihrem einſamen, wilden Forte ausübten; aber nicht aus einer Beſchreibung kann man einen ſolchen Handelspoſten kennen lernen — die ſtattlichen Händler ſelbſt, die indianiſchen Weiber und die Kinder aus dieſer vermiſchten Ehe. Das behutſame Ein- und Ausſchleichen der handelnden Wilden, die Schildwachen mit brennenden Lunten neben ihren Geſchützen auf den Wällen, dann das Lager der rothen Steppenkinder um das Fort herum, ihre nächtlichen Gelage und Tänze, das muß Alles ſelbſt geſehn ſein, und könnte wohl dargeſtellt werden, aber doch nie dem Leſer mehr, als einen undeutlichen Begriff des Ganzen verſchaffen. —

Unſere Aufrührer, die ſich von der Geſellſchaft trennen wollten, brachen am 11. Juli nach Bents Fort am Platte auf und ich ſelber mit drei geſunden, guten

Männern und einem verwundeten, liederlichen Burschen, der sich übrigens durch die gütige Gastfreundschaft der Herren Bent bedeutend erholt und gestärkt hatte, verfolgte wieder meinen Weg nach den Gebirgen und dem Oregon-Gebiet.

Fünf Meilen oberhalb Fort Bent, kamen wir zum Fort Le Puebla. Es ist von ungebrannten Backsteinen erbaut und besteht aus einer Anzahl von einstöckigen, in einem Viereck gebauten Häusern, ähnelt übrigens im Ganzen dem früher beschriebenen.

Es gehört einer Anzahl amerikanischer und spanischer Biberfänger die, des früheren Geschäfts müde, sich hier niedergelassen haben.

Wir kamen etwa um 4 Uhr an und übernachteten, da wir im Sinne hatten für einen der Männer ein Pferd zu kaufen und überhaupt noch vieles Andere zu arangiren. Dort fanden wir auch eine Gesellschaft von Biberfängern, die aus den Gebirgen, nach Beendigung ihrer Frühjahrs-Jagd, hierher gekommen waren, ihre Wohnungen, frei von Miethzins aufgeschlagen, ihre Felle ausgepackt und einen Handel für Whiskey eröffnet hatten. Ein Fell, das zu vier Dollar taxirt ist, gilt in diesem Markt eine Pint Whiskey (etwa eine halbe Flasche); durch den langentbehrten Genuß des feurigen Getränkes aber aufgeregt, trinken sie mehr und mehr, holen ein Fell nach

dem andern hervor, und ruhen nicht eher, bis ihr Lager verſchwunden, die Mühſeligkeiten der Jagd, die Beſchwerden und Entbehrungen des Fallenſtellens, die eiſigen Stürme der Wildniß, das blutige Gefecht, Fuß an Fuß mit Meſſer und Tamahawk, die langen Tage und Nächte in Durſt und Hunger hingebracht vergeſſen, und vollkommen im Lethe des berauſchenden Giftes hinwegeſchwemmt ſind.

Unter dieſen Biberfängern waren einige intereſſante Charaktere, beſonders ein Irokeſe von Kanada, ein kräftiger alter Mann mit einer flachen Naſe, breitem Geſicht, kleinen blitzenden, ſchwarzen Augen, ſchwartigen Geſichtszügen und einen Mund den er, faſt ſtets lachend, von einem Ohre bis zum andern zog, während er die merkwürdigſten Geſchichten aus dem gefahrvollen Leben der Biberfänger erzählte.

Beſonders gern trug er ſeine oftmalige Rettung aus den Händen der „Schwarzfüße und Sioux" vor, als er noch im Dienſte der Hudſon-Bay Compagnie ſtand.

Bei einer dieſer Gelegenheit hatte er ſich von den anderen Fallenſtellern entfernt und war, den Miſſouri weit hinauf, in ein beſonders liebliches Thal gerathen; ein Platz, wie er ihn auf allen ſeinen Wanderungen bis jetzt vergebens geſucht hatte und wo er mit ſeiner „Squaw" bis zu ſeinem Ende glaubte unverfolgt leben zu können.

Die niederen Gebirge die ihn umgaben, waren mit langen gewaltigen Fichten bewachsen und um sie herum ausgenommen in Osten, wo durch eine weite Oeffnung, die Morgensonne ihre Strahlen hereinwarf, thürmten sich wilde Felsrücken, mit ewigem Schnee bedeckt, empor, weit über die grünen Abhänge, unter ihnen, hinausragend.

Das Thal entlang lag ein reiner, klarer See, in dessen Mitte, aus höherem, felsigen Grund Quellen in die Höhe sprangen, die ihre Wasser mehrere Fuß hoch über die Oberfläche desselben emporwarfen, was die kleinen Wellen plätschernd an die kiesigen Ufer sandte.

Der alte Indianer schlug sein Zelt am Ufer desselben in einem Dickicht von überhängenden Bäumen auf und stellte seine Fallen.

Nachdem er dieß gethan, begann er sorgfältig jeden Theil der ihn umgebenden Gebirge zu untersuchen, um zu sehen, ob noch mehrere Ein- oder Ausgänge zu diesem See führten und ihm, im Fall er wirklich einmal von feindlichen Indianern entdeckt würde, ein anderer Ausweg zur Flucht bliebe, als der, durch welchen er herein gekommen war.

Keinen weiteren Weg fand er aber, eine einzige Schlucht ausgenommen, durch welche die Wasser des Sees ihren Abfluß hatten.

Zufrieden kehrte er zu seiner Hütte zurück und fischte, jagte und fing lange Wochen hindurch Biber, bis ihn eines Morgens der fürchterliche Kriegsschrei der Blackfeet aufschreckte.

Der See war sein einziger Rettungsweg und schwimmend und tauchend erreichte er, von den Indianern weit verfolgt, die Schlucht. Alle seine Felle, seine Fallen, sein ganzes Jagdgeräth, fiel den gottvergessenen Blackfeet in die Hände.

Ein anderes Individuum dieser alten Biberfänger war mein Führer Kelly; ein Schmied seines Handwerks, und ein Weißer. Aus Kentucky zwar gebürtigt, hatte er sein Geburtsland vor etwa 12 Jahren verlassen, und war in den Dienst der „Amerikanischen Pelzcompagnie" getreten. Seit der Zeit hatte er die Vereinigten Staaten nur ein einziges Mal besucht, und sich dann auch nur wenige Wochen darin aufgehalten.

Seiner Meinung nach war Alles so langweilig und ermüdend dort, daß er wieder in die Gebirge fliehen mußte; dazu hatten ihn die Nahrungsmittel, wie er sich ausdrückte, fast umgebracht; fluchend behauptete er: „Die niederträchtigen Kuchen und Pasteten, das Schweinefleisch und die anderen, tausenderlei kleinen Näschereien, die man so unter Bekannten herunter schlucken muß, sind genug, um die Constitution eines Straußes zu zerstören; möglich ist's,

daß ich das Zeug, obgleich ich schon lange aus den Ansiedlungen entfernt und davon entwöhnt bin, noch essen kann, wie aber Einer diesen Mischmasch mit Vergnügen genießen mag, begreife ich nicht. So lange ich Büffelfleisch zum Essen, das reine Wasser der Schneehügel zum Trinken, gute Hirschfelle zur Kleidung bekommen kann, bin ich zufrieden, denn ich bin unabhängig und dadurch glücklich."

Ich fand jedoch später, als er manchmal in stillen Nächten an den Lagerfeuern Geschichten und Anekdoten aus seinen Jugendjahren erzählte, daß andere Ursachen ihn aus den Grenzen der Civilisation getrieben haben mußten, und daß ein warmes, fühlendes Herz unter der rauhen Außenrinde angenommener Gleichgültigkeit schlage.

Wir blieben die Nacht des 11. in Puebla. Gegen Kleidungsstücke und Geld kauften wir übrigens noch ein Pferd, das wir nothwendig brauchten, und richteten uns dann im Fort für die Nacht ein, indem wir alle die Sachen, die uns gehörten in dem Raum den wir zum Schlafen angewiesen bekamen, dicht zusammenlegten und unsere Decken und Körper so placirten, daß es selbst für den geschicktesten Dieb, schwierig gewesen sein würde, auch nur das Mindeste zu entwenden, ohne uns zu erwecken.

Am 12. um 8 Uhr Morgens, hatten wir gesattelt und gepackt, und befanden uns auf dem Wege nach den Gebirgen.

Die Luft war rein und klar, wie in Neu-England, im indianischen Sommer, und kurze 5 Meilen brachten uns zu dem Lager von Kelly's Diener, den wir vorausgeschickt hatten, für die Pferde Gras zu finden.

Unsere Provisionen bestanden in einer kleinen Quantität Weizenmehl, etwas Salz und Pfeffer und einigen Pfunden Zucker und Kaffee. Für Fleisch waren wir ganz auf unsere Büchsen angewiesen, da sich aber den ganzen Tag kein Wild zeigte, angelten wir am Abend und fingen, nach manchen vergeblichen Versuchen einen, etwa pfündigen Catfisch, freilich eine ärmliche Mahlzeit für sieben hungrige Mägen.

Am 13. machten wir 15 Meilen am Ufer des Arkansas hinauf; der Boden aus Sand, mit sehr wenig Lehm vermischt, bestehend, saugt alle Feuchtigkeit ein und ist zu wenig mit nahrhaftem Salze versehen um mehr als hie und da zerstreutes Büschelgras und krankhaft aussehende Sonnenblumen hervorzubringen.

An einigen Stellen begrenzen schroffe Abhänge von Sand und Kalkstein das Flußthal.

Nachmittags wurde die lange, niedere Gebirgsreise, die an der östlichen Seite der Cordilleras oder Felsenge-

birge liegt, sichtbar, ebenso „Longs" Gebirgsrücken und selbst diese, doch eigentlich noch keine wirklichen Gebirge, waren mitten im Sommer mit Schnee bedeckt. Pike's Gipfel im Süd-Westen und James's Gipfel im Nordwesten, streckten bei Sonnenuntergang ihre rauhen Kuppen durch die sie umhängenden Wolken empor.

Am 14. machten wir 20 Meilen und wechselten, da wir ein Pferd zu wenig hatten, mit Allen im Reiten.

Die Oberfläche der Ebene wurde, je mehr wir uns dem Hochlande näherten, rauher und rauher.

Die Wasser, die sich von den ersten Bergen herabstürzen, haben das was einst eine Ebene war, in einzelne isolirt dastehende Abhänge gerissen, die jetzt 3—400 Fuß hoch, in der Entfernung ungeheueren Burgen und Festungen ähneln.

Der Arkansas war sich, seit wir Fort William verlassen hatten, gleich breit, (etwa $\frac{1}{4}$ Meile) geblieben, sein Wasser aber noch immer trübe. Sein Hauptcours ist Süd-Ost und der Boden soweit das Auge reichen konnte, leichter Sand und thoniger Lehm, fast ohne alle Vegetation.

Am 15. zogen wir 18 Meilen und zwar über so leichten, lockeren Boden, daß unsere Thiere bei jedem Schritt bis über die Fesseln einsanken. Den ganzen Vormittag hielten wir uns im Flußthal und es war fast kein

einziger Baum zu ſehen, ein paar alte Baumwollenbäume ausgenommen, die, grau und verwittert von den langen wilden Erzählungen, die ihnen die Winde hier Jahrhunderte vorgeheult hatten, zu zittern und beben ſchienen.

Die gewöhnliche Farbe des Bodens war ein, in das grau ſpielende blau.

Um 12 Uhr hielten wir auf einem flachen Stück Land, das der Fluß, durch das Einſaugen des Bodens, angefeuchtet hatte, und ließen unſere Pferde graſen. Auf dieſer Stelle ſtanden auch ungefähr 40 oder 50 alte und verkrüppelte Weiden, die hierher, aus der ganzen Gegend zuſammengekommen zu ſein ſchienen, um gegen die trübſelige Einſamkeit Schutz zu ſuchen.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir die Ufer des kleinen Fluſſes Fontequebouir, der ſich hier in den Arkanſas ergießt.

Kelly hatte gehofft in den, ſeine Ufer bedeckenden Dickichten Hirſche zu finden und war, gleich nach unſerer Ankunft daſelbſt, wie ein guter Jäger, ehe ſie unſere Nähe wittern möchten hingegangen um einen zu erlegen; aber umſonſt durchwanderte und durchkroch er alle Plätze, in denen er nur Wild vermuthen konnte. Eine andere Geſellſchaft von Jägern war vor uns hier geweſen und hatte ſie in die, für ſie ſicherern, Gebirge geſcheucht.

Unſer Führer blieb jedoch der Fröhlichſte von Allen, denn während dem Nachmittags-Marſch waren am fernen Horizont ſeine alten Jagdgründe aufgetaucht. Die kahlen, froſtigen Häupter der Pikes- und James-Kuppen glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne, die Gebirge, um ſie herum, ſtiegen mit ihren unregelmäßigen, zackigen Conturen empor, und oft, als wir langſam den wilden Bergen entgegen ritten, zeigte er uns durch dunkele, ſchroffe Zeichnung vom Horizont abſtechende Schluchten, zwiſchen denen hin ſich reißende Ströme zwängten, die einſt Zeuge ſeiner glücklichen Biberjagden geweſen waren.

Wir legten am 16. eine lange Strecke über unfruchtbare, kleine Hügel zurück, die nur ſparſam mit verkrüppelten Cedern nnd Fichtenbäumen beſetzt waren. Das Laub und die Nadeln dieſer Bäume haben eine ſehr dunkelgrüne Farbe, und da ſie, mehr oder weniger, alle die niederen Hügel bedecken, die an der öſtlichen Seite der Gebirge, vom Arkanſas bis hinauf zum Miſſouri liegen, erhielten ſie, (beſonders der Theil, welcher ſich zwiſchen dem „ſüßen Waſſer" und dem kleinen Miſſouri hindehnt), den Namen der „ſchwarzen Hügel."

Der Boden des Landſtrichs, den wir an dieſem Tage durchwanderten, beſtand aus einem grauen Lehm

und Kies, und war von Sand- und Kalksteinfelsen unterbrochen.

Ungefähr 4 Uhr Nachmittags wurden wir plötzlich von einer nicht geahnten Plage heimgesucht; als wir nämlich eine kleine Strecke rothen Sandes durchziehen wollten, und auf die Gebirge schauten, die mit jedem Augenblicke klarer und deutlicher ihre felsigen, mit Schnee bedeckten Gipfel zeigten, überdeckte uns plötzlich, im wahren Sinne des Wortes, eine Wolke von fliegenden Ameisen mit grauen Flügeln und dunkelen Körpern, die mit solcher Wuth und Gier auf uns einstürmten, daß selbst unsere Pferde verdutzt und geängstigt über das Plötzliche dieses Angriffs, stehen blieben und nicht weiter wollten.

Wir mußten absteigen und sie führen und erreichten nach etwa einer halben Stunde die Grenze dieses, mit Bewohnern gesegneten Sandstrichs, wo wir doch wenigstens wieder einmal die Augen öffnen und athmen konnten.

Am 17. Juli machten wir zwischen tiefen, von wilden Wassern aufgerissenen Schluchten, 20 Meilen. Ueberall bezeugte hier der Anblick der Natur furchtbare Umwälzungen und Ueberschwemmungen, die stattgefunden haben mußten. Abgründe, oft über hundert Fuß tief, wie gewaltige, Insel gleiche Erdhügel, die stumm und starr sich emporstreckten, gaben dem Lande ein schauerlich wüstes Ansehen;

ıD wohin das Auge auch blickte, sah es Nichts, als att= und blumenlose Wildniß.

Wir lagerten in der nächsten Nacht 5 Meilen von ı, wo sich der Arkansas aus den Gebirgen drängt und e Berge, an der Südseite des Flusses, boten eine herr=che, wilde Scenerie, sahen aber so rauh und zerrissen ıs, daß es uns schien, als ob auch nicht ein Fuß breit ıenen Landes auf denselben liegen könnte.

Diese Gebirgsmasse erstreckt sich etwa 50 Meilen am rkansas hinab, jedoch immer mehr und mehr eine süd=che Richtung annehmend bis sie, ganz im Süden, Taos nd Santa Fé erreicht. Westlich von diesen Bergen und it ihnen verbunden, liegen die gewaltigen Felsen=Ge=irge in denen der Rio Bravo del Norte der Wolfano, ehrere Arme des Arkansas wie eine Anzahl von Strö=ıen, die sich in dem Colorado des Westens und den Golf on Mexiko ergießen, entspringen. Dort leben die öst=ichen und westlichen Stämme der Eutaws. Die Berge, ie sie bewohnen, sollen scheinende Gletscher sein und in nancher anderen Hinsicht den Gebirgen der Schweiz ähneln. Die Eutaws sind tapfer und hinterlistig und werden auf twa 8000 Seelen geschätzt. Sie ziehen Pferde, Maul=hiere und Schafe, bauen etwas Mais und Bohnen, angen Biber, verfertigen, mit Hülfe einer Stopfnadel,

wollene Decken und vermiſchen ſich mit den merikaniſchen Spaniern.

Sechzig Meilen öſtlich von dieſen Gebirgen, und etwa fünfzig ſüdlich vom Arkanſas, ſteht Pikes-Gipfel und die kleineren Kuppen die ihn umgeben, iſolirt aus der Ebene; er iſt, wohl ein Drittheil ſeiner ganzen Höhe mit ewigem Schnee bedeckt.

An der nördlichen Seite des Fluſſes liegt eine Reihe von Bergen, die ſich etwa 2000 Fuß über die Fläche erheben und im Allgemeinen denen an der Südſeite gleichen; ſie ſind dunkel und zerriſſen, und ihre Seiten wie dieſe ſparſam und dünn mit Cedern und Fichten bewachſen.

Am 18. ſtanden wir früh auf, ſtärkten unſere Glieder mit einer Waſſerſuppe, unſerer einzigen Nahrung, und bereiteten uns vor die Gebirge zu betreten. — Aber mit leichtem Herzen thaten wir es, denn die Stürme, der Schlamm, die angeſchwollenen Ströme, die monotone öde Wildniß der Prairieen ließen wir hinter uns, und vor uns lagen die tiefen, fruchtbaren Thäler, die kühlen Ströme und Lüfte des Hochlandes.

Von den kalten Winden, die über den Schnee zu uns herunter wehten, durchzogen, ritten wir in ſcharfem Trabe den Abhängen zu, deren Fuß wir in dreiviertel

Stunden erreichten und zwischen denen hindurch sich der Arkansas schäumend in die Ebene stürzt.

Dieser Fluß läuft 200 Meilen zwischen den Gebirgen hin, wo er seine Wasser, besonders in den letzten 100 Meilen, brausend durch steile, schroffe Felsen hindurchwälzt, die hundert oft tausend Fuß von ihm emporsteigen. Durch diesen wilden Canal fließt er in tollem, rauschendem Toben, stürzt über Abhänge und durch zusammengepreßte Schluchten und springt endlich, wie ein befreiter Panther, hinaus in die offene Ebene, in der er reißend schnell forteilt, als ob er froh wäre, den beengenden Klippen entgangen zu sein.

Hier drangen wir in die Felsengebirge, und zwar durch eine Schlucht ein, die ein Bergstrom gerissen hatte.

Jetzt war es ein kleiner, freundlicher Fluß; der Löwenzahn, die Angelika, der Bergflachs, der Holunder, die Erle und Birke wuchsen an seinen Ufern und klar sprudelte sein Wasser über reine Kiesel dahin.

Dunkel und drohend hingen die Felsen über uns her, und wir wandten uns nun vom Arkansas-Fluß ab, den wir bald zwischen den Cedern und Fichten aus den Augen verloren; aber es war fast ein schmerzliches Gefühl, den Strom zu verlassen, an dessen Wasser und Fischen wir uns so oft erquickt und der uns durch eine so lange,

wüſte Strecke ein treues Geleit gegeben hatte. Noch lange hörten wir ſein dumpfes Brauſen wie er ſich durch das felſige Bett dahin ſtürzte, als ob er uns ein letztes Lebewohl nachrufe.

Dieſes Thal läuft ungefähr 10 Meilen in einer nördlichen Richtung von dem Ausgang des Arkanſas zu dem Bergrücken, der die Waſſer dieſes Fluſſes von den Quellen des ſüdlichen großen Platte-Armes ſcheidet.

Etwa die Hälfte des Thals hinauf theilte ſich der indianiſche Fußweg, dem wir bis jetzt gefolgt waren; ein Arm machte einen weſtlichen Umweg durch die Hügel, während der andere, und zwar kürzere, gerade nördlich hinauf nach einem anderen Thal, „Bayou Salade" genannt, lief.

Unſer Führer unterſuchte beide Wege ſehr ſorgfältig; da er aber den weſtlichen viel mehr begangen fand und vermuthen konnte, daß die Gefahr Indianern zu begegnen, auf dem anderen geringer ſei, führte er uns auf dieſem fort.

Um 12 Uhr etwa kamen wir an ſo ſteile, aus Sand und bröcklichen Steinen beſtehende Höhen, daß ſie zu erſteigen unmöglich ſchien, unſer alter Kentuckier war aber anderer Meinung und erzählte uns von viel gefährlicheren Wegen, die er mit ſchwerer beladenen und ſchlechter ge-

fütterten Thieren zurückgelegt habe, als diese da, und behauptete auch, daß ein ganzer Stamm Entaws mit ihren Zelten, Weibern und Kindern erst vor kurzer Zeit eben diese Anhöhen erklommen hätten. Bald waren wir überredet, daß wir eigentlich noch gar nicht wußten, was in diesen Bergen möglich oder nicht möglich sei.

Unser braver Führer ging voran, dann kamen die Lastthiere, jedes mit der Unterstützung eines gewaltigen Stachelstockes, dann ich selber mit einigen der Leute, unsere Thiere führend; aber mit fürchterlicher Anstrengung arbeiteten sich unsere Thiere bergauf, und mußten gar oft ausruhn.

Der Weg zog sich um eine schroffe Klippe, neben einem fürchterlichen Abgrund hin und gerade an der gefährlichsten Stelle stieß mein Puebla-Pferd mit seinem Gepäck an einen hervorstehenden Felsen und schwankte einen Augenblick über einer Tiefe von ungefähr 300 Fuß, sein gutes Glück gab aber den Ausschlag; es stolperte von seinem Grabe fort und lebte, um später einen noch tieferen Sprung zu thun.

Mit Schweiß und Staub bedeckt, erreichten wir endlich den Gipfel der Höhe und unsere Thiere zitterten, als ob sie von der Rennbahn kämen. Wir selber waren so müde, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten.

Der Gipfel war mit Fichten bedeckt, von denen einige bis zu 2 Fuß im Durchmesser und nur oben um die Wipfel kleine Büschel von Zweigen hatten; andere, niedrigere, streckten ihre Aeste dicht über die Erde hinaus.

Ein heraufsteigendes Unwetter zwang uns unter eben diesen Baumgruppen Schutz zu suchen, das auch bald genug mit fürchterlicher sinnbetäubender Gewalt über uns hereinbrach; selbst in den Ebenen habe ich es nicht so wettern sehn.

Nachdem das Gewitter etwas nachgelassen, erstiegen wir die höchste Kuppe und hatten von hier aus eine wahrhaft entzückende Aussicht, denn wie ein ungeheueres Panorama umgaben uns die wild über und auf einander gethürmten Massen der Gebirge.

Endlich, ungern diesen Anblick verlassend, wanderten wir noch 5 Meilen bergab, bis zu einem nördlich laufenden Bach, an dem wir lagerten. Vom Sturm durchnäßt und von dem kalten Wind, der hier oben wehte, durchschauert, mußten wir übrigens das Feuer bedeutend anschüren, ehe wir schlafen konnten.

Um unser Lager herum wuchs eine Masse des wilden Bergflachses, dessen Stengel am anderen Morgen vom Frost der Nacht ganz steif waren; die Wasser des Baches, an dem wir lagen, hatten ebenfalls eine dünne Eisrinde. Dieß ist der Geburtsort des Platte; in diesen

Schlünden, 12 Meilen nördlich, vom Ausgang des Arkansas, entspringt er.

Am 19. zogen wir in nördlicher Richtung die kleinen Wasser hinunter, die plätschernd und ziſchend durch ihre felsigen Betten dahin jagen; trotz dem harten felsigen Boden aber, der den Hufen unserer Pferde sehr nachtheilig war, konnten wir den Weg überall sehr leicht finden, da die Eutaws, um diesen Weg zu bezeichnen, Steine gelegt hatten. Um Mittag sahen wir wieder einzelne Stengel des wilden Flachses und unweit des Wassers einige schwarze Birken.

Seit 9 Tagen hatten wir nur allein von Wassersuppe gelebt und es schien fast unglaublich, daß wir eine Strecke von 180 Meilen durch ein so wildes, einsames Land ziehen sollten, ohne ein einziges Stück Wild zu erbeuten; unser braver Führer behauptete aber, daß noch Keiner diesen Weg mit weniger Entbehrung als wir, zurückgelegt habe. „Es ist," wie er sagte, „ein Land zum Aushungern. Die Büffel kommen aus dem Norden durch den „Bullspferch" und wandern, sobald die kalten Herbststürme nahen, nach einem wärmeren Klima, aber das Thal dort drüben (nach einem niederen, dunkelen Fleck am Horizont zeigend) sieht ganz wie Bayou-Salade aus, und ist das der Fall, so habe ich Hoffnung, daß wir Fleisch erhalten werden, ehe die Sonne hinter

dem Schnee hinunter iſt.“ Wir waren mit dieſer Ausſicht zufrieden und keineswegs böſe darüber der kraftloſen Koſt, die ſo lange unſere einzige Nahrung ausmachte, zu entſagen.

Auf unſerem Weg fanden wir ſehr häufig den kleinen Prairie-Wolf, deſſen wildes Heulen uns faſt an jedem Abend einſchläferte und am Morgen begrüßte.

Die Waſſer, die etwa 20 Meilen zurück nur kleine Bäche geweſen, ſchwollen jetzt durch tauſende von Hülfsquellen zu wilden, tiefen Strömen an; die Berggipfel waren mit Hagel und Schnee bedeckt und Alles zeigte, daß wir uns in den Regionen des Winters befanden, dem auch unſer froſtiges Ausſehn gewiß nicht widerſprach. Dennoch wuchſen hie und da einzelne Blumen und Gräſer, die in den höher gelegenen Gegenden fortkommen, und gaben dadurch dem Ganzen einen um ſo eigenthümlichern Anblick.

Wir wanderten, vorſichtig nach Wild ausſchauend, etwa 10 Meilen fort als wir plötzlich, eine Anhöhe erſteigend, eine kleine Heerde von Büffeln, ruhig graſend, vor uns ſahen. Es wurde augenblicklich Halt gemacht, und unſer alter Kentuckier ſchlich ſich um ein Dickicht herum, den Thieren den Wind abzugewinnen.

Mit Herzklopfen erwarteten wir den Ausgang. — Der ſcharfe Krach der Büchſe ſchallte endlich durch die

Berge — einer der Büffel zuckte empor, taumelte und brach zusammen; in sprachloser Erwartung aber schauten wir nach dem Gestürzten hinüber, ob er sich nicht wieder, wie sie oft thun, aufraffen und, obgleich zu Tode verwundet, doch noch in den unzugänglichen Klüften dem Jäger entziehen würde; doch nein, er schlug mit dem Schwanz, er zuckte im letzten Todeskampf und schwarzes Blut strömte aus seinen Nasenlöchern. Er war unser

Schnell blitzten unsere Messer aus der Scheide, das gewaltige Thier wurde auf das Brustbein gelegt, die Haut, den Rücken entlang, aufgeschnitten, auf einer Seite abgestreift und auf den Sand gebreitet, um das abgelöste Fleisch darauf zu legen und dieses nun sauber abgenommen, die Rippen mit der Axt zerhauen und Herz, Leber, Lenden und Nieren mit dem delikaten Fett herausgeholt; dann die Kinnladen aufgebrochen, um die Zunge zu erhalten, die köstlichen Markknochen ausgeschält und Alles in die frische Haut eingeschlagen, auf die Thiere geladen und unserem nächsten Lagerplatz zugeführt.

O wer uns den Abend gesehen hätte, wie die Fleischstücken am Feuer rosteten und brieten und wir lachend und erzählend um dieselben herumlagerten.

Seit wir Fort William verlassen, hatten wir aber oftmals die Spuren von Eutaw-Kriegern gekreuzt und nicht ganz wohl ward uns bei dem Gedanken, wenn wir uns

einen nächtlichen Ueberfall dieser Horden dachten; doch wählten wir stets unser Lager sehr sorgfältig und zündeten besonders unsere Feuer nicht an solchen Stellen an, wo sie leicht gesehen werden konnten, auch schliefen wir angekleidet, mit den Waffen an der Seite.

Am 21. zogen wir schon bei Tagesanbruch über hügelig, schwellendes Land, das mit Fichten und Espen bewachsen war.

Diese letzteren Bäume standen so dicht gedrängt bei einander, daß sie jedes andere Gewächs von ihrer Gesellschaft ausschlossen und nicht die Hälfte von ihnen, ehe sie nur 5 Zoll im Durchmesser hatten, existiren konnte.

Der Schnee, welcher auf den Gipfeln der Hügel lag, fing an zu schmelzen und am unteren Rande desselben, wo das Gras grün und zart war, weideten ganze Heerden von Büffeln; aber so weit waren sie von dem Thale, in welchem wir hinzogen, entfernt, daß sie fast nur wie eine Masse dunkeler Punkte, an den fernen Bergen hängend, aussahen.

An den Ufern der kleinen, kiesigen Bäche wuchsen manche schöne Pflanzen; einige Arten von Geißblatt, zwei Species des wilden Hopfens und der Bergflachs waren unter ihnen, auch machten wilde Früchte hier ihre erste Erscheinung, als: Pflaumen, gelbe und schwarze Johannisbeeren, denen ähnlich, welche bei uns in den Gärten wachsen, und andere mehr.

Am 22. wanderten wir 8 Meilen durch eine, der gestrigen vollkommen ähnlichen Gegend, um 10 Uhr ungefähr trafen wir auf frische Fährten, unter denen sich deutlich die von Hufspuren und auf der Erde hingeschleppten Stangen erkennen ließen. Kelly untersuchte sie genau und erklärte bestimmt, daß sie höchstens 24 Stunden alt seien und von einer Bande der Eutaws herrühren müßten, die dort vorbei nach der Bayou Salade gezogen waren, um Büffel zu jagen.

Das war nun freilich kein tröstlicher Umstand, so ganz in der Nähe feindliche Indianer zu haben, denn lange hätten wir uns keinesfalls gegen eine große Anzahl von Büchsen, Tomahawks und Pfeilen halten können, überdieß war es auch sehr wahrscheinlich, daß sie die Büffel aus unserer Nähe scheuchen und uns so verhindern würden genug Fleisch zu trocknen, um uns für die lange, wilde noch vor uns liegende Strecke, zu verproviantiren. Wir erlegten daher, als wir um 2 Uhr etwa wieder einer kleinen Heerde begegneten, noch einen jungen Bullen und luden sein Fleisch auf, das wir im nächsten Nachtquartier dörrten.

Am 23. Achtzehn Meilen an diesem Tag, und zwar zwischen rauhen Abgründen, unter überhängenden Felsstücken und an brausenden Waldströmen hin; übrigens

fanden wir auch oft zwischen den wildesten Scenen kleine offene, grasige und blumige Ebenen, die uns dann um so viel sanfter und lieblicher in der schroffen, trotzigen Umgebung schienen.

Als wir den höchsten Punkt eines kleinen waldigen Hügels, der ein weites Thal überschaute, erstiegen hatten, fanden wir wieder frische indianische Fährten und hielten uns nun auf dem Kamme des Hügels, in den mit Holz bewachsenen Theilen desselben, um das Thal zu übersehn und etwa darin sich befindliche Indianer zu erspähen und ihre Stärke zu erforschen; das ruhige Benehmen mehrer Heerden Büffel aber, die wir dort herum weiden sahen, überzeugte uns bald von der Sicherheit des vor uns liegenden Weges; wir stiegen daher wieder in das Thal hinab, da das Fortkommen oben auf dem Berg, durch viele umgestürzte Baumstämme und verwachsene Dickichte aufgehalten, zu beschwerlich war, und wandten uns jetzt durch eine tiefe Schlucht gegen die Vereinigung des nördlichen und südlichen Stromarmes.

An dieser Stelle war er etwa 450 Fuß breit, ungefähr 6 Fuß tief und mochte 5 Meilen die Stunde fließen Sein Lauf ist N. N. O. der großen Prairie-Wildniß zu.

Das Thal ist aus mehren kleinern Thälern zusammengesetzt, die durch niedere, felsige Bergrücken von einander getrennt sind.

Dieſer Platz heißt Bayou Salade und dort wird auch an manchen Stellen Steinſalz gefunden.

Wir waren im Mittelpunkt des Thales, und nördlich, weſtlich und ſüdlich lagerten, mit dunkelem, ſchwellendem Grün bekleidet, höher und höher ſteigend, die Ebenen.

Die Büffel haben ſich im Juli hier ſeit Jahrtauſenden, aus den dürren Ebenen des Arkanſas und Platte, verſammelt und ſo weit zurück als die Uebertragungen der Indianer gehn, ſind ſich auch hier die Entaws und Cheyennes von den Bergen aus der Nähe Santa Fé's, die Shoſhonies oder Snakes (Schlangen) und Arrapahoes, aus dem Weſten und die Blackfeet (Schwarzfüße) Crows (Krähen) und Sioux aus dem Norden begegnet und haben gejagt und gekämpft, bis ſie durch die kalten Herbſtſtürme und den Novemberſchnee in ihre Winterquartiere zurückgeſcheucht wurden.

Wie wunderbar wild und herrlich müſſen dieſe finſteren Gebirge darein geſchaut haben, wenn wir ſie uns mit tauſenden von ledernen, kegelförmigen Zelten der Wilden, mit dieſem trotzigen, kühnen Volke belebt, denken.

Dieſes Thal beſuchen auch jetzt noch im Sommer einige der Stämme, wenn die Hitze in den baumloſen

Ebenen zu drückend wird, und die Eutaws hatten es erſt kurz vor unſerer Ankunft durchkreuzt.

Wir lagerten die Nacht in einer tiefen Schlucht und zündeten unſer Feuer in dem ausgetrockneten Bett eines Bergſtromes an, wo durch das uns umgebende, dichte Gebüſch, die helle Flamme ſo ziemlich verborgen wurde, banden unſere Pferde nahe zum Lager an und gebrauchten überhaupt jede Vorſichtsmaßregel, um ſo unbemerkt als möglich den Tag zu erwarten, doch ließ uns, da wir das Feuer, ehe wir uns niederlegten, auslöſchten, der nahe Schnee in den Bergen nicht ſchlafen, und ſchüttelnd vor Froſt erwarteten wir den Morgen; alle Vorkehrungen waren aber unnütz geweſen, kein Feind ließ ſich blicken.

Unſer Führer erzählte uns über die Eutaws Folgendes: Sie bewohnen beide Seiten der Eutaw- oder Anahuac-Gebirge und ziehen fortwährend von einer Seite derſelben zur anderen; ſie ſprechen meiſt Alle ſpaniſch, und einige der Halb-Indianer haben die katholiſche Religion angenommen, die übrigen hängen noch am Glauben ihrer Väter und verehren ein großes, erſchaffendes und erhaltendes Weſen. In dieſe Verehrung miſchen ſie jedoch die Geiſterfurcht vor dem Erſcheinen ihrer verſtorbenen Zauberer oder Prieſter. Sie beſtehen aus ungefähr 1000 Familien. Von den Cheyennes ſagte er uns,

daß sie eine Bande zusammengelaufener Eutaws und Cumanches und feiger und diebischer, als irgend ein anderer Stamm, südlich vom Arkansas, wären.

Wir brachen um 7 Uhr etwa auf, machten 8 Meilen in nordwestlicher Richtung, erlegten einen anderen Büffel und schlugen gleich darauf unser Lager auf, um das Fleisch desselben zu trocknen.

Wiederum waren wir zwischen Schnee und Eis und den Stürmen eines anderen „theilenden Bergrückens" ausgesetzt und lagerten auf dem Gebirge, das die Wasser des Platte und die des Grandriver von einander trennt.

Von dieser Höhe hatten wir eine herrliche Aussicht auf Bayou Salade und die Anahuac-Gebirge. 160 Meilen südöstlich von uns ragte der kahle James-Gipfel empor und ungefähr 100 Meilen im Osten starrten die dunkelen Felsenmassen zum Himmel, durch die sich der südliche Arm des Platte in die Ebene stürzt. Gegen Norden dehnten sich die niederen, grasigen und mit Holz bewachsenen Hügel in weite Ferne hinaus und verschwanden am äußersten Rande des Horizonts in blauem Nebelgewölk.

Capitel V.

Das Erklettern dieſer Höhe war nicht ſo ſchwierig als das der Arkanſas-Berge, doch hatten wir hier einen Unfall, der uns mehr ſchadete als all der Hagel und Sturm, den wir dort ausſtehn mußten. Eines der Pferde, das unſerem Führer gehörte, wurde kurz vorher, ehe wir den Gipfel erreichten, krank, und konnte mit den Packeten, die es bis jetzt leicht getragen hatte, nicht mehr weiter; es ſank unter der Laſt. Alles was wir auch mit ihm verſuchten, die Medicin die wir ihm gaben, da wir es vergiftet glaubten, war umſonſt es ward immer matter und wir mußten Halt machen. Es war eins unſerer beſten Pferde und den anderen immer mit gutem Beiſpiel vorangegangen, daher gerade kein unwichtiger Verluſt in ſolcher Gegend ein ſolches Thier einzubüßen.

Schon früh am 25. ſtanden wir auf und fanden das Pferd noch am Leben, konnten es aber kaum fünf Meilen weit treiben ehe es zuſammenbrach.

Wir ſchlugen wieder unſer Lager auf, um es nicht lebend den Wölfen zu überlaſſen und es fiel gerade vor Sonnenuntergang.

Unsere Sorge für das arme Thier hätte uns bald einen herrlichen Anblick, eines der sonderbarsten Naturspiele, übersehen lassen.

Es war ein Kreuz von crystallisirtem Quartz, das an der östlichen Seite einer kegelförmigen Kuppe liegt. An der westlichen Seite des Stromes dem wir folgten, standen mehre solche Kuppen um eine größere herumgedrängt, deren höchster Punkt einige Aehnlichkeit mit dem Dache einer alten Kirche hatte. An beiden Seiten dieser Gruppe erhoben sich wilde Bergmassen, die bis hinauf über die Schneelinie reichten und im fernen West schaute es durch die Oeffnungen zwischen den Gipfeln, wie die Säulen eines gewaltigen Tempels hindurch. An der östlichen Seite des mittleren Berges aber, waren zwei, sich kreuzende Streifen, wie es schien, von crystallisirtem Quartz; der Aufriß mochte etwa sechzig, und das Kreuz, das darüber hin, nahe zum Gipfel, gegen den Himmel gekehrt, lag, zwanzig Fuß lang sein und es machte einen eigenthümlichen Eindruck auf uns, inmitten dieser wilden Bergschluchten, das Zeichen des Heilandes, wie durch die Hand des Ewigen befestigt zu sehn. Die Jäger haben diesen Berg ehrfurchtsvoll, den Berg des heiligen Kreuzes genannt. Er ragt etwa 800 Fuß über dem kleinen Bach, der sich zu seinen Füßen hinschlängelt,

empor, und das Kreuz iſt ungefähr 100 Fuß unter dem höchſten Gipfel.

Am 26. zogen wir an demſelben kleinen Bach hinunter, dem wir die früheren Tage gefolgt waren, aber je weiter wir kamen, deſto mehr öffneten ſich die Thäler, und Fichten, Weißeichen, Baumwollenholz und Espen wurden kräftiger und höher.

Da wir auf einer indianiſchen Fährte hingingen, ſo wanderten wir ſolch gerade Richtung, als das Auge dieſer Race in den Hügeln beibehalten kann, fort, dann und wann den Fluß verlaſſend und über lange ſchwellende Hügel hinziehend, auf welchen oft, meilenlange Strecken die Fichten und andere Bäume, von Sturmwinden niedergeſtürzt, in wilder Unordnung durcheinander lagen.

Die Gruppen ſchwacher Espen waren auch, durch das Scheuern der Elke, die ihre Geweihe an ihnen abreiben, an manchen Stellen in ſolcher Anzahl abgeſtorben, daß ſie faſt den Boden bedeckten und das Marſchiren und Reiten darüber hinweg, zu einer keineswegs angenehmen Aufgabe machten.

Das Thal durch das wir uns den Tag über hingezogen hatten ſchien etwa 5 Meilen breit zu ſein, und an ſeinen Grenzen lagen dunkele, drohende Gebirgsmaſſen, von denen einige der weſtlichſten mit Eis gekrönt waren. Fern, hinter dieſen, ragten die Kuppen der Anahuac-

Gebirge hervor. Im Süden konnten wir noch Schnee sehen, im Norden und Osten nicht mehr. Das Thal selbst war rauh und uneben und mit kleinen Steinen wie überstreuet; an den Abhängen der Berge, unter der Schneelinie, weideten die Büffel in kleinen Heerden, auch sahen wir manche „Elk-Zeichen", bekamen aber keins dieser mächtigen Thiere zu sehen. Unser Führer sagte uns, daß diese Riesenhirsche dem Schnee folgen, wenn er im Sommer schmilzt, in die Gebirge ziehn, und erst dann ihre Zuflucht zu den Thälern nehmen, sobald er im Winter fällt.

Ebenso erklärte er uns die Abwesenheit aller männlichen Hirsche der gewöhnlichen Art, und fügte hinzu, daß die Hirschkuh, wenn sie ihr Junges geboren hat, die männliche Begleitung verläßt bis das Kalb vier oder fünf Monate alt ist, weil der unnatürliche Vater oft bei Laune sei, das kleine hülflose Wesen zu vernichten.

An diesem Tage regnete es etwas.

Da der Fluß, den wir eine Zeitlang gefolgt waren, sich zu weit nach Westen abdrehte, wandten wir uns am 27., über eine Reihe niederer Hügel zu einem anderen Arme desselben der von den östlichen Bergen kam, und lagerten an seinem Ufer.

Diese Hügel bestanden aus lauter Kies und waren mit einer ungefähr 3 Zoll dicken Schicht schwarzen Leh-

mes überzogen. In den Thälern hatten die reißenden Bergwasser diese obere Decke abgewaschen und den Boden nackt und steinig gelassen. Der Bergflachs und die Distel wuchsen überall, die Bäume waren dieselben, wie an den früheren Tagen.

Ein alter Büffel kam uns Nachmittags gerade entgegen und unser Führer konnte der Versuchung nicht widerstehn; er ließ sich auf ein Knie nieder, zielte und der Bull stürzte zum Tode getroffen, stöhnend zu Boden. Er war ziemlich mager, doch da wir nicht wußten, wie lange wir noch die Gesellschaft der Büffel haben würden, beschlossen wir, die besten Theile mitzunehmen; wir mußten sie aber später wieder wegwerfen, da das Maulthier mit dem rohen Fleisch in den Sand stürzte und unser alter Führer lachend behauptete, daß den die Zähne nicht vertragen könnten.

Die Gebirge, die wir am nächsten Tage passirten, waren, von den bisher gesehenen, sehr verschieden. Einige bestanden aus Erde, andere wieder aus Flächen von mehren tausend Ackern groß, die sich, eine über der anderen, bis zu einer Höhe von 2000 Fuß erhoben und fast ganz starr und kahl dastanden, einiges wenige Buschwerk ausgenommen, das dort, wo hie und da ein kleines Wasser an ihrer Seite herunter träufelte, vor wucherte.

Am 29. erreichten wir den Grandriver, (der große südliche Arm des westlichen Colorado) der dort wohl 900 Fuß breit, 6—10 Fuß tief und ziemlich klar war.

Die Thäler, die an diesem Strome und einigen, in ihn sich ergießenden Wassern liegen, werden von den Jägern „der alte Park" genannt, welcher Name, das Beiwort weggelassen, sehr bezeichnend sein würde, denn weit ausgebreitete Wiesen strecken sich die Flußthäler hinauf, Streifen üppigen Baumwuchses schmiegen sich am Fuß der Berge hin und theilen die grasige Fläche in kleinere Abtheilungen, in denen die Antilope, der schwarze und der weißgeschwänzte Hirsch, das große Sumpfkaninchen, das große Horn- oder Bergschaf, der „gräßliche", wie der graue, rothe und schwarze Bär, der Büffel und Elk hausen. Wahrlich ein herrlicher Park, aber nicht alt, sondern jung und frisch, wie am ersten Morgen der Schöpfung. Hier finden sich der Prairie- und der große Waldwolf, der Panther, Biber, das Stinkthier und die Land-Otter.

Der „gräßliche" Bär ist der größte und wildeste; sein Haar ist von schmutzig brauner Farbe, das mit einzelnen hellgelben untermischt ist. Die männlichen Bären wiegen nicht selten 5—600 Pfund.

Der graue Bär ist kleiner und sein Haar sehr dunkel, fast schwarz, an den Schultern und Hüften etwas mit weiß vermischt.

Der rothe iſt, wie die Jäger ſagen, noch kleiner, und von der Farbe, die ſein Name anzeigt.

Der ſchwarze iſt dieſelbe Art, die ſich überall in den Vereinigten Staaten findet.

Hier exiſtirt ebenfalls der Prairie-Hund und um ihn näher kennen zu lernen, werde ich Lieutenant Pikes Beſchreibung anführen.

„Die Prairie-Hunde leben in Städten oder Dörfern zuſammen und haben augenſcheinlich eine Art von Regierungsform. Ihre Anſiedlungen liegen gewöhnlich auf einem Hügel, nahe zu irgend einem Waſſercours, doch hoch genug, daß ſie von den jährlichen Ueberſchwemmungen nicht erreicht werden können. Sie wohnen in Höhlen, die ſpiralförmig in die Erde gehen.“

Lieutn. Pike ließ 140 Keſſel voll Waſſer in eine ihrer Höhlen gießen, die Bewohner derſelben herauszutreiben, erreichte aber ſeinen Zweck nicht. Sie verlaſſen ihre Wohnungen nie weiter als eine halbe Meile und werden häufig mit Klapperſchlangen zuſammengefunden, ſind von dunkler, brauner Farbe, am Bauche roth, etwas größer als Eichhörnchen, meiſtens ſehr fett und ſollen Gras freſſen.

Ihre Städte breiten ſich oft über 2—3 Quadrat-Meilen aus, in denen eine Unmaſſe von dieſen Thieren leben muß, da gewöhnlich alle 10 Schritt eine Höhle iſt.

Der ſich ihren Städten Nähernde wird von allen Seiten mit dem gellenden Schrei „Wiſch ton Wiſch" begrüßt.

Die Vögel, die ſich in dieſen Regionen aufhalten, ſind: Der Sperling, Habicht, Rabe und die Dohle, eine Art Haſelhuhn von der Größe des engliſchen, und brauner Farbe, gepflecktem Kopf und mit, bis zu den Füßen befiederten Beinen; der Truthahn, der Aasgeier, wilde Gänſe und Enten, der graue und der weißköpfige Adler, die Wieſenlerche und das Rothkehlchen

Von Gewürmen ſind dort: Die kleine geſtreifte Eidechſe, der gehörnte Froſch und die „Strumpfband" Schlange (ein kleines, ſchön geſtreiftes, unſchädliches Thier) ziemlich häufig. Zwiſchen den Klippen ſollen ſich auch Klapperſchlangen finden, doch habe ich keine geſehen.

Wir ritten durch Grandriver und lagerten an der nördlichen Seite deſſelben unter den Weiden. Am Abend, während die Leute nach Forellen angelten, gab mir Kelly einige Auskunft über Grandriver und den Colorado des Weſtens. Der erſtere iſt, wie er ſagt, ein Arm des letzten und entſpringt in den öſtlichen Felſengebirgen; wo er durch die Anahuac-Gebirge und zwar durch eine mehre hundert Fuß hohe, mit ſteilen, überhängenden Felſen begrenzte Schlucht bricht. In ihr ſind viele Waſſerſtürze, die im Frühjahr, wenn der Fluß anſchwillt, an Toben dem Niagara gleich kommen ſollen.

Später vereinigt er sich mit dem Sheetskadne oder grünen Fluß und bildet den Colorado des Westens, der sich nach einem 700 Meilen langen, südwestlichen Cours in den Golf von Kalifornien ergießt.

Die größte Strecke seiner Bahn stürzt er sich ebenfalls durch schroffe, steile Schluchten; der Fluß ist auch nur dreißig Meilen von der Mündung, aufwärts, schiffbar.

Vor einigen Jahren machten 2 katholische Missionaire mit ihren Dienern einen Versuch den Colorado hinunter nach Kalifornien zu gehen, man hat aber nie wieder etwas von ihnen gehört.

Am 30. gelangten wir an den nördlichen Arm des Grandriver, dessen Wasser wir ungemein klar und etwa 2 Fuß tief fanden. Wir gingen den ganzen Tag reißend schnell bergunter und obgleich wir keinen Pfad hatten, kannte unser Führer doch jede Bergkuppe und wir erreichten am Abend den Fuß jener Gebirge, welche die Wasser des Grandrivers von denen des grünen Flusses scheiden. Die Panther aus den Bergen brachten uns an diesem Abend ein Ständchen und heulten mit ihren gellenden, scharfabgebrochenen Lauten, wild in die stille Nacht hinein. Sie hatten uns und unsere Thiere gewittert, wir nahmen daher alle Pferde dicht zum Lager, banden sie dort an und ließen das Feuer hell auflodern; so schliefen wir ruhig bis zum nächsten Morgen. Mit Sonnenaufgang

erreichten wir schon den Gipfel der Berge, von dem wir eine herrliche Aussicht genossen.

War übrigens das Ersteigen der steilen Berge mit Mühseligkeiten verknüpft, so schien das Hinabklettern eine reine Unmöglichkeit zu sein. Einer der Leute bemerkte nicht ganz ohne Grund, es wäre „vier Meilen senkrecht." Der Abhang war jedoch theilweise mit Bäumen und Sträuchen bedeckt und hatte einen weichen Boden in den unsere Pferde tief mit den Hufen eintraten; so gelangten wir Alle ohne Unglück mit Anhalten, Rutschen und Stemmen, am Fuße desselben an.

Sechs bis sieben Meilen waren wir jetzt fröhlich dahin getrabt, als wir, um den Pferden eine kleine Rast zu gönnen, ein Feuer anmachten und uns selber daneben hinstreckten.

Eben hatten wir uns noch über einige Spuren unterhalten, die wir den Tag gesehen und die, wie wir vermutheten von Indianern herrühren mußten, wähend Kelly behauptete, daß es Pferde von weißen Männern gewesen seien, da keine Indianer in dieser Richtung wandern würden, auch eins der Pferde Hufeisen an den Vorderfüßen gehabt habe, als der Schlachtruf der Arrapahoes und der Schall von galloppirenden Pferden an unser Ohr schlug. Im Nu waren wir mit den Büchsen im Anschlag und auf den Füßen, nichts Anderes als die rothen Krieger

des feindlichen Stammes erwartend. Kelly selbst schien uns für einen Augenblick, was die Spuren betraf, beizustimmen, bis sie näher kamen, dann aber sprang er über den Bach hinüber und begrüßte herzlich drei alte Jagdgefährten. Es war ein fröhliches Wiedersehen, denn die Männer hatten Freud und Leid zusammen ertragen. Wir theilten unser letztes Fleisch mit ihnen. Sie sagten uns, daß sie unsere Spur gesehen und ihr gefolgt wären, da sie vermuthet hatten, wir gehörten zu einigen der Ihrigen, die sie erwarteten und die auf ihrem Wege von St. Louis nach dem Handelsposten in „Browns Thal" sein mußten, von welchem ersteren Platze sie Waaren für den Handel mit den Indianern nach dem letzteren schaffen wollten.

Sie erzählten uns, daß die Arrapahoes sich zwischen den Büffeln im „Bullpferch" am nördlichen Arm des Platte, sehr wohl befänden, und daß die Shoshonies am großen Bärenflusse fast verhungerten und von Wurzeln lebten, daß die Schwarzfüße und Sioux in der Nachbarschaft wären, daß kein Wild in den Gebirgen, ausgenommen an den Quellen des Schlangenflusses, zu finden sei, und daß sie selbst zu einer Gesellschaft weißer und indianischer Männer und Frauen gehörten, die den Weg nach Bents Fort am Arkansas eingeschlagen hätten, um Hrn. Thomson mit den schon oben erwähnten Gütern zu

begegnen; wobei sie uns noch den guten Trost gaben, daß wir vernünftiger Weise erwarten konnten, in den Gebirgen zu verhungern oder durch die Sioux von den Pferden geschossen zu werden.

Mr. Craig, der Führer der Gesellschaft und Miteigenthümer des Forts versicherte uns, daß das Gras am Columbia schon anfange trocken zu werden, doch daß, wenn es auch hinreichend sein würde, unsere Thiere abwärts zu ernähren, der Schnee auf den blauen Gebirgen uns dennoch verhindern würde Vancouver am Columbia, vor dem Frühjahr zu erreichen; er lud uns dabei freundlich ein, in seinem Fort zu überwintern.

Nachdem wir so zwei Stunden miteinander geplaudert hatten, kehrten die Männer zu ihrem Lager zurück.

„Tumbletons Park" wie der Platz genannt wurde, in dem wir uns befanden, ist eine wunderliebliche Fläche, die sich, nordwestlich von unserem Lager unregelmäßig zwischen Dickichten von Eichen und Nadelholz hindehnte. Vier bis fünfhundert Schritt von uns entfernt lag Tumbletons Stein, eine jener sonderbar gestalteten Felssäulen, die man in den Gebirgsthälern findet und die „Butes" genannt werden. Er war ungefähr 80 Fuß hoch, an der Basis wohl 20 Fuß im Durchmesser, und oben fast ganz zugespitzt.

Wir zogen jetzt über unebenes, rauhes Land, bahn- und weglos, doch war unser Führer vortrefflich und nach zweistündigem Reiten brachte er uns auf einen alten indianischen Fußweg, von dem er vor, Gott weiß es, wie vielen Jahren, einmal gehört hatte. Diesem folgten wir und hatten Arbeit genug, uns selbst wie unsere Thiere durch die, in wahrhaft künstlicher Confusion umhergestreuten Stämme und Felsstücken durchzuarbeiten. Erst spät wurde gelagert. Das Aussehen des Landes, durch das wir den Tag über gekommen, war rauh, doch bedeckten die Hügel ziemlich dicker Lehmboden, auf dem schöne Fichten, Espen ꝛc., wuchsen. Die kleinen, offenen Grasflecken, die hie und da zerstreut lagen, schienen mir lieblicher und freundlicher auszusehen als je; manche waren dicht mit Timothy-Gras bedeckt. Schon früher hatte ich dieß in einzelnen Halmen bemerkt, aber es erst nicht recht glauben wollen, daß dieses, in den Ansiedlungen so gesuchte Gras, hier, in den Felsengebirgen wild wachse, doch fand ich es auf den offenen Waldwiesen in großer Menge; eben so gedieh der Bergflachs hier ungemein, denn ganze Strecken Waldes sahen von den Blüthen desselben blau aus.

Am 1. August lagerten wir an einem Platze, wo sich Kelly vor einigen Jahren sieben Tage lang mit einem kranken Jagdgefährten hinter alten Stämmen verpallisadirt hatte. Zu der Zeit war das Thal voll von feindli-

chen Indianern; der brave, alte Mann wollte aber den kranken Gefährten nicht verlassen und setzte sein Leben ein, das seines Kameraden zu erhalten.

„Das war eine schreckliche Zeit" erzählte er, „die Rothhäute sahen jede unserer Bewegungen, sieben lange Tage und Nächte hindurch, ich ließ aber unsere Pferde unter dem Schutze meiner Büchse weiden und nahm sie Nachts in die Schanze, so daß sie, ohne ihre Schädel in bedeutende Gefahr zu bringen, keines von ihnen forttreiben konnten. Damals waren hier Büffel in Unzahl vorhanden; die Gebirge waren reich! wahrlich, die alten Bullen kamen oft Abends bis dicht an meinen Verschlag und brüllten und stampften, bis ich einem von ihnen das Lebenslicht ausbließ; ich brauchte, des Fleisches wegen, nicht weit zu gehen; jetzt möcht' ich es Keinem rathen, sich ohne Provisionen sieben Tage niederzulassen, er müßte verhungern. Das Wild ist fortgetrieben und die Weißen haben eigentlich Nichts mehr hier zu suchen!"

Unseren Haupteours, Nord zu West, änderten wir jetzt ein wenig und gingen Nordwest zu Nord, aber je weiter wir in die Thäler hinabkamen, desto unfruchtbarer ward das Land; die Hügel standen kahl und nackt da und immer seltner schien das Gras in der Ebene zu werden; dort wuchs fast Nichts mehr als die indianische Feige „prickly pear" und wilder Wermuth. Der letztere ist

eine Pflanze, die von 2—6 Fuß hoch wird; sie zwei von der Wurzel an und der Hauptstamm ist 2—4 Z im Durchmesser, die Rinde dünn und rauh und von he grauer Farbe; das Holz aber fest und schwer zu breche Die Blätter sind wohl etwas größer als der gewöhnlic Gartenwermuth, haben aber dieselbe Form und Farb Der Geschmack ist theils dem Wermuth, theils dem Sal bei ähnlich, weshalb sie auch oft wohl „wilder Salbei“ genannt wird. Seine steifen, knotigen Zweige sind beson ders dem Reisenden, der sich schnell hindurchzwängen will, hinderlich und die Moccasins müssen recht festsitzen, wenn die krummen Aeste der Pflanze sie nicht abstreifen sollen. Zwei Arten der prickly pear (Stachelbirne oder indiani- sche Feige — eine Art cactus) wachsen hier ebenfalls. Die eine Art wird nicht hoch und hat dicke, dornige Blät- ter, die andere wird größer und erreicht oft eine Höhe von 3 Fuß; die Farbe ist ein dunkeles Grün —; sie ist eine säulenförmige Pflanze ohne Blätter, und die Oberfläche des Stammes besteht aus lauter regelmäßigen Vierecken, aus denen dicke Dornen, die bis zu $1\frac{1}{2}$ Zoll lang werden, hervorwachsen. Sechs Zoll vom Boden beginnen ihre Zweige, die sich nach dem Gipfel zu mehr und mehr kürzen; die Pflanze selbst ist fleischig und faserig.

Unsere Provisionen gingen sehr auf die Neige als unser Führer am 2. August einen Elk erlegte, neben dem

ir, um uns wieder einmal zu ſtärken und zu erholen, en ganzen anderen Tag lagerten.

Hier ſtießen zwei Männer und eine Indianerin it ihrem Kinde zu uns, die zu Craigs Geſellſchaft ge=örten. Wir plauderten viel mit ihnen über das Gebirgs=ben und Alle ſtimmten darin überein, daß ſich die efahr, in den Gebirgen zu leben, mit jedem Jahre ver=rößere, da das Wild ſoviel ſeltner würde und die Jäger nd Fallenſteller alſo über ein ſoviel größeres Gebiet zu agen genöthigt wären, was es denn natürlich fürchten ieß, daß ſie auch um ſo eher von ihren tödtlichſten Fein=en, den Blackfeet und Sioux entdeckt würden.

Ein braver, alter Jäger Namens Redmann, hatte n den Quellen des grünen Fluſſes vor nicht gar langer eit mit einem anderen, Namens Markhead gejagt, als ie von einem Kriegszug junger Sioux geſehen und ihrer ferde entnommen wurden. Sie ſahen ſich dadurch gänzlich er Mittel entnommen ihre Fallen und Beute, wie ihre Klei=er und ihr Kochgeſchirr fortzuſchaffen, und mußten die ferde entweder wieder erhalten, oder Alles auf einem erborgenen Platz unter trockenem Sande vergraben und, enigſtens für dieſes Jahr, jeder Hoffnung auf Gewinn ntſagen.

Redmann hatte unter den Sioux gelebt und, ſich uf ihre frühere Freundſchaft gegen ihn verlaſſend, beſchloß

er mit Markhead zu ihnen zu gehen und einen Kriegszug der Sioux zu überreden, die gemachte Beute wieder herauszugeben. Sie näherten ſich ihnen, als ſie ihrer Spur gefolgt waren, mit der Büchſe in der Hand und fingen an zu unterhandeln. Das Reſultat war, daß die Indianer ihre Büchſen verlangten und erhielten und dieſelben dann auf ihre Eigenthümer abfeuerten, Redmann augenblicklich tödteten und ſeinen Gefährten ſchwer verwundeten. — Dieß fiel im Frühjahr 1839 vor.

Am 4. ſetzten wir unſeren Weg in einer nordweſtlichen Richtung, dem Fluſſe folgend fort; das Land war niedrig und die Flächen, an beiden Seiten des Fluſſes von tiefen Spalten zerriſſen, die hie und da Schiefer zeigten, ſonſt bemerkten wir wenig andere Steinarten.

Um 12 Uhr etwa kamen wir zu einer Höhle in die ein kleiner, ſchwefelhaltiger Bach ſeine Waſſer hinuntertröpfte.

Durch fortwährendes Anſetzen hatte ſich die Quelle ein etwas erhöhtes Bett gebildet bis wenige Schritt den Hügel hinunter, wo ſie ſich dann über eine Fläche von 150 — 200 Fuß im Umfang, ausbreitete. In der Mitte dieſes kleinen Teiches war eine Oeffnung durch welche das Waſſer in die ſich untenbefindliche Höhle tropfte und da wir von oben ſehr wenig von dieſer ſehen konnten, kroch ich mit noch zwei Anderen hinein.

Wir fanden den oberen Theil derselben mit dem schönsten crystallisirten Schwefel behangen, eben so war der Boden mit derselben, nur pulverisirten Masse bedeckt, der Geruch aber so scharf, daß wir ihn nicht lange ertragen konnten, und sie verlassen mußten ehe es uns möglich war, mit dem Inneren näher bekannt zu werden. Sie mochte übrigens 8 Fuß breit und 4 Fuß hoch sein, war ziemlich lang und hatte in der Nähe mehre warme Quellen. Auf dem Abhang über der Quelle fanden wir eine kleine Strecke lang geschmolzene Steinmassen, doch konnten wir sonst keine vulkanische Anzeichen erkennen.

Das Land selbst, über das wir an diesem Tage kamen, sah trocken und unfruchtbar aus; hie und da ein einzelner Zitterespen- oder Baumwollenbaum, die wehmüthig über das Meer von Caktus und Wermuth hervorschauten, wie dann und wann einige frischer aussehende Grasfleckchen, waren Alles, was der äußerst misantropischen Landschaft etwas Abwechselung verleihen konnte.

Vor Sonnenuntergang noch trafen wir, zu unserem großen Vergnügen, vier weiße Männer aus den Gebirgen, die erst seit 14 Tagen „Browns Thal" verlassen hatten. Von ihnen erfuhren wir auch wieder etwas Näheres über die Indianer.

Sie waren erst vor wenigen Tagen, am kleinen Schlangenfluß von einem Kriegszug der Sioux angegrif-

fen worden, doch glücklich mit dem Verluſt eines Hutes und eines ihrer beſten Hunde entkommen und behaupteten feſt, daß auch wir ihnen auf unſerem Weg nach „Browns-Thal" begegnen würden.

Unſere neuen Freunde ſtammten aus Canada (von franzöſiſcher Abkunft) und waren, wie alle dieſe Leute, luſtig und vergnügt; ſo lange ſie noch Kraft zum Wandern, Fallenſtellen und Singen haben, tönt ihr Lager von den Liedern des Mutterlandes wieder. Die amerikaniſchen Jäger ſind von dieſen ganz verſchieden, beſonders viel ernſter und ruhiger und begegnen der Gefahr wohl kühn, aber nicht mit dem unverwüſtlichen Leichtſinn, den der canadiſche Franzoſe in allen Lebensverhältniſſen beibehält. —

Am anderen Morgen mußten wir uns von unſeren Reiſegefährten trennen, die wir noch, da ſie ſehr ſchlecht mit Ammunition verſehen waren, durch etwas Pulver und Blei erfreuten; dafür ſuchten ſie uns aber reichlich durch Moccaſins und gegerbte Hirſch- und Elkfelle zu entſchädigen, wobei ſie behaupteten das Zeug liefe genug im Wald herum und ſie könnten es immer, im Fall ſie es brauchen ſollten, wieder bekommen.

Wir waren noch etwa 6—8 Tagemärſche von dem auf unſerer Route liegenden Handelspoſten in „Browns-Thal" entfernt, fortwährend dem Lauf des kleinen Fluſſes

folgend, der sein klares Wasser über reinliche Kiesel neben uns hintrieb.

An diesem Tag sahen wir eine „gräßliche Bärin" mit drei Jungen. Einer der Männer machte Jagd auf sie, doch suchte sie augenblicklich die dichtesten Büsche und wir konnten, ohne Hunde, nicht an weitere Verfolgung denken.

Am 6. machten wir 18 Meilen durch die dürren Thäler des Flusses. Der wilde Wermuth und Caktus waren fast die einzigen Zeichen der Vegetation. Eine rauhe Wildniß von Lehm und Sandbänken, unfruchtbaren, rotherdigen Thälern und hie und da zerstreute Granitmassen umgab uns, nicht einmal ein Gebirge ließ sich sehen, der entsetzlichen Einöde auch nur die mindeste Abwechselung zu verleihen.

Eine Heerde Antelopen schien das einzige Lebende zu sein, was sich unseren Blicken zeigen wollte, umsonst aber versuchten wir an sie hinanzuschleichen; sie witterten die Gefahr und suchten das Weite, während wir ihnen mit um so wehmüthigeren Gefühlen nachschauten, als alle Provisionen, besonders mit Hülfe der neugefundenen Gesellschaft aufgezehrt waren. Matt und kraftlos mußten wir unseren Marsch fortsetzen. —

Am 7. durchschritten wir eine große Biegung, die der Fluß machte, das Land sah aber eher einer Wüste

als einem Flußthal ähnlich und keine Idee von Baum, Strauch, Gras oder Waſſer konnten wir entdecken.

Nachmittags kreuzte eine „gräßliche Bärin" mit zwei Jungen unſeren Weg. Die Jagd war gefährlich, aber die Ausſicht auf etwas Eßbares ließ uns alle Furcht verachten und wir beſchloſſen das Aeußerſte zu wagen. Kelly und Smith waren die Einzigen, die ſchnelle Pferde hatten, und ſie verabredeten ſich das eine Junge zu ſchießen, während einem fürchterlich mageren Windſpiel, das wir mit uns hatten, das andere überlaſſen werden ſollte. Unter dieſen Vorbereitungen begann die Jagd, die alte Bärin bewies ſich aber treulos gegen ihre Jungen; ſie floh vor ihnen her und gab keine anderen Zeichen des Mitgefühls, als daß ſie ſich manchmal auf die Hintertatzen hob und jämmerlich ſchrie.

Die Pferde überholten ſchnell das eine, der Hund das andere Junge, und bald hatten wir ſie erlegt und aufgeladen, jetzt doch wenigſtens eine Ausſicht auf ein Abendeſſen vor uns ſehend.

Am Abend lagerten wir neben einer kleinen Lache, die einen ſo ſchwefelichen Geſchmack hatte, daß ſelbſt die Pferde das Waſſer derſelben verſchmähten, es blieb uns aber keine andere Wahl und wir kochten unſer Fleiſch darin, beſchloſſen aber doch, am nächſten Tag den Fluß

wieder aufzusuchen. Die Stämme des wilden Wermuth mußten als Feuerung dienen.

Am 9. zogen wir etwa 23 Meilen den Fluß hinunter; das Fleisch war verzehrt und nicht einmal einen Fisch konnten wir fangen, dabei war der Boden eine Mischung von schwarzem Feuerstein, Sand und Mergel, der durch fortwährende Trockenheit ganz verdorrt und abgestorben schien; nur hie und da wuchs etwas Gras und das einzige vegetirende war wilder Wermuth. Es mochte früher eine Ebene gewesen sein, schien aber durch Ueberschwemmungen jetzt wellenförmig angewaschen, und sah so trocken aus, als ob es seit der großen Sündfluth, kein Tropfen Wasser benetzt habe.

Unser Hund war ebenfalls fast verhungert und obgleich er einen jungen Bär gefangen und uns überhaupt mit der Treue seines Geschlechts gedient hatte, beschlossen wir doch einstimmig ihn, im Fall wir bis morgen Früh keinen Fisch fangen sollten zu schlachten und — zu essen.

Nach einer bösen Nacht, da wir jetzt seit 48 Stunden Nichts zu beißen gehabt, versuchten wir am anderen Tage, am 11. unser Aeußerstes einige Fische zu erbeuten — aber vergebens; bis acht Uhr Abends fingen wir zwei von der kleinsten Art; einige Loth Fleisch für sieben verhungernde Menschen. Da erklärte unser Führer, daß

das arme Thier ſterben müſſe und er wurde erſchoſſen, gekocht und — verzehrt. Es war ein widerliches Mahl.

Wir hatten in den letzten 5 Tagen, dem Lauf des Fluſſes folgend, eine weſtliche Richtung beibehalten, verließen dieſen aber jetzt und wandten uns mehr nördlich, um das Fort zu erreichen, auch hoffe ich ihn nie wieder zu ſehen, der Thau und Regen des Himmels müßte denn ſeinen Ufern etwas Beſſeres als Wermuth und Kies verleihen. —

Wir erreichten und durchritten den kleinen Schlangenfluß etwa um 10 Uhr nächſten Tages; dieſer mochte von derſelben Größe als der kürzlich verlaſſene ſein und ſah ebenſo öde und baumlos wie der frühere aus, doch verſicherte uns Kelly, daß ihn weiter hinauf üppiger Baum- und Graswuchs umgebe, da aber in jenen Gegenden wahrſcheinlich die Sioux lagerten, wenn ſie nicht ſchon auf unſerer Spur folgten, ſo ließen wir uns nicht darauf ein, lange Unterſuchungen anzuſtellen und ſetzten eilig unſeren Marſch fort, um eine Quelle zu erreichen, die uns früher von den Franzoſen beſchrieben war.

Am 12. brachen wir mit Tageslicht auf und verfolgten unſeren Weg über die graue, trockene Wüſte. Dieſe Gegend ſcheint zu immerwährender Unfruchtbarkeit verdammt zu ſein, denn obgleich an manchen Stellen recht gutes Land liegt, ſo ſoll doch, wie die Jäger ſagen,

äußerst wenig Regen oder Schnee hier fallen, so daß es nie etwas hervorbringen wird.

Eben so soll es mit dem ganzen Landstrich sein, der in einer Breite von 100 Meilen an beiden Seiten des westlichen Colorado liegt. So dürr und trocken sind diese Flächen, daß selbst das Bergschaf und Kaninchen, welche beide am wenigsten Wasser bedürfen, sich nicht in diese Regionen wagen.

Um 11 Uhr ungefähr kamen wir an klares, schönes Wasser, löschten unseren brennenden Durst und verzehrten die Ueberreste des Hundes, auch erquickten sich unsere Thiere an dem, dort wachsenden Gras, nachdem aber das keineswegs delikate Mahl beendigt war, brachen wir auf und bald öffneten sich die Abhänge und vor uns lag die freundliche Ebene, die Browns-Thal in sich schließt.

Das Fort, wie es genannt wird, ragte im Mittelpunkt einer der Biegungen des Sheetskadee in die Höhe; dunkele Felsmassen thürmten sich majestätisch darum empor und grüne Felder quollen malerisch in die tiefen, engen Schluchten hinauf, schöner und lieblicher als ich sie beschreiben könnte.

Wohl aber, unendlich wohl ward uns, als wir in das Thor des Fortes „David Crockett" eintraten und von einem alten Jäger, der dasselbe befehligte mit herzlichem Willkommen und Händedruck empfangen wurden.

Wir sahen uns mit der liebevollsten Gastfreundschaft empfangen und Alles angewandt um uns den Aufenthalt, soweit es irgend möglich war, behaglich zu machen.

Nachdem ich mich hinlänglich gestärkt und erquickt hatte, ging ich ein wenig umher, mir dieß wunderliebliche, in die Mitte einer steinigen Wüste hineingeschmiegte, kleine Thal, etwas näher zu betrachten.

Es liegt ungefähr im 42sten Grad nördl. Br. etwas über 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben und schien 6 Meilen im Durchmesser, überall von dunkeln, drohenden Gebirgsmassen umgeben, zu haben.

Der Sheetskadee oder grüne Fluß läuft in lieblichen Krümmungen hindurch und bricht, im südwestlichen Theile desselben, durch die Gebirge und zwar durch Schluchten, die 1000 Fuß hoch, steil und schroff gen Himmel ragen.

Die Ebene ist dicht mit süßem Gebirgsgrase bewachsen und mit kleinen Dickichten von Baumwollenbäumen und Weiden bestreut. Der Boden besteht aus angeschwemmter Erde und ist außerordentlich fruchtbar.

Eigenthümlich genug ist das Klima; obgleich in dem ganzen, es hunderte von Meilen umgebenden Landstrich, die Wintermonate Schnee, und solch' kaltes Wetter mit sich bringen, als in dieser Höhe und unter diesem Breitengrade wohl erwartet werden kann, so wächst doch

a dieser kleinen Oase das Gras den ganzen Winter hindurch.

Das Fort ist ein großes Gebäude, aus vielen einstöckigen Blockhütten so aufgerichtet, daß diese einen großen, viereckigen Hofraum umgeben. Die Dächer und Fußböden sind tennenartig, auf Art derer in Fort William, angelegt.

Um dieses herum, fanden wir die kegelförmigen Fellhütten indianischer Frauen, deren Männer, (weiße Biberfänger) auf ihre Herbstjagd ausgezogen waren; dann auch einige Schlangen-Indianer, die ihrem Stamm hierher, in die Winterquartiere, vorausgezogen waren.

Den Winter über lagert hier der ganze Stamm dieser Wilden und die Weißen haben sich durch Heirathen eng mit ihnen verbunden. Eigenthümlich ist aber die Art, auf die in diesen wilden Bergen um die Hand eines Mädchens geworben wird.

Hat ein junger Mann ein solches lieb gewonnen, so wartet er nicht auf die ruhige Stunde eines Sonntagabends oder den bleichen Mondesschimmer, um schüchtern der Geliebten sein Herz zu eröffnen, nein — der Weg den er einschlägt, ist viel philosophischer und einfacher. Er geht zuerst zu seinen Pferden, und sucht das beste und schnellste unter ihnen heraus; dieses führt er zur Hütte des Vaters oder der Mutter seines Mädchens (hat

sie keine Eltern mehr, zur ältesten Schwester) bindet das Thier an einen der Zeltpfähle und geht hinweg. Nachdem er fort ist, kommen die Bewohner der Hütte heraus und betrachten das Geschenk; scheint es so viel als das Mädchen, um das er anhält, werth zu sein, so wird eine Zusammenkunft veranstaltet, das Pferd von den Eltern oder der Schwester des Mädchens in Besitz genommen und der Bräutigam holt seine Braut ab.

Die auf diese Weise erlangte Frau wird das alleinige Eigenthum ihres Käufers, bis dieser, ihrer überdrüssig, sie wieder verhandelt.

Halten aber, im entgegengesetzten Fall die Angehörigen des Mädchens das Geschenk für zu gering, dann muß der Werbende noch ein Pferd bringen, vielleicht noch ein Drittes, oder, wenn das seine Kräfte übersteigt, sein Glück an einer anderen Hütte versuchen.

Verliebt sich ein Weißer in eine der jungen rothen Schönheiten und beabsichtigt er, sie zu heirathen, so hat er sich zu diesem Zweck den gemachten indianischen Gesetzen zu unterwerfen; oft giebt übrigens diesen ihr gutes Aussehen sogar einen Vorzug vor den rothen Söhnen der Wildniß.

Herr St. Clair, der mir all' die obigen Notizen gab und höchst freundschaftlich, für die Dauer unseres dortigen Aufenthalts seine Zimmer überließ, bedauerte sehr seinen

angel an Provisionen, an dem er selbst litt, doch bot uns herzlich die Hälfte von Allem an was er hatte, d behauptete, Jäger ausgeschickt zu haben, die in , höchstens 12 Tagen mit Beute beladen, zurück- ren würden.

Wir kauften alles Fleisch, das wir nur für Waaren er Geld von den Indianern bekommen konnten; es chte aber kaum hin, die Gesellschaft einen einzigen Tag erhalten und da kein Wild sich in fast 100 Meilen ntfernung befand, wurde es zu einer äußerst wichtigen rage, ob wir suchen sollten nach Fort Hall zu oder an n Quellen des kleinen Schlangenflusses (etwa hundert Meilen abwärts von unserem Wege nach Oregon) Nah- ungsmittel zu bekommen. Am letzteren Platze weideten Massen von fetten Büffeln und nach dem ersteren zu ichts als Antelopen, die noch dazu mager und schwer u erlegen waren. Ein Umstand gab da den Ausschlag, s war Hundefleisch. Wir konnten einige dieser lieben Thiere von den Indianern bekommen die uns wenigstens is Fort Hall vor dem Verhungern schützen würden. Mit Hülfe dieses Nahrungsmittels war es uns dann uch möglich unsere Reise über die blauen Gebirge sogleich fortzusetzen, ehe der Schnee sie unzugänglich machte, und Vancouver, am unteren Columbia-Fluß, noch im Herbst zu erreichen, während uns im anderen Falle der

Winter überraſchen und der Schnee verhindern konnte die Gebirge vor Mai oder Juni im nächſten Jahre zu paſſiren.

Die Hunde wurden gekauft, und 7 Tage lebten wir an dieſer Nahrung bis wir uns von den alten Anſtrengungen erholt und zu neuen geſtärkt und gekräftigt hatten. Die Mühſeligkeiten einer Reiſe durch dieſe weſtlichen Wildniſſe können aber wahrlich nicht mit Worten beſchrieben werden, ſie müſſen gefühlt und ertragen ſein um ſie ganz zu verſtehen.

Die ungeheure Einöde, die unfruchtbare Wildniß, in der das Auge vergebens umherſchweift, einen freundlichen Platz zu entdecken auf dem es, ohne ſich verlaſſen und elend zu fühlen, weilen könne, dieſe endloſen Wüſten voll ſcharfer Steine und dorniger Cakus, die der Fuß, mit Nichts als dünnen Moccaſins bekleidet, durchwandern muß; der Hunger und Durſt, der die Sehnen abſpannt und entkräftet, die ſtete Furcht vor dem gellenden Schlachtgeſchrei und blitzenden Tomahawk des Indianers, die dem Reiſenden ſelbſt die kurzen Stunden der Nachtruhe verbittert, von alle dieſem kann ſich der, in den üppigen Bequemlichkeiten der Städte Erzogene keinen Begriff machen, oder ſich auch nur auf Augenblicke in ſolche Lagen hineindenken. Im Fort Davit Krokett lebten wir jedoch in Ruhe und hatten Nahrung und Sicherheit.

Ueber den Colorado des Westens, erfuhr ich Folgendes hier, was ich später nach eigenen Nachfragen in Kalifornien, bestätigt fand.

Am unteren Ende der Schluchten dieses Flusses soll ein Stamm der Keulen-Indianer leben, von denen viele 7 Fuß hoch und gut proportionirt sind; sie ziehn eine große Menge von schwarzen Bohnen in den offenen Sandstellen am Fluß und bereiten von der Frucht der ovalblättrigen prickly pear die dort 15 — 20 Fuß hoch wird, einen Syrup; ihre Hauptkriegswaffe ist die Keule, die sie mit bewundernswerther Kraft und Geschicklichkeit führen; sie bewohnen nordöstlich und südwestlich von diesem Fluß ein großes, ausgedehntes Land, haben nie können von den Spaniern unterdrückt werden und sind feindlich gegen alle Weiße gesinnt.

Die Schlangen-Indianer oder Shoshonies, sind ein wandernder Stamm.

Ein Theil von ihnen soll größtentheils von Wurzeln leben, doch erlegen sie auch einige Hirsche und kleiden sich in die Felle derselben. Die Bande, die am Schlangenfluß wohnt, nährt sich von den Fischen desselben, wie von Büffeln und anderem Wild.

Sie besitzen viel Pferde und diese, mit ihren unzähligen Hunden, machen ihre ganzen Hausthiere aus. Ihr Anzug ist der gewöhnliche der Indianer, auf dem

Kopfe tragen sie nichts als ihr Haar, von dem ich gehört habe, daß es oft 4—5 Fuß lang werden soll. In diesem Fall flechten sie es und wickeln es in der Form eines türkischen Turbans um die Schläfe.

Die Kleidung der Frauen ist von der der Männer nur darin unterschieden, daß ihr Kleid bis an die Knöchel hinuntergeht.

So lange dieses Volk von den Weißen gekannt ist, hat es sich stets freundlich gegen dieselben gezeigt und einen Widerwillen gegen alles Blutvergießen und alle Grausamkeit ihres eigenen Volkes, bewiesen.

So lange sie in Frieden den Büffel, das wandernde Erbtheil aller rothen Stämme, jagen konnten, bekriegten sie keinen Stamm und wiesen keinen Wanderer hungrig von ihrer Thür; aber diese friedlichen Gesinnungen waren ihnen in der Wildniß von wenig Nutzen, die Blackfeet, Crows, Sioux und Eutaws machten oft Einfälle in ihr Land, besonders um Pferde zu stehlen; doch haben sie, da die Pässe, durch die sie hindurch müssen, um zu ihnen zu gelangen, so sehr wildarm sind, in den letzten Jahren Ruhe vor jenen feindlichen Stämmen gehabt.

Die „Schlangen" sind eine sehr geschente Race, was sie auch deutlich in der Bequemlichkeit und Wohnlichkeit ihrer gut gebauten Hütten, wie in der Sauberkeit und selbst Eleganz ihres Anzugs und Pferdegeschirres

zeigen; noch mehr aber beweisen sie es durch ihren Abscheu gegen sinnliche Ausschweifungen und unmoralisches Betragen, denn nicht allein verbietet ihnen ihr Gesetz jedes derartige, sondern sie vermeiden auch die Laster, die fast alle anderen Stämme mit großer Gier von den Weißen angenommen haben. Das gänzliche Enthalten spirituöser Getränke ist ein Beweis hiervon. Sie schwuren den Gebrauch derselben von der ersten Zeit an, wo diese zu ihnen gebracht wurden, ab, und haben ihren Schwur gehalten.

Die Crows (Krähen) sind ein wandernder Stamm, der sich hauptsächlich an den Quellen des Platte-, Schlangen- und gelben Stein-Flusses aufhält. Ihre Zahl wird auf etwa 5000 geschätzt und sie sollen die abgefeimtesten Schurken der Gebirge sein.

Weder Weißer noch Indianer traut ihnen, denn Mord und Raub sind ihre Hauptbeschäftigungen. Ihr Land ist gut bewässert, fruchtbar und mit üppigem Baumwuchs versehn.

Die Blackfeet (Schwarzfüße) wohnen an dem Marias und anderen Armen des Missouri, über den großen Fällen. Im Jahr 1828 zählten sie ungefähr 2,500 Hütten oder Familien.

In demselben Jahr stahl Einer von ihnen eine wollene Decke von einem Dampfboot am Yellow-Stone

River, das der amerikaniſchen Pelzcompagnie gehörte; di Decke war aber das Eigenthum eines Mannes geweſen der bei der Auffahrt an den Blattern ſtarb, und wurd mit dem Krankheitsſtoff erfüllt, an den linken Arm de Miſſouri gebracht, wo ſie den ganzen Stamm verpeſtet

Die Anzeigen dieſer Krankheit waren aber ſelb ihren Medicin-Männern oder Beſchwörern fremd und de faulende Körper, der in Stücken fiel, wenn ſie ihn b graben wollten, erfüllte ſie mit Entſetzen. In ihrer Wahnſinn und ihrer Unwiſſenheit vermehrten ſie an de Ufern des Fluſſes die Zahl der Schwitzöfen und ſteckte die Kranken, ob vor Schmerz ihrer Sinne beraubt ode glühend im fürchterlichſten Fieber, oder zuſammenzucken im letzten Todeskampf, hinein, ließen ſie furchtbar ſchwitzen und tauchten ſie dann in das ſchneeige Waſſer de Stromes.

Das Abſterben, welches dieſer Behandlung auf dem Fuße folgte, war der Peſt ähnlich. Eine Zeit lang ver ſuchten ſie ihre Todten zu begraben, bald aber waren dieſe zahlreicher als die Lebenden.

Wahnſinnig aus Furcht und Aberglauben verließen ſie die Sterbenden und flohen zu den fernen Hochebenen des Weſtens, wo das geſündere Klima und die, faſt an und für ſich ſchon erſchöpfte Krankheit, den Ueberreſt ge neſen ließ. Von den 2,500 Familien aber blieben nur

e Ueberreſte von 800 Hütten verſchont, das Schickſal r Geſchiedenen zu beweinen.

Selbſt jetzt noch liegen die Gebeine von 7—8000 lackfeet unbegraben zwiſchen den verfaulenden Hütten rer verlaſſenen Stadt am Yellow = Stone = River. ber dieß Strafgericht des großen Geiſtes hat keineswegs re blutdürſtige Natur gemildert; wie früher bekriegen ſie en weißen Feind und den rothen Bruder und plündern nd morden, was in ihre Hände fällt.

Die Arrapahoes leben ſüdlich von den „Schlangen.“ jm Winter durchziehn ſie das Land am oberen Theil er Colorado-Schluchten, im Sommer jagen ſie den Büf- el in den Felſengebirgen.

Ihre Anzahl wird auf ungefähr 3000 angegeben; ie ſind aber ein tapferes, fleißiges, talentvolles und gaſt- reies Volk, halten viel Pferde und Maulthiere und näſten eine unzählige Menge von Hunden, die ſie eſſen, daher der Name „Arrapahoes“, Hundeeſſer. Aus der Wolle hrer Schafe verarbeiten ſie eine ausgezeichnete Art von Decken.

Ein ſonderbares Geſetz der Naturaliſirung beſteht unter dieſem Volke, das übrigens, wie in manchen an- deren Ländern, auf Eigenthum gegründet iſt. Irgend ein Mann, ſei er roth oder weiß, kann nach dieſem Ge- ſetz Bürger werden, ſobald er ein Pferd beſitzt, das ſchnell

genug laufen kann eine Büffelkuh einzuholen, und ein Maulthier, das im Stande ist 200 Pfund zu tragen; sobald er diese dem ersten Häuptling überliefert, und ihm seine Absichten bekannt macht, wird er ein erklärter Bürger des Stammes der Arrapahoes und darf sich ein Weib nehmen.

Ihre Sprache soll fast der der Cumanches und „Schlangen" gleich sein.

Dieser und andere Stämme der Gebirge und der oberen Flächen beobachten eine Sitte, die viel Ähnlichkeit mit der toga virilis der Römer hat. Sobald die Knaben mannbar geworden sind, wird von ihnen irgend eine That erwartet, die beweisen soll, daß sie den Namen eines Mannes verdienen; daher versammeln sich alle die im Frühjahr (gewöhnlich 40—50 zusammen), welche das gehörige Alter erreicht haben und treten, vorher durch eine Menge religiöser Gebräuche vorbereitet, ihren Kriegszug an, von dem sie nicht anders, als mit dem Blute ihrer Feinde bespritzt, zurückkehren dürfen.

Unter den vielen Leuten, die ich in Brown's Thal fand, war auch ein alter Shoshonie, der die Herren Lewis und Clark an den Quellen des Missouri im Jahre 1805 gesehen hatte. Er war der Erste, welcher den Zug der Entdecker erblickte.

Seiner Angabe nach ritt er als Wache um die Stadt der Shoshonies in einiger Entfernung herum, als er ſich plötzlich in der Gegenwart der Weißen befand, und wie angewurzelt, ſtumm und ſtarr vor Erſtaunen, ſtehen blieb. Männer mit weißen Geſichtern hatte weder er noch ſeine Nation je geſehn.

„Der Kopf hob ſich hoch und rund, das Obertheil deſſelben war flach und trat über den Augen in einem ſchmalen Rande heraus, und ihre Haut hing locker, aus vielen Farben beſtehend, um ſie herum.“ Endlich ſiegte die Furcht doch über die Neugierde und er floh dem Lager der Seinigen zu; aber die Weißen ſahen und verfolgten ihn und brachten ihn zurück, zeigten ihm dann die Wirkung ihrer Feuerwaffen, beluden ihn mit Geſchenken und ließen ihn gehn.

Nachdem er bei den Seinigen wieder angekommen war, erzählte er ihnen daß er Männer mit bleichen Geſichtern, die den Donner und Blitz hervorbringen könnten ꝛc. ꝛc., geſehen habe.

Dieſe Nachricht machte den ganzen Stamm beſtürzt.

Ihre älteſten Traditionen ſagten ihnen Nichts von dergleichen Dingen und eine Rathsverſammlung wurde zuſammenberufen, um die Sache gemeinſchaftlich zu überlegen.

Der Mann, der die merkwürdigen Sachen geſehen haben wollte, wurde gerufen und mußte ſeine Geſchichte noch einmal vortragen, aber — Niemand glaubte ihm.

„Alle Menſchen waren roth, daher konnte er unmöglich welche geſehen haben, die bleiche Geſichter hatten; der große Geiſt machte den Donner und Blitz, daher konnte es natürlich keinen Menſchen von irgend einer nur denkbaren Farbe geben, der das, was der große Geiſt thue, vollbringen könne.“ —

„Er hatte Nichts geſehn, ſondern ſeinen Häuptling belogen und ſollte ſterben.“

Jetzt zeigte der Angeklagte einige der von den bleichen Geſichtern empfangene Geſchenke vor, und da ihnen alle dieſe Sachen eben ſo neu waren, als die weißen Menſchen ſelbſt, ſo wurde beſchloſſen, daß er ſeine Richter nach dem Platze hinführen möge, wo er die ſonderbaren Weſen geſehen haben wollte, und daß, im Fall Nichts dort von ihnen zu finden wäre, dieſe Sachen als neue Beweiſe gegen ihn, als ob er mit böſen Geiſtern Umgang pflöge, betrachtet, und er von den Pfeilen der Seinigen getödtet werden ſolle.

Die bleichen Geſichter wurden gefunden, er ſelbſt aber ward freigeſprochen und ſeither von ſeinem Stamm ſowohl als allen Weißen in den Gebirgen geliebt und geehrt.

Er mag jetzt ungefähr 80 Jahr alt ſein und iſt
rm, hält ſich aber immer um das Fort David Crokett
uf, deſſen Bewohner ihn nie Noth leiden laſſen.

Capitel VI.

Am 17. traf ein Mr. Richardson mit drei Gefährten vom Fort Hall bei uns ein; er hatte das Geschäft eines Führers und Jägers für eine Gesellschaft Missionaire, die zu den Indianern des Oregon-Gebiets gingen, übernommen gehabt. —

Mehre Personen aus den westlichen Staaten hatten ihn begleitet (unter diesen ein Deutscher aus St. Louis, ein Herr Wislizenus, M. D.) und wir unterhielten uns recht angenehm über unsere gegenseitigen Abentheuer.

Ueber Oregon sagten sie uns ungefähr Folgendes: Es sollte nicht so fruchtbar als Neu-England sein; funfzehn Bushel Waizen zum Acker wäre eine Seltenheit; Mais und Kartoffeln gäben die Saat nicht wieder; fünf lange Monate falle ein unaufhörlicher Regen und die anderen Monate nicht einmal Thau, so daß Weiße und Indianer das kalte, hitzige und Gallenfieber nicht los würden, und die Mosquitos in den Flächen die geringen Lebenssäfte aussaugten, die ihnen auf diese Art geblieben wären; und daß der Columbia-Fluß sogar nicht

ſchiffbar, ſondern höchſtens zu einem indianiſchen Fiſchteich geeignet ſei. —

Solch eine Beſchreibung von dem gelobten Lande Oregon, das von den Handelsleuten und Jägern als ſo wunderſchön und fruchtbar geſchildert wurde, kam uns wahrlich unerwartet und wirkte auf Alle keineswegs ermuthigend.

Ich weiß übrigens nicht, was Mr. Richardſon damals bewegen konnte, eine Beſchreibung von einem Lande zu geben, das ich ſpäter ſo ganz anders fand, wenn es nicht die Abſicht war, ſeine Geſellſchaft durch die öde Wildniß, die ihm noch zu durchwandern blieb, um wieder in die Staaten zu gelangen, zu vergrößern und die Gefahr, von Indianern angefallen zu werden, dadurch zu vermindern.

Wie dem auch ſei, ſeine Erzählungen machten zweie von meinen Leuten abwendig; ſie glaubten ſeine, auf Erfahrung gegründeten Mittheilungen müßten Wahrheit enthalten und hatten daher nicht Luſt, ſich noch weiteren Mühſeligkeiten auszuſetzen, blos um eine Wüſte aufzufinden, in der ſie vielleicht ſpäter zu bleiben gezwungen wären.

Am 18. Morgens verließen ſie mich und ich kann wohl ſagen, daß es das Entmuthigenſte war, was mir hätte begegnen können.

Ich war jetzt im Herzen der Felsengebirge mit dem alten Blair und dem nichtsnutzigen Smith allein, und in dieser schwachen Begleitung durch alle Kriegszüge der Blackfeet hindurch zu wandern, war allerdings eine mißliche Sache; zwar boten mir die Bewohner des Forts auf höchst freundliche Art ihre Gastfreundschaft für den Winter an, doch hätte ich dann die Staaten im nächsten Jahr nicht wieder erreichen können, und beschloß daher, allen Gefahren zum Trotz, aufzubrechen. —

Als Führer nach Fort Hall miethete ich einen der Shoshonies, der sich Jim nannten und wir begannen am 19. unseren Marsch. Die Entfernung betrug 200 Meilen, dafür hatte ich dem Indianer 50 Gewehrladungen Pulver und Blei und eine gewisse Quantität Glasperlen zu geben.

In diesem Thale, wie in einigen anderen Theilen des Gebirges, wächst eine Frucht, die sie Bullberries nennen. Diese Beeren sind roth und von der Größe einer gewöhnlichen Johannisbeere, nur mit etwas größeren Saamenkörnern, wachsen an Büschen, die etwa 8—10 Fuß hoch werden und beim ersten Anblick fast einer jungen Buche gleichen, und haben die lieblichste, angenehmste Säure, die ich noch je an irgend einer Frucht gekostet habe.

Von diesen Beeren nahmen wir eine kleine Quantität mit, ließen einen Hund schlachten, packten noch einige

fund Büffelfleisch, das mir Hr. St. Clair freundlich an-
ot, ein und verließen am 19. Morgens Fort Crockett,
n unseren Marsch durch die unfruchtbare Wüste, die
wischen uns und Fort Hall lag, zu beginnen.

Blair, Smith und der Indianer Jim, bildeten meine
anze Gesellschaft, und besonders leid that mir der Ab-
chied von unserem alten Führer Kelly, der ein braver,
erzensguter Mann war.

Wir legten an diesem Tage etwa 12 Meilen zurück,
stets dem Laufe des Flusses folgend, der etwa 300 Fuß
breit, reißend schnell neben uns fortströmte.

Die Berge die sich an beiden Seiten desselben, etwa
eine halbe Meile von ihm entfernt, erhoben, stiegen in
dunkelen, schroffen Massen wohl 1000 Fuß empor und
waren nur sparsam mit verkrüppelten Cedern bewachsen;
die niederen Hügel aber, mit dem, uns so sehr verhaßten
Wermuth und dem Caktus bedeckt. Die Ufer des Flusses
bestanden aus weißem Thon, hie und da mit dem lockeren
Sand der Gebirge vermischt; die Felsen aus Quartz,
rothem Kalk und Sandstein.

Am 20. kamen wir zu einem Gebirge, durch das
sich der Fluß Bahn gebrochen, und hatten, an dem steilen
Ufer desselben hinklimmend, einen bösen, gefährlichen
Weg; unsere Pferde betrugen sich aber meisterhaft und
ich glaubte schon das Schlimmste überstanden, als mein

Puebla-Pferd die Fährten der übrigen verließ und auf einen Felsen sprang, der enger und enger gegen den Fluß hinauslief. Hülfe kam zu spät; ehe ich nur zu ihm eilen konnte, gaben die losen Steine unter ihm nach; es taumelte einen kleinen Abhang von 10 — 12 Fuß hinab, wollte sich aufraffen, verlor das Gleichgewicht aufs Neue und rollte, bald gleitend, bald stürzend an die 600 Fuß hinunter in den Strom. Ich stieg ihm nach, fand es aber fürchterlich verwundet und verstümmelt, während das Blut ihm aus Ohren und Nasenlöchern strömte. Da es augenscheinlich bald verenden mußte, nahm ich ihm die Packete, wie Sattel und Zaum ab, trieb es zu einem kleinem Grasfleck, wo es im nöthigem Falle Futter finden konnte und überließ es seinem Schicksal.

Nachmittags vier Uhr, kamen wir zu einem kleinen Bach, an dem Jim hielt und vorwärts zeigend, sagte „Waß — ugh — u — ugh" und die sonderbarsten Gebehrden machte, aus denen ich schloß, daß das nächste Wasser zu dem wir kämen, zu weit entfernt sein müße es noch vor Nacht zu erreichen und wir lagerten daher.

Die Scenerie war, besonders nach Westen, großartig. Nicht weit in dieser Richtung erhob sich eine vollkommene Pyramide von schwarzen, aufeinander geschichteten Felsen, die ungefähr 600 Fuß hoch, an der Basis

einen Durchmeſſer von 800 Fuß haben mochten und theilweiſe mit Büſchen bewachſen waren.

Hinter dieſer Pyramide, 7—800 Schritte weiter entfernt, zog ſich ein kreisförmiger Bergrücken aus eben dieſem Felſen, um das Ganze herum, durch deſſen Schluchten man einen Theil der fernen Anahuac-Berge erblicken konnte. Jim hatte ſein Pferd, ſobald er ſah, daß wir ſeinem Rathe folgen und dort übernachten wollten, weiden laſſen und wanderte mit ſeiner Büchſe hinter die Hügel.

Bald darauf ſahen wir ihn auf dem Gipfel eines derſelben dahinſchleichen und in die Büſche kriechen und in Kurzem krachte ſein Schuß, deſſen Echo die Berge ſchallend wiedergaben. Wie eine Gemſe ſprang er zu uns herunter von Fels zu Fels und holte ſich ein Pferd, auf dem er bald darauf eine prächtige Antelope ins Lager brachte.

Unſer Hundefleiſch wurde jetzt fröhlich für die Wölfe in den Buſch geworfen und Jim machte ſich mit einem wahren Heißhunger über den jungen Bock her. Der arme Teufel hatte, ſeit wir das Fort verlaſſen, noch keinen Biſſen zu ſich genommen, denn in ſeinem Stamm herrſcht ein gewiſſer Aberglauben, der ihnen Allen den Gebrauch von Hundefleiſch verbietet. Ein Hundeeſſer iſt das größte Schimpfwort unter ihnen und wenn Einer den Anderen

recht beleidigen und kränken will, ſo nennt er ihn einen Arrapahoe (der Name des vorherbeſchriebenen Stammes, welche dieſe Thiere zu einem jährlichen Feſte mäſten).

Am 21. ritten wir über traurig ödes, ſteiniges Land — ſelbſt jenes, nahe zum Fluß, war ſo unfruchtbar, daß faſt Nichts dort exiſtiren zu können ſchien.

Die einzigen lebenden Weſen die wir erblickten, waren der Prairiewolf und die Elſter. Dieſer Vogel bewohnt die einſamſten, wüſteſten Theile der Gebirge, und ſcheint Gefallen daran zu finden, die öde Wildniß durch ſein melancholiſches Krächzen noch trauriger, noch verlaſſener zu machen.

Gegen Abend fanden wir einige Baumwollenholzbäume, unter denen wir lagerten, und die Pferde verzehrten mit wahrem Heißhunger das trockene Gras, das an dem Ufer des Sheetskadee wuchs.

Wir wanderten, ſeit wir Browns Thal verließen, in einer nördlichen Richtung.

Am 22. betraten wir die Hügel, an der weſtlichen Seite des Fluſſes, ſo weit wir ihn ſehen konnten, lief er ſüdlich; ſein Bett war kieſig und das ganze Ausſehen des Landes eine dürre, unfruchtbare, wellenförmige Fläche.

Um 12 Uhr nächſten Tages, bekamen wir N. O. drei Felskegel zu ſehen, von denen der Erſte, einer ungeheueren Kirche glich, über die eine thurmähnliche Spitze

wohl 300 Fuß hoch emporragte. Der untere Theil hatte die Farbe des hier gewöhnlichen Sandes. An der Seite desselben, gerade aus der Ebene aufsteigend, stand ein anderer Kegel, wohl 150 Fuß hoch und mit nicht mehr als 15 Fuß im Durchmesser.

Sieben oder acht Meilen weiter nördlich war ein Dritter, der sich auf etwa 300 Fuß hoch emporschwellenden Hügeln 50—60 Fuß in die Höhe streckte. Hinter diesen Kegeln schien eine offene Fläche sich weiter südlich nach einer, in bläulicher Ferne schimmernden Gebirgsreihe hinzudehnen.

Soweit das Auge reichte bot sich ihm auch Nichts dar, was nur irgend einem lebenden Wesen hätte zur Nahrung dienen können, als hie und da einzelne Grasflecken und das Wasser etwa, das hindurchströmte. Manche der sandigen Flächen waren mit Caktus und Wermuth bewachsen; das einzige, was noch einige Abwechselung in das öde Grau der Landschaft brachte, doch glänzten im fernen, fernen Norden die weißen, schneeigen Gipfel der Wind-river-Berge und im Süd-Westen ein Theil der Anahuac-Gebirge, die doch wenigstens den Wanderer vermuthen ließen, daß ihn noch grünende Thäler und kühle Bäche an den Grenzen dieses Grabes der Vegetation erquicken würden.

Am 23. ſchien ſich unſer Führer wenig um den Fluß zu kümmern, ſondern ſchlug eine ſchnurgerade Richtung nach einem für uns auf jeden Fall unſichtbaren Gegenſtand ein. Der Boden war rauh und mit ſolch' feuerſteinartigen Felsbrocken bedeckt, daß kein anderes, als ein indianiſches Pferd dieſen Weg hätte zurücklegen können.

Um 4 Uhr Nachmittags ſahen wir in einer der Schluchten, zwiſchen mehren kleineren Grasplätzen, fünf Büffel, konnten aber unſeren Führer nicht bewegen, auf ſie Jagd zu machen und mit allerlei Zeichen und ſcharf und ſonderbar herausgeſtoßenen Wörtern, verſuchte er uns etwas zu erzählen, das wir, trotz aller ſeiner Bemühungen, nicht verſtanden; ſpäter erklärte ſich uns aber ſein, zu jener Zeit nur malitiös ſcheinendes Weſen. Er hatte das einzige Pferd, das ſchnell genug lief, einen fliehenden Büffel einzuholen und war auch der Einzige, der es zu reiten vermochte, da er jedoch ſeinen rechten Daumen verloren, konnte er ſein Gewehr nicht vom galloppirenden Pferde herunter losſchießen und wollte deßhalb nichts wie er vorher wußte, Unausführbares verſuchen und unnütz Zeit verſäumen.

An einem guten, graſigen Fleck lagerten wir und ſetzten am 24. über kieſige, ſandige, wellenförmige Flächen

chen und durch die Thäler von „Hams" Arm, unseren Weg fort.

Das Land war dürr wie gestern, doch erspähten wir glücklicher Weise eine Antelope und der Indianer erlegte sie zu sehr gelegener Zeit.

Am 25. zogen wir etwa 15 Meilen den Fluß entlang, hier aber erweckten Anwüchse von jungen Baumwollenholzbäumen, Johannisbeeren und Hollunderbüschen, eine angenehme Hoffnung in uns, bald zu den Gräsern und Blumen der Hochlande zu gelangen, die zwischen uns und dem großen Biberfluß lagen.

Der Tag war heiß, und dichter Staub stieg aus den Huftritten unserer Pferde empor.

An demselben Mittag trafen wir einen einzelnen Jäger in den Bergen; er war sehr erfreut von uns etwas Neues aus den Ansiedlungen zu hören, und lagerte mit uns diese Nacht.

Gordon, sein Name, war im Begriff, die Gebirge zu verlassen und sich mit seiner indianischen Frau im Willamette-Thal, am Columbia anzusiedeln. Das Wild würde, wie er sagte, zu selten, die Gefahren zu groß und es lohnte sich nicht mehr der Mühe, sein Leben in jeder Stunde um die wenigen Felle auf's Spiel zu setzen. Seinen Worten nach, war das die Absicht fast Aller seiner früheren Kameraden.

Am 26. zogen wir nordwestlich weiter, das Land bekam hier aber, einen freundlicheren Anstrich und wurde lieblicher als wir es bis jetzt noch gesehen hatten. Statt der dürren, unfruchtbaren Ebene ritten wir über grüne, mit klarem Wasser durchströmte Hügel wo der Löwenzahn, die Klapprose und andern Blumen, in den lauen Westwinden schwankten. Hier herrschte in der That der Mai, denn der Schnee war erst kürzlich geschmolzen und die Regen noch später gefallen, als es in jener Gegend sonst gewöhnlich geschieht; selbst die Insekten summten ihre ersten Frühlingsnoten.

Wir befanden uns jetzt auf der Anhöhe, welche die Wasser des Sheetskadee und des großen Bärenflusses von einander trennt, der Boden war jedoch immer noch zu unfruchtbar, um Bäume zu tragen.

Das Gras wuchs überall üppig, nur an einigen sehr dürren Orten, überdeckte den Boden ein weißer und rother Sand, der lieblich gegen das, ihn umgebende Grün, abstach.

Jim erlegte wieder eine Antelope und am 27. erreichten wir den Hauptstrom des großen Bärenflusses. Er war ungefähr 60 Fuß breit und 4 Fuß tief, mit klarem, schönem Wasser, etwa 4 Meilen Strömung, die Stunde.

Die Gebirge, die dieses Thal umgeben, sind fast
e kegelförmiger Art und meistens mit Grün bedeckt.
ire Höhe mochte von 500 bis 2500 Fuß über dem
trombett, betragen und das Flußthal, eine bis drei
teilen breit sein, der Boden ist dabei locker, trocken
id kiesig, mit halbwelkem Gras bedeckt.

Am Wasser wuchsen verschiedene Arten von Bäumen
s: Espen, schwarze Birken und Weiden, auch verschie-
ne Büsche, wie: der schwarze Hollunder, die kleine
Beide, wilder Wermuth, schwarze Johannis- und noch
iele andere Beeren.

Am 28., während wir unsere Sattelgurte festschnall-
n um aufzubrechen, entdeckte Jim's Adlerauge am
Fluß abwärts, etwas Lebendes, „Ferrd, Ferrd" rief er,
nd mit Blitzesschnelle setzten wir neue Zündhütchen auf,
prangen in die Sättel und bargen uns hinter dem dich-
esten Gebüsch um die Anzahl, Farbe und Absicht der sich
Nähernden zu erforschen.

Wir waren in einer Gegend, wo wir sowohl die
Sioux, Crows, als auch Blackfeets erwarten konnten und
gebrauchten alle nur mögliche Vorsicht, fanden aber zu
unserer Freude nur einen einzelnen, weißen Jäger, der
bald herankam und uns freundlich begrüßte.

Er bot uns mit herzlicher Gastfreundschaft von seinen
Provisionen an, doch da wir die kühlen Morgenstunden

nicht verlieren, und uns in seinem Lager, das ganz in der Nähe war, aufhalten wollten, dankten wir ihm herzlich.

Auch er, wie der frühere Jäger, beabsichtigte nach Brown's Thal zu gehen, um dort seine Frau und Jagdgeräthschaften abzuholen.

Dieser alte Jäger lebte schon so lange in den Gebirgen und zwischen den Indianern, daß er fast alle ihre Manieren angenommen hatte; derselbe unruhige, wilde, spähende Blick, dieselbe lebhafte Gestikulation im Gespräch, dieselbe Zungenfaulheit, wenn er irgend ein Wort durch ein Zeichen ausdrücken konnte; Alles, Alles war bei ihm wie bei den wilden Natursöhnen, die Farbe ausgenommen.

Beim Abschiednehmen sagte er uns noch, daß er sein weißes Pferd, da es müde geworden wäre, habe zurücklassen müssen, und trug uns auf es zu benutzen und mit zum Fort hinunter zu nehmen, warnte uns aber auch zu gleicher Zeit, unsere Augen offen zu haben, da sich die Blackfeet an den „Bier-Quellen" herum aufhalten müßten.

Das Thal öffnete sich mehr und mehr, je weiter wir unseren Weg an der nördlichen Seite desselben verfolgten, doch war Boden, Wasser und Vegetation fast wie am vergangenen Tage. Dunkele, drohende Steinmassen thürmten sich an beiden Seiten empor und zwi-

schen ihnen hingen in malerischer Unordnung, eine Unzahl kleiner, verkrüppelter Cedern.

Der Bergflachs wuchs hier im Ueberfluß und war reif.

Dieß Thal ist das Erntefeld der Shoshonies, denn in ihm gedeihen eine Unmasse eßbarer Wurzeln, die sie im August ausgraben und zum Gebrauch für den Winter trocknen; auch die Körner eines hier wachsenden Grases, die mit Roggen Aehnlichkeit haben, nur bedeutend kleiner sind, sammeln sie. Diese werden geröstet und in lederne Säcke gepackt.

Nur wenige Tage vorher, als wir dort ankamen, mußten sie ihre Ernte gehalten haben, die aber, wie wir später erfuhren, sehr schlecht ausgefallen war; ihre Feinde jedoch zu verhindern das zu finden, was sie vielleicht übersehen haben konnten, hatten sie den fruchtbarsten Theil des Thales, nach Beendigung des Einsammeln's, in Brand gesteckt.

Am 29. fanden wir des Jägers weißes Pferd; doch gab Jim jetzt seinem eigenen Thiere die Hacken und zeigte, als Entschuldigung für das schnellere Reiten, auf die Erde, legte den Kopf auf eine Schulter, schnarchte und sagte: „ugh—n—ugh", um damit anzudeuten, daß es bis zu unserem nächsten Schlaf- oder Schnarchplatz noch eine sehr lange Strecke sei. An demselben Abend erreichten wir die „Dampfbootquellen".

Das Land, über das wir an diesem Tage gekomm war größtentheils mit Büschelgras bedeckt, was mich glauben verursachte, daß es fruchtbar sei; demnach sch es zweifelhaft, ob es die gewöhnlichen Landfrüchte o die nöthige Bewässerung hervorbringen würde; ein gro Hinderniß der Cultivirung dieses Landes möchte a wohl noch der Mangel an Holz für Bauten und Fe stangen sein, obgleich es an der richtigen Straße zwisch Oregon und den Vereinigten Staaten liegt.

Ungefähr dreißig Meilen von unserem damalig Lagerplatz entfernt, sollte die nördliche Spitze eines gr ßen Salzsees liegen, und ein herrliches, fruchtbares Lan wie ein angenehmes Klima, diesen umgeben.

Der See selbst ist 200 Meilen lang und von 8 bis 100 breit, das Wasser aber außerordentlich salzig.

Die Küste desselben besteht aus Sand und unfruch barem Lehm, auf den nicht genug Feuchtigkeit herabfäll mehr als Wermuth und Caktus hervor zu bringen.

Versuche, den See in einem Canoe zu umschiffe sind schon mehrere Male gemacht, immer aber wieder wegen Mangel an frischem Wasser, aufgegeben worden Der große Bärenfluß ist der einzige Strom, der sü hineinergießt.

Im Mittelpunkt desſelben liegt hohes Land, die Meinungen ſind aber noch darüber getheilt, ob eine Inſel der Halbinſel.

Nicht weit von dort, wo wir lagerten, iſt eine der merkwürdigſten Stellen des ganzen Felſengebirges. Dort entſpringen die „Soda"- oder wie ſie die Biberfänger nennen, die „Bier-Quellen". Sie liegen, wenige Schritte von einem Cedernbickicht entfernt, an der Nordweſt-Seite des Fluſſes und es ſind ſechs Gruppen derſelben, oder vielmehr ſechs kleine, zwei Fuß tief eingeſunkene Plätze, 7—8 Fuß im Durchmeſſer, in denen eine Anzahl von Quellen Gas und Waſſer, heraufwirft, und ein Geräuſch macht, als ob dort tauſend Keſſel voll ſiedenden Waſſers überkochten.

Die Quellen in dieſen Vertiefungen ſind gewöhnlich klar und haben kieſigen Boden, in einigen wachſen jedoch kleine, dichte Grasbüſchel, zwiſchen und unter denen die Quellen ſo fröhlich murmelnd hervorſprudelten, daß ich nicht umhin konnte mich nieder zu beugen um zu trinken; aber die erſtickenden Eigenſchaften des dort in ſolcher Maſſe ausſtrömenden Gaſes machten mich ſchnell meinen Vorſatz aufgeben und ich verſuchte es darauf bei einer mehr offen liegenden Quelle, wo ich ohne weitere Schwierigkeiten meinen Durſt löſchen konnte.

Das Wasser schien mehr als das der berühmten Saratoga-Quellen mit Säure und Soda geschwängert, war sehr angenehm von Geschmack und fast ganz dem gleich, das man in Läden kauft.

Einige dieser Quellen stießen wenigstens vier Gallonen Gas in der Secunde aus und obgleich sie große Massen Wassers aufwarfen und ich keinen Ort finden konnte, wo es wieder ablief, sah ich es doch auch nicht sich in den Höhlen vermehren.

Fünf oder sechs derselben sind ebenfalls dicht am Fluß.

Eine Viertelmeile unterhalb der Sodaquellen ist die sogenannte „Dampfbootquelle."

Nähert man sich dieser, so hört man einen gurgelnden, zischenden Klang, der aus der Erde zu kommen scheint, und durch die unterirdische Bereitung des Gases in einer der Höhlen hervorgebracht werden muß.

Dieses, durch eine kleine Oeffnung hinaus in's Freie gestoßen, macht ungefähr dasselbe puffende Geräusch wie die bekannten Töne der Dampfmaschine, daher der Name.

Die Pausen zwischen den jedesmaligen Entladungen sind übrigens sehr unregelmäßig, oft jede 2, 3, 4 oder 5 Minuten, auch ist die Stärke mit der es ausgestoßen

ird, ſehr verſchieden. Das Waſſer fand ich an dieſer Quelle etwa milchwarm.

Die merkwürdigſte, mit denſelben in Verbindung ſtehende Naturerſcheinung iſt die, daß der ganze Fluß, von den oberen bis zu den unteren, in einer Viertel Meile Länge, aus tauſenden von anderen Quellen beſteht, die durch zwei Fuß tiefes, darüber hinſtrömendes Waſſer, ihre ſchäumenden Strahlen oft ſechs Zoll hoch hinausſenden.

Die Landſchaft um dieſe wunderbaren Waſſer herum, iſt ſehr wild und der Boden mit Lavaſtücken überſtreut, die grauſchwarz, porös und ſehr ſchwer und hart ſind, nirgends jedoch konnte ich in der Gegend kraterähnliche Berge erblicken. In der Nähe der Sodaquellen iſt der Boden mit einer ſehr weißen Thonerde überzogen.

Am 30. ſahen wir in der Nacht, auf einem uns gegenüberliegenden Hügel Feuer leuchten, wir blieben daher bis zum Morgen auf der Wacht, da wir erſt am vorigen Tage indianiſche Fährten gekreuzt hatten, ſattelten dann ſehr früh und brachten bald, einige Meilen den Fluß hinunter ziehend und uns nachher zur Rechten um den Felskegel wendend, wo wir das „Thal der Schluchten" betraten, das Gebirge zwiſchen uns und unſere etwas verdächtigen Nachbarn.

Dieſes Thal hat von den zahlreichen Spalten oder Schluchten, die den vulkaniſchen Felſen zwiſchen denen es liegt, zerreißen, ſeinen Namen; es iſt mit Büſchelgras bewachſen, das aber die glühende Sonne in Heu verwandelt hatte und wir durcheilten es mit großer Schnelle, denn Jim ſchien eine uns unbekannte Urſache zu haben, die ihn weiter und weiter trieb.

Am 31. erreichten wir endlich den Fuß der Gebirge, welche das Thal der Schluchten vom Schlangenfluß trennen, doch wand ſich ein guter, ſelbſt für beladene Wagen fahrbarer Weg durch eine nach und nach aufſteigende Schlucht derſelben, die bis in das andere Thal hinein führte.

Das Land war mit grünem Graſe, Büſchen und Bäumen bedeckt, zwiſchen denen ſich ein Bach hindurchſchlängelte. Kleine Vögel zwitſcherten unter den Blumen und ſchwankenden Zweigen und an beiden Seiten, gleichſam um ſo viel Anmuth und Schönheit vor den rauhen Stürmen zu ſichern, ragten ſchwarze Felsmaſſen, wohl an 1500 Fuß, drohend empor.

Aber Hunger thut weh! jede Blüthe, jeder kleine Vogel hatte ſeine Nahrung — wir nicht! —

Den ſchönen Platz durchreitend, ermüdete eines von Schmidts Pferden und weigerte ſich, noch einen Schritt vorwärts zu thun. Die Wunde, die dieſer Burſche

in den Prairieen erhalten hatte, war geheilt und ſchon ſeit ſeiner Beſſerung hatte er ſeine Thiere herzlos und tyranniſch behandelt, welches Betragen endlich, bei zurückkehrenden Kräften, in wahre Bosheit ausartete.

Als er das Schwanken und Taumeln des armen Thieres das nicht mehr weiter konnte, bemerkte, trat er mit einem Fluche hinter daſſelbe und ſchlug es ſo lange über die fleiſchloſen Rippen, bis er nicht mehr im Stande war, ſeinen Arm zu bewegen, ruhte dann aus und fing mit erneuter Wuth wieder an.

Vorſtellungen und Erſtaunen unſeres indianiſchen Führers erboſten ihn nur noch mehr, und ſo lange mißhandelte er das Thier, bis er endlich, ſeinem eigenen Willen zum Trotz, gezwungen war einzuſehen, er könne ein ſterbendes Pferd nicht mehr zum Arbeiten zwingen; dann gab er dem kraftlos ſich Alles gefallen Laſſenden noch einen Abſchiedstritt und Fluch, und verließ es.

Um 4 Uhr ſtanden wir auf den Höhen, welche die Waſſer des kleinen Baches, dem wir aufwärts gefolgt waren, von einer Quelle des Portneuf trennte.

Das Thal des großen, ſüdlichen Columbia-Armes breitete ſich vor uns aus.

Noch 5 Meilen zogen wir etwa den Berg hinunter und lagerten dann, im Angeſicht der „trois butes“

(3 Felskegel) Alle vor Hunger erschöpft, nicht weit entfernt aber, in der Ebene, lag „Fort Hall" und als am nächsten Morgen, am 1. September die Sonne klar und rein in prachtvoller Majestät emporstieg, belebte und stärkte uns die Hoffnung nun bald für dreimonatliche Gefahren und Entbehrungen belohnt zu werden.

Wir waren in Oregon, und noch vor Abend konnten wir die gastfreundlichen Mauern des Forts erreichen.

Unsere Kleider wurden nachgesehen, die Rasirmesser vorgesucht, unsere von der Sonne verbrannten und gedörrten Glieder in dem klaren Wasser des Portneuf gebadet und froh und rasch eilten wir dann, über das steinige Pflaster der Gebirge, dem Thale zu. Eine Stunde durch Sand und wilden Wermuth, eine andere durch das schwellende Gras und zwischen den Quellen die jenes begrenzten, eine Stunde am Ufer des Saptin-Flusses hinab, dann durchschnitten wir ein kleines, waldiges Dickicht in der Ebene, und vor uns stiegen die weißen Mauern von Fort Hall empor.

Als wir aus dem Gehölz kamen, schossen wir alle, auf Jim's Rath, unsere Büchsen ab, und gleich darauf kam ein einzelner, bewaffneter Reiter aus dem Fort, der sich vorsichtig näherte und uns außerordentlich aufmerksam und mißtrauisch betrachtete. Nachdem er sich jedoch überzeugt hatte, daß wir wenigstens einmal weiß gewesen

waren, kam er näher und wir ſagten ihm, daß wir aus den Staaten wären, keine feindlichen Abſichten hätten, und Herrn Walker zu ſehen wünſchten. Er kehrte nach dem Fort um und kam augenblicklich mit jenem Herrn zurück, der uns ſehr freundlich empfing und einlud, ihm in die Wohnungen zu folgen, wo er uns ſo herzlich bewillkommte, daß wir uns gleich wohnlich und heimiſch fühlen mußten.

Eine tüchtige Flaſche alten Jamaicas, Waizenbrod, friſche Butter, und Büffelzungen von den benachbarten Gebirgen, waren eine höchſt angenehme Erſcheinung und ich brauche wohl nicht erſt zu ſagen, wie wir allem Genießbaren zuſprachen.

Capitel VII.

Während wir uns hier ausruhen und vorbereiten den Schlangen- Saptin- und Lewis-Fluß hinunter zu gehen, würde es vielleicht für den Leser nicht uninteressant sein, etwas Näheres über die Lage und Verhältnisse der Gebirge zu erfahren, die wir so im Fluge durchwandert sind; dieß mag sich jedoch auf die Region beschränken, die westlich von den Anahuac-Gebirgen zwischen dem 39sten und 42sten Grad nördl. Breite liegt.

James- Pikes- und Longs-Kuppen können als die Außenposten einer wilden Reihe von Gebirgen angesehen werden, die ich hier, der besseren Beschreibung wegen, Longs-Gebirge genannt habe und die sich fast ganz nördlich vom Arkansas im 39sten Breitegrad, bis zur großen Durchfahrt*) im 42sten Grad, erstrecken. Diese Gebirgsreihe steht mit keiner anderen in Verbindung und ist von den Windriver Bergen durch eben die Durchfahrt und

*) Der einzige Platz in dem Hauptrücken der Gebirge, durch den ein Wagen fahren kann.

von den Anahuac-Gebirgen, durch die oberen Thäler des Arkanſas, der ſüdlichen Arme des Platte und des grünen Fluſſes und Grandrivers, getrennt. Zwei ſeiner Abdachungen ſenken ſich nach Weſten zu, die eine von James's- die andere von Longs-Kuppe.

Die Anahuac-Gebirge werden vom 29ſten bis 42ſten Gr. nördl. Br. geſehen, liegen etwa 200 Meilen weſtlich von Longs-Gebirgen, zwiſchen dem 39ſten und 40ſten Grad und laufen im Allgemeinen eine Nord, Nordweſt-Richtung.

Uns erſchienen ſie wie eine ununterbrochene Eis- und Schneelage die, wie ich glaube, ſich an manchen Stellen bis zu 15,000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Vom 41ſten Gr. dehnen ſie ſich nach Weſten, am nordöſtlichen Ende des großen Salzſees vorbei und vereinigen ſich ſpäter mit den Schneegebirgen.

Dieſe letzteren ſind ein, gerade ablaufender Zweig der Felſengebirge und erſtrecken ſich von den Windriver Bergen, im 42ſten Gr. nördl. Breite, in faſt gerader Linie nach dem Cap Mendocia in Oberkalifornien unter dem 40ſten Gr. Manche Theile dieſes Gebirges, ſowohl öſtlich als nördlich von Fort Hall, ſind ſehr hoch und mit immerwährendem Schnee bedeckt. Etwa 100 Meilen von der Küſte des ſtillen Meeres, durchſchneiden ſie jene Reihe von ſchneegekrönten Gipfeln, welche „die Präſidenten-Berge" genannt ſind, von Pugets-Sund herunterkom-

men und in den dürren Ebenen, an der Mündung des weſtlichen Colorado, auslaufen.

Die Windriver Berge ſind eine Abdachung der nördlichen Kette jener Gebirge, welche gewöhnlich die „Rocky mountains (Felſengebirge) genannt werden und erſtrecken ſich in einer ſüdöſtlichen Richtung in die große Wildniß der Prairieen hinaus. Sie bilden die nördliche Wand der ſo oft erwähnten großen Durchfahrt oder des „ſüdlichen Paſſes."

An der nördl. Seite der Windriver Kuppen ſind die Quellen der Jefferſon, Madiſon und Gallatin Flüſſe; an der ſüdöſtlichen Seite entſpringt der „ſüße Waſſerfluß" und vom großen Platte die nordweſtlichſte Quelle des Nord-Armes; an der ſüdlichen Seite der Sheetskadee oder grüne Fluß und die nördl. Quelle des weſtlichen Colorado, an der nordweſtlichen Seite aber und nördlich von den Schneegebirgen, hat der Saptin- und Schlangen- oder Lewis-Fluß wie der große, ſüdliche Arm des Columbia ſeinen Urſprung.

An der weſtlichen Seite von Longs Gebirgszug entſpringt der Graudriver, der Hauptarm des weſtlichen Colorado und weiter nach Süden, in der Nachbarſchaft von James's Kuppe und an der weſtlichen Seite dieſes Rückens, der ſüdliche Arm des großen Platte.

Dicht am östlichen Fuß der Anahuac- oder Hauptgebirge und zwischen dem 39sten und 40sten Gr. nördl. Breite, sind die Quellen des Arkansas; das ungeheure Parallelogram aber, das innerhalb dieser obenbeschriebenen Gebirge liegt, ist eine Wüste von dürren Flächen und kleineren Bergen.

Fort Hall — wurde im Jahre 1832 vom Capitain Wyeth aus Boston, des Handels mit den benachbarten Indianern wegen, erbaut; die englische Oppositions-Gesellschaft aber, die Hudson Bay-Compagnie nöthigte ihn bald, durch die Anlegung anderer Forts und das Herabdrücken der Preise, seinen ganzen Handel an die mächtigeren und reicheren Gegner zu verkaufen.

Das Geschäft dieses Handelspostens besteht nicht allein in einem Austausch von wollenen Decken, Ammunition, Gewehren, Taback ꝛc. mit den benachbarten Indianern gegen die Felle der Biber und Landottern, sondern auch weiße Jäger mit Fallen, Pferden, Sattelu, Zäumen und Provisionen zu versehen, um die obengenannten Thiere, zum alleinigen Nutzen und Frommen der Eigenthümer des Forts (der Hudson Bay-Compagnie) zu jagen und zu erlegen.

In solchen Fällen werden ihnen die Pferde geborgt, und alles auf Credit gegeben, bis die Jagd beendigt ist. Die einzige Sicherheit, welche die Compagnie, das Zu-

rückbringen des Pferdes betreffend, erwartet, iſt das, zu dieſem Zweck gegebene Ehrenwort wie die Annahme der erbeuteten Felle, zu einem feſtgeſetzten Preis, um die Rückſtände zu bezahlen.

In dieſem Fort werden die Waaren 50 % billiger, als in irgend einem amerikaniſchen Handelspoſten verkauft und an weiße Jäger und Biberfänger ein beſſerer Preis für die Beute, als an die Indianer bezahlt; ebenſo auch den Jägern der Geſellſchaft die Sachen, welche ſie nothwendig brauchen, billiger angerechnet, und dieſe ſelber von den ſchlauen Britten freundlicher und artiger behandelt, ſo daß jetzt ſogar viele der amerikaniſchen Fallenſteller, den Dienſt ihrer eigenen Landsleute verlaſſen und größeren Lohn und freundlichere Behandlung unter engliſchem Schutze ſuchen.

Eine Compagnie, unter dem Befehl eines amerikaniſchen Gebirgsjägers, iſt ebenfalls mit dieſem Fort verbunden, die den verſchiedenen Stämmen auf ihren Wanderungen folgt und von ihnen das, was ſie etwa an Fellen oder Pelzen erlegen oder fangen, eintauſcht.

Auf dieſe Art, und manche andere Hülfsquellen, ſammelten die Führer dieſes Poſtens im Sommer von 1839, mehr als 30 Packte der beſten Bieberfelle (oft à 60 Felle).

Wir verbrachten den 2. und 3. sehr angenehm mit Mr. Walker, tauschten unsere mageren Thiere gegen besser gefütterte um, erhielten durch die freundliche Vorsorge dieses Mannes, die besten Provisionen und brachen am 4. September, nach einem herzlichen Abschied von diesem braven Landsmann, nach Wallawalla auf, indem wir den dürren Ufern des Saptin auf einem alten Pfade folgten.

Unser Führer, ein 5 Fuß 9 Zoll hoher, starker Wallawalla=Indianer, war ein gar sonderbar ausschauendes Menschenkind; mit platter, fast eingedrückter Stirn= weit vorstehenden Augen und gänzlich breitgedrückter Nase; sein kohlschwarzes Haar flatterte ihm um ein paar ungeheuer breite Schultern, seine Füße — doch wer kann etwas beschreiben, von dem es nichts Aehnliches mehr auf der Welt giebt. So war Carbo — unser neuer Führer durch die verbrannten Flächen des Schlangenflusses. —

Ein kurzer Ritt von 10 Meilen, wo wir lagerten, brachte uns auch an die westliche Grenze des fruchtbaren Landes um Fort Hall. Die Erde fing an roth, verbrannt und dürr auszusehen; das Gras wurde dünn und trocken und die Büsche und Baumwollenholzbäume, unansehnlicher und kleiner.

Die Fläche der „trois butes“ liegt zwischen den Schneebergen und einem andern Gebirgszuge, der von

den Quellen des Saptin-Flusses aus, diesen bis zu den blauen Gebirgen, nahe an Wallawalla, folgt. Diese Fläche ist, gemachten Untersuchungen zu Folge, 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben.

In der Nähe des Fort's ist Gras im Ueberfluß, auch der Boden scheint vorzüglich für Korn, Waizen, Hafer und Gerste wie zum Gedeihen eßbarer Wurzeln geeignet zu sein, jedoch machen hier Fröste fast zu jeder Zeit im Jahr ihre Erscheinung und das möchte allenfalls Zweifel erregen ob das urbare Land wirklich vortheilhaft benutzt werden könnte.

Die „trois butes“ steigen aus einer Fläche, etwa 15 — 20 Meilen östlich vom Fort in die Höhe. Es sind pyramidische Kegel, möglicher Weise vulkanischen Ursprungs und an 2000 Fuß über der Ebene, 12,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Um ihre dunkeln Grundvesten schmiegen sich immergrüne Bäume, aus ihren Seiten drängen sich kleine Quellen die durch die Ebene strömend, wo sie hinfließen üppige Vegetation hervorrufen und so die dürre Fläche mit freundlich grünen Strahlen durchziehen, während über alle diesem ihre mit Schnee gekrönten Häupter emporstarren. Oestlich von den „butes“ vermindert sich die Vegetation immer mehr und mehr, bis sie endlich ganz, in den schwarzen Schlünden, welche die Quellen des Flusses umgeben, verschwindet,

Am 5. zogen wir 30 Meilen am westlichen Ufer des Flußes hinunter; der Boden war sandig, vulkanisch und mit wilden Wermuth bewachsen; in der That eine Wüste. Am nächsten Tag trafen wir auf eine Familie der „Wurzel grabenden Indianer." Der Mann war halb bekleidet, die Kinder nackend, Alle widerlich schmutzig, besonders die Frau, die sich in Bergschaaffelle eingewickelt hatte.

Den Boden fanden wir jetzt wellenförmig, dürr und vulkanisch, und nahe am Fluß, in Spalten und Schlünde gerissen. Lava war überall und wilder Wermuth, wie ein anderer, gelbe Blüthen tragender Strauch, von etwa 2 Fuß Höhe, das einzige sichtbare Buschwerk.

Bis zum 9. hatten wir auf gänzlich vulkanischem Boden, kaum Gras genug unsere Thiere zu füttern und das wenige was wir fanden, war so trocken wie Heu.

Die Gebirge an der westlichen Seite des Flusses, näherten sich mehr und mehr, Holz fanden wir aber fast gar nicht mehr und waren genöthigt uns dürrer Weidenzweige zur Bereitung unserer Lebensmittel zu bedienen.

Am 10. kletterten wir die fürchterlich steilen Uferbänke hinab und ritten durch den Fluß, an das andere Ufer desselben. Die Schluchten die ihn einzwängen, bestehen aus Basalt und Lava, die 100 — 800 Fuß tief in die Ebene eingerissen sind, und das Bett selbst ist

nur ein gähnender, schwarzer, aller Vegetation beraubter Schlund, in dessen Mittelpunkt der Saptin über Klippen und Felsen, mit klarem schönem Wasser, etwa 5 Meilen in der Stunde, dahinrauscht. Er ist 3 — 4 Fuß tief. Wo wir durch den Fluß setzten, fanden wir 8 — 10 klare, heiße Quellen, die jedoch sonst keine mineralischen Kräfte zu besitzen schienen.

Am 12. kamen wir mit unseren armen, durch die scharfen Steine fast verkrüppelten Pferden an einen Bluff oder Abhang der den Boisais river übersah.

Das ganze Thal schien hier 6 — 700 Fuß gesunken zu sein und mit dem Fluß fast in einer Höhe zu liegen. Bäume und Dickichte bedeckten die Ufer desselben und zwischen ihnen wuchs üppiges Gras. Wir stiegen den Bluff hinab, folgten dem Lauf des Flusses drei oder vier Meilen, und setzten hindurch in das Lager der Snakes-Fischer.

Diese Indianer waren sehr emsig beschäftigt, ihren Wintervorrath an Lachsen einzusammeln; viele Pferde weideten dabei in der Ebene, und wir ließen die unsrigen ebenfalls frei, damit sie sich, während wir versuchten mit den Indianern einen Handel abzuschließen, etwas ausruhen und erquicken könnten.

Unser Handel geschah etwa auf folgende Art: Für einen großen Fischhaken, erhielten wir einen Lachs, für

n kleines Packet Zinnober, ein Bündel Roggen, für ein wöhnliches Messer, eine Fischschnur; Carbo vertauschte abei sein Pferd gegen ein bedeutend schlechteres und gab och eine wollene Decke und acht Ladungen Ammunition n den Kauf, doch schien er mit seinem Handel sehr zufrieden zu sein. Eines meiner eigenen Pferde, das die Strapatzen nicht mehr länger ertragen konnte, vertauschte ich mit gleichem Nutzen. Diese Indianer sind schmutziger als die Hottentotten. Sie essen das Ungeziefer Einer vom Kopfe des Andern, und beide Geschlechter gehen fast nackend. Ihre Hütten sind aus, in die Erde gesteckten Zweigen erbaut und mit Binsenmatten belegt.

Nach beendigtem Handel zogen wir den Fluß abwärts und lagerten an seinem Ufer. Die Ebene trug schönes Gras und manche Theile derselben schienen fruchtbar genug, gutes Getreide hervorzubringen.

Am 13. passirten wir wieder an Gruppen von Indianern vorbei, die beschäftigt waren, Fische zu trocknen und schmutzig und elend aussahen; sie folgten uns, um Taback einzuhandeln und Pferde umzutauschen und wenn wir einer Bande entkommen zu sein glaubten, hörten wir schon wieder die schnellen Huftritte anderer hinter uns, die fast noch zudringlicher als die Schacherjuden, uns mit ihrer unausstehlichen Bettelei fast zur Verzweiflung trieben. Erst nach etwa 30 Meilen, verschwanden sie

plötzlich, da sie die Grenzlinie der Bonaks nicht überschreiten dürfen.

Bald darauf zeigte uns Carbo an, daß er voranprengen und im Fort melden müsse, vier bleiche Gesichter wären im Anmarsch; vergebens machten wir ihm begreiflich daß wir den Weg nicht finden könnten, da sich hier wohl zehn Tausend indianische Fußpfade nach allen Richtungen kreuzten; alle Vorstellungen blieben vergeblich, er glaubte seine Pflicht zu thun und galloppirte fort.

Unsere Richtung behielten wir nun zwar bei, wurden aber, wie vorauszusehen war, in unserm Wege irre und hatten nach Dunkelwerden sogar den Fluß verloren, als wir plötzlich ein fürchterlich klagendes Geschrei hörten. Wir hielten augenblicklich, befanden uns aber in etwa 50 Schritt von einem Lager der Bonak-Indianer, von denen sogleich mehre auf uns zu kamen.

Dieß ist ein wilder, kriegerischer, kräftiger Stamm, der die Ufer des Saptin-Flusses zwischen der Mündung des Boisais und den blauen Gebirgen bewohnt. Die Bonaks führen mit den Blackfeet und Crows Krieg, dadurch ist ihre Anzahl aber auch sehr geschwächt worden. Sie sollen eine eigene Sprache reden und bösartig und falsch sein; durch Versprechungen bewogen wir sie jedoch uns nach dem Fort zu führen und fünf oder sechs von

ihnen bestiegen schnell ihre sattellosen Pferde und ritten voran.

Während dessen stiegen schreckliche Klagelaute aus den, im Dickicht liegenden Hütten empor und unsere Führer antworteten ihnen. Das einzige Wort, das ich verstehen konnte, klang wie „Yap" dieß wurde erst in leisem, klagendem Tone gesungen, dann lauter, höher und schneller, wie unter wachsendem Schmerz und Gram und sank dann wieder zu dem ersten, stillen Klagelaut zurück.

Die Schwänze und Mähnen ihrer Pferde waren dabei auf eine, keineswegs hübsche Art beschnitten, und die Indianer weinten und stießen in kurzen Zwischenräumen laute Klagen aus. Später hörte ich daß der Stamm mehre Todte beweine und daß diese sowohl, als andere westliche Stämme als Zeichen ihrer Trauer, die Haare der Mähnen und Schwänze ihrer Pferde, abschnitten, die Thiere der Gestorbenen tödteten, all ihre Sachen um die Begräbnißplätze derselben aufhäuften und mehre Tage lang jammerten und klagten. Das Lager lag 8 Meilen vom Fort und es schlossen sich noch unterwegs andere unserem Zuge an, die in der Klage mit einstimmten; wir bekamen aber das Geheule zuletzt herzlich satt.

Endlich erreichten wir das Fort, und Mr. Payette, ein französischer Canadienser empfing uns freundlich und bewirthete uns gastfrei.

Fort Boiſais wurde im Jahr 1832 von der Hudſon Bay-Compagnie als Oppoſition zu Wyeths damals erbautem amerikaniſchen Fort errichtet und liegt an dem öſtlichen Ufer des Saptin. Es beſteht aus einem Parallelogram, iſt ungefähr 100 Fuß breit, eben ſo lang und von 15 Fuß hohen Palliſaden umgeben. Das Hauptgebäude, aus Stämmen aufgeführt, enthält einen großen Eßſaal und eine Schlafkammer und Küche, gerade gegenüber liegt das Waarenhaus, an der ſüdlichen Seite iſt die Wohnung der Diener und an der nordöſtlichen Ecke, die Baſtion.

Am 16. nahmen wir erſt wieder von unſerem freundlichen Wirth einen herzlichen Abſchied und zogen an der weſtlichen Seite des Fluſſes hinunter. Der Boden beſtand aus Sand und Thon, zu ziemlich gleichen Theilen vermiſcht, und könnte fruchtbar ſein, wenn dieß nicht das gänzliche Ausbleiben von Thau und Regen verhinderte. Die Vegetation beſchränkt ſich faſt ganz auf Büſchelgras und wilden Wermuth.

Aus dem ſüdlichen Ufer dieſes Fluſſes ſprangen mehre, außerordentlich heiße Quellen hervor, deren Waſſer ſtark nach Schwefel ſchmeckte.

Am 18. wurden die Hügel höher und felſiger, beſonders waren die im Weſten und Nordweſten mit Fichten und Cedern bewachſen, die jedoch, auf den wir uns befan-

den, trugen Nichts als trockenes Büschelgras. Manches liebliche Thal liegt in diesen Hochlanden und schwarze Birken und Espen, Rosen und Weidenbüsche wuchsen an den Ufern der Bäche.

Am 20. und 21. wanderten wir durch schönes fruchtbares und hügeliches Land, in dessen Thälern alle Arten von Gebirgsblumen grünten und blühten. Ueberhaupt zeigte sich der Boden jetzt besser als früher; doch mußten wir noch einige Male fürchterlich steile Abhänge hinauf und herunterklettern.

Am 22. September kamen wir Nachmittags zu dem Lager eines Skyuse-Indianers, der eben von einer glücklichen Büffeljagd zurückkehrte und dessen Pferde mit getrockneten Fleisch und Fellen beladen waren.

Da ich erfuhr, daß er nach Dr. Whitmanns Missions-Gebäuden wolle, wo ein großer Theil seines Volkes Zelte aufgeschlagen hatte, um dort zu überwintern, beschloß ich unseren Zug zu verlassen und mit ihm zu gehen; Carbo zog also mit den Uebrigen dem Fort Wallawalla zu.

Crikie (armer Kranich), der Name meines neuen Reisegefährten schien ein sehr guter Mann und that Alles, was in seinen Kräften stand um mir gefällig zu sein, wir waren daher bald gerüstet.

Unser Cours lag N.-O. über steile Hügel, zwischen denen freundliche Bäche hindurch murmelten. Der Boden bestand aus Kies, Lehm, Sand und Thon und war mit Büschelgras bewachsen.

Am 23. endlich, kamen wir gegen Mittag in die Nähe der Missionsgebäude und ein kurzer Ritt brachte uns an die Dickichte, welche die Gebäude umgaben.

Die Flächen, um diese herum, waren braun und trocken und alle Vegetation schien abgestorben, Bäume ausgenommen, die mit ihren tiefgehenden Wurzeln von den Wassern des Stromes ihre Nahrung einsogen.

Wir gingen über den Fluß, am Lager der Indianer dicht vorüber, und befanden uns vor Dr. Whitmanns Thor.

Er sowohl, wie zwei dort bei ihm arbeitende Amerikaner empfingen mich sehr freundlich; er wunderte sich aber nicht wenig, mich so allein von den Staaten herkommen zu sehen und ging mit mir in sein Haus, mich seiner liebenswürdigen Gemahlin vorzustellen.

Den Nachmittag brachte ich übrigens größtentheils damit zu, mich von den ausgestandenen Strapatzen zu erholen, doch wanderte ich gegen Abend hinaus ins Freie, mir die Plantage und Ebene von Wallawalla etwas näher zu betrachten.

Das alte Missions-Gebäude steht am nordöstlichen Ufer des Flusses, in einer Umzäunung die etwa 250 Acker einschließt, von denen 200 bebaut werden.

Der Boden besteht aus einer dünnen Schicht von, mit Sand vermischten Thon und nicht besonders tiefer Ackererde; die untere Lage ist grober Kies. Durch diesen Kies nun, dringt das Wasser aus dem Wallawalla zu den Wurzeln der Gewächse. Die Produkte sind: Waizen, Mais, Zwiebeln, Rüben und Wasser- und Netz-Melonen, süße Kürbisse, Spargel, Tomatos, Gurken, Bohnen ꝛc. Dieß gedeiht Alles in vollkommen guter Qualität und Quantität.

Der Wallawalla ist ein schöner Fluß und sein Bett besteht aus hartem Sand und Kies, das Wasser ist stets klar und kühl.

Es sollen übrigens, auf dem ganzen, dieß Fort umgebenden Landstrich, kaum 2000 Acker urbar zu machenden Landes liegen und das gänzliche Ausbleiben des Regens und Thaues, gerade in der, für den Ackerbau nothwendigsten Zeit, möchte ein vollgültiger Grund für diese Behauptung sein, da das Land noch dazu größtentheils zu hoch liegt, um durch den Fluß bewässert werden zu können.

Den Abend verplauderten wir auf eine höchst angenehme Art bei einer Tasse Thee und unterhielten uns

theils von den alten, theils von den neuen Ansiedelungen, auf dieser Seite der Berge und von den Gefahren und Mühseligkeiten, die hier, wie überall, den Anfänger stets erwarteten. Der Doktor theilte mir am andern Morgen noch mehr über den dortigen Boden mit, was ich theilweise schon erwähnt habe, daß die Erde nämlich durch den Kies, das Wasser zu sich heraufzöge, „denn" sagte er, „dort, wo sich die Kieslage zu hoch aus dem Wasser erhebt, so daß dieses sie nicht mehr erreichen kann, ist Alles verdorrt." Er führte mich auch in seinen Garten, in welchem recht schöne Aepfelbäume gediehen, wie zu seinem neuen Haus, von dem die äußeren Wände schon seit einem Jahr errichtet waren, und in welchem die beiden anderen Amerikaner jetzt den Fußboden legten und die Thüren anfertigten.

Die Breter die sie hierzu benutzten, waren ausgezeichnet, und von Dr. Whitmann selbst, in den etwa 15 Meilen entfernten, blauen Gebirgen, geschnitten. Auch einen Anfang zur Rindvieh- und Schweinezucht hatte er gemacht.

Zuletzt gingen wir noch auf die andere Seite des Flusses, in die Mehlmühle. Die Einrichtung derselben, schien der einer Kaffeemühle sehr ähnlich, natürlich im Großen, und das Ganze war ein, durch ein Wasserrad getriebenes, wahnsinnig genug aussehendes Ding, doch

sagte mir der Doktor, er sei sehr zufrieden damit, und könne, mit Hülfe eines Indianers in einem Tage soviel mahlen, als er mit seiner ganzen Familie in einer Woche brauchte, was auf jeden Fall leichter ging, als es in einem hölzernen Mörser zu stoßen.

Am Nachmittag versammelte Dr. Whitmann und seine Frau die Indianer, um sie im Lesen zu unterrichten, und es war ganz interessant, diese vermischten Schüler, Kinder und Erwachsene so emsig mit dem Erlernen der einzelnen Buchstaben beschäftigt zu sehen.

Dieß ist der Hauptstamm des Oregon-Gebietes und übte früher eine unumschränkte Gerichtsbarkeit bis an die Mündung des Columbia, wie an den nördlichen und südlichen Armen dieses Flusses aus; seine Häuptlinge aber ausgezeichnete und talentvolle Krieger, starben, und unter dem jetzigen Oberherrn schwand die Ehrfurcht, die man ihm sonst erwiesen hatte.

Die Skyuse sind auch ein handeltreibender Stamm und kamen vor Errichtung des Forts, oft mit den östlicher wohnenden Indianern zusammen. Jetzt geht nur noch ein Theil von ihnen im Winter zu den Chenooks an den „Dalles" um von ihnen Lachse einzuhandeln und über diesen elenden, nichtswürdigen Stamm Gerichtssitzung zu halten, ihren Vergehungen auf die Spur zu kommen und die Strafbaren zu peitschen.

Die Wallawallas treiben den Fischfang am bedeutendsten, wohnen an beiden Seiten des Columbia, von den blauen Gebirgen bis zu den Dalles und leben fast ganz vom Lachsfang, da sie von ihren Oberen, den Skyuse, mit Pferden versorgt werden, in denen dieser Reichthum besteht. Ein Skyuse, der nur 15—20 sein eigen nennt, wird für arm gehalten.

Einer des Stammes, soll allein über 2000 Stück besitzen — alle wild, die ausgenommen, deren er zu seinem eigenen Gebrauch oder zum Verkauf bedurfte.

Am 27. Morgens, kam Mr. Ermetinger, der Haupt-Buchhalter des Fort Hall, von Fort Wallawalla hier an, und mit ihm, mein alter Kamerad Blair. Dem armen, alten Mann war es einsam und unheimlich geworden und es freute mich herzlich für ihn, auf meine Empfehlung bei Hrn. Dr. Whitmann Arbeit auswirken zu können, da dieser gerade Jemanden brauchte für ihn am Clearwater, eine Mühle zu bauen und sogleich einen Kontrakt mit ihm abschloß.

Blair war glücklich und ich wünsche ihm von Herzen, daß er es stets sein möge.

Den Tag über wohnte ich wieder einer Schule bei und ging dann gegen Abend mit dem Doktor nach den indianischen Hütten.

In einer von ihnen ſahen wir eine junge Frau, die ſich einbildete, daß der Geiſt eines Beſchwörers in ihre Seele übergegangen ſei und ihr Leben jetzt dahin ſchwinden mache. Sie nahm ihre Zuflucht zu den gewöhnlichen Hilfsmitteln der Indianer, zum Geſang wilder Lieder und lautem Weinen.

Dieſer Stamm glaubt, wie alle Andern weſtlich von den Gebirgen, an Hexerei und hat Taſchenſpieler und Feuereſſer. Sie ſollen auch rauhe Stöcke in der Kehle hinunter und heraufſtoßen, bis das Blut ſtrömt, um auf dem Marſch einen langen Athem zu bekommen; übrigens drücken ſie den Kindern die Köpfe flach und durchbohren die Naſe, in der ſie dann verſchiedene Zierrathen, ſehr häufig einen Wolfszahn tragen.

Die Skyuſe haben zwei verſchiedene Sprachen; die eine reden ſie im gewöhnlichen Leben, die andere bei beſonderen feierlichen Gelegenheiten; beide ſollen ausdrucksvoll und beſchreibend ſein.

Sie reden auch die Sprache der Nez Pereées und Wallawalla's.

Am 28. ging Mr. Ermitinger nach Fort Hall und Blair nach Clearwater.

Früh Morgens brachten die Indianer viele ihrer Pferde, ſie im Laufen zu üben; ſie haben eine herrliche Pferdezucht und theilweiſe bedeutend beſſere Thiere als in

den Staaten. Einige von ihnen waren höchst sonderbar gezeichnet, als: ein Rothschimmel mit dunkelbraunen Ohren und weißer Mähne und weißem Schwanz; andere wieder am Körper weiß gesprenkelt, während Schwanz und Ohren mit schwarzen Flecken besäet waren ꝛc.

Wenn ein Indianer aus seinem wild umherlaufenden Eigenthum, die Zahl seiner abgerichteten Thiere vermehren will, so besteigt er ein schnelles Pferd und sprengt, mit dem Lasso in der Hand, unter sie, wirft diesen dem Auserwählten um den Hals und würgt es, bis es niederstürzt. Nun bindet er ihm schnell die Hinter- wie die Vorderfüße zusammen und läßt es liegen. Sobald das Thier wieder zu sich kommt, arbeitet es vergebens sich zu befreien; jetzt aber werden ihm Bären und Wolfsfelle nach dem Kopf geworfen, um seine Furcht zu vergrößern, seine Anstrengungen zu vermehren und erst dann, wenn es, völlig ermattet, ruhig liegen bleibt, wird es losgebunden und kann nun an einem langen Seil, indem man es mit erneuerten Würfen von Fellen begrüßt, springen und bäumen. Nach diesen Operationen darf man sich ihm fast stets nähern und es streicheln, ist es aber doch noch zu wild oder furchtsam, dann werden die Felle noch einmal an ihm versucht.

Darauf lehren sie es, erst den Sattel und später den Reiter tragen.

Bei allen diesen Uebungen wird es, sobald es sich seinem Lehrmeister nähert, freundlich behandelt, aber gepeitscht, wenn es am Seile zerrt.

Auf diese einfache Art verwandeln sie ihre wildesten Hengste in die herrlichsten Reitpferde.

Dieß war ein Sonnabend, und um 10 Uhr am nächsten Morgen versammelten sich die Skyuse zum Gottesdienst, der nach presbyterianischer Form gehalten wurde.

Dr. Whitmann, wie die anderen presbyterianischen Missionaire, lehren allen diesen Indianern die Sprache der Nez-Percées, nach gramatikalischen Regeln, um sie leichter unterrichten zu können; doch ich sollte, meines Theils glauben, zweckmäßiger wäre es, ihnen gleich das Englische zu lehren, da sie dann doch später, wenn sie einmal dieser Sprache mächtig wären, sich an der Quelle befänden, aus der sie alles nöthige Wissen zu schöpfen vermöchten.

Die Missionaire unterrichten sie übrigens auch im Ackerbau und anderen nützlichen Künsten, um nicht allein ihre geistigen, sondern auch ihre leiblichen Verhältnisse zu verbessern.

Am 29. machte ich mit Crickie einen Akkord, mich nach den Dalles zu bringen, und von Madame Whitmann mit Brod, Maismehl und anderen Eßwaaren versehn, trat ich aufs Neue meine Reise, nach dem untern Columbia, an.

Capitel VIII.

Das Land, welches ich am 30. durchritt, lag in wellenförmigen Flächen, trocken und unfruchtbar da; das Einzige, was es hervorbrachte, war Büschelgras und Wermuth. Wir lagerten an einem nördlichen Arme des Flusses Wallawalla und wurden am 1. October 10 Uhr freundlich im Fort gleiches Namens von Mr. Pambrun empfangen.

Mr. Pambrun, ein geborener Canadienser, ist ein auf halben Sold gesetzter englischer Officier, der in der Hudson Bay-Compagnie auf diesem Posten die Stelle eines Haupt-Buchhalters versieht.

Seine Frau ist eine Halb-Indianerin und er hat mehre höchst liebenswürdige Kinder.

Fort Wallawalla besteht aus von Planken aufgeführten Pallisaden, in deren innerem Raum sich eine Anzahl Häuser befindet, die theils zu Wohngebäuden, theils zu Waarenlägern und einer Schmiede bestimmt sind. In der nordöstlichen Ecke derselben ist eine mit Kanonen versehene Bastion, das Land aber, um das

Fort herum, trotz allen schönen Beschreibungen, die ich früher davon gehört hatte, eine Wüste und wird auch nie etwas Anderes werden.

Ungefähr 7 Meilen den Wallawalla hinauf, liegt ein kleines, 2—3 Acker großes mit Buschwerk eingezäuntes Feld, das eine geringe Qualität der Jankee-Kürbisse hervorbringt, wie noch ein anderer, etwa ¼ Acker großer Platz, auf dem alles das gedeiht, was man vom trockenen Sande erwarten kann; dieß aber ausgenommen, ist die ganze Gegend wirklich nur eine Wüste.

Daß der Gegend nicht Naturschönheit fehlt, ist gewiß, aber Fruchtbarkeit auf jeden Fall.

Ich blieb zwei Stunden bei dem freundlichen Mr. Pambrun, der mir aber, trotz unserer so neuen Bekanntschaft, Thee, Zucker und Brod in meinem Provisionssack steckte und nur bedauerte, daß unsere Unterhaltung auf so wenige Stunden statt so vielen Wochen beschränkt gewesen wäre.

Wir zogen jetzt an der Südseite des Columbia, nahe am Ufer desselben, hinab. Der Fluß ist dort etwa eine halbe Meile breit und hat eine starke Strömung, wie klares Wasser.

Die nördliche Uferbank konnte man fast einen Gebirgsrücken nennen, der sich 700—800 Fuß hoch ununterbrochen, schwarz, glänzend und von aller Vegetation

entblößt, am Ufer hinzieht; die südliche besteht aus Erdhügeln, die hie und da von 100—400 Fuß hohen Klippen unterbrochen und oft mit Basaltkegeln, manchmal hundert Fuß über die sie umgebenden Klippen hinausragend, bestreut sind.

Nur wenige Pferde bemerkten wir, die sich augenscheinliche Mühe gaben, das wenige, hier wachsende trockene Büschelgras zu vertilgen. Alles sah unnatürlich trocken, braun und wüst aus. Gegen Abend erklommen wir die Höhen, und hatten eine weite Aussicht auf die südlich vom Fluß liegende Gegend; es war eine baumlose Wüstenfläche, mit weiten, wellenförmigen Anschwellungen von Sand und Thon, zu dürr, um selbst den wilden Wermuth zu tragen. In dieser Richtung konnten wir auch keine Berge entdecken.

Die Wallawalla-Indianer brachten uns Treibholz und frischen Lachs, wofür sie sich „Rauch" — (Taback) ausbaten.

Am 2. öffneten sich die Klippen etwas mehr und der Basalt verschwand aus ihnen; der Boden war theilweise mit Büschelgras bedeckt und hie und da weideten Heerden indianischer Pferde; auch noch am 3. behielten wir eine Zeit lang die erdigen Bluffs an beiden Seiten des Flusses, bis sie Basaltschanzen wieder verdrängten.

Etwas Büſchelgras wuchs hier, zwiſchen wildem Wermuth, und Truthühner, Haſelhühner und eine Art großer Haſen (die ſich in den Vereinigten Staaten nicht finden) machten zuerſt ihre Erſcheinung, ebenſo ſchwammen viele Enten auf dem Strome.

Unſer Weg führte uns übrigens mehremale an den Rand ſteiler, ſchmaler Klippen, wo ein Fehltritt der Thiere uns hunderte von Fuß in den unten vorbeirauſchenden Strom geſchleudert haben würde; die Sicherheit der Skyuſe-Pferde ließ dies aber nicht befürchten und wir langten glücklich in unſerem Nachtlager an.

Als die Sonne unterging, ſangen die Bewohner des Wallawalla-Dorfes, an der anderen Seite des Fluſſes in ihrer Sprache eine Hymne, aber nach der Melodie eines katholiſchen Kirchengeſanges.

Am 4., um 8 Uhr, waren wir wieder marſchfertig und näherten uns bald darauf der Biegung des Stromes, wo er ſeine Richtung von Südweſt nach Nordweſt verändert.

An dieſer Stelle boten die, am ſüdlichen Ufer emporſtarrenden Klippen, eine herrliche Sammlung von Baſaltſäulen und am Ufer hin lagen, in allen möglichen Formen, zerſtreute Haufen von Lava, zwiſchen denen ziemlich viel Büſchelgras wuchs.

Sandhügel hoben sich am gegenüberliegenden Ufer bis zu 1000 Fuß über der Wasserfläche; Basalt zeigte sich in Zwischenräumen, aber weniger ausgebildet, bis wir am Nachmittag wieder zu einer Reihe von Säulen kamen, die sich etwa drei viertel Meilen den Fluß hinunter erstreckte.

Dieß waren die vollkommensten, die wir noch gesehn; sie starrten wie die Bastionen alter Burgen, Reihe über Reihe in die Höhe bis die letzte sich wie eine Krone, ein wenig über die hinter ihr liegenden Ebene erhob.

Früh am 5. erklomm ich eine der benachbarten Höhen, konnte aber Nichts erspähen als grasige, wellenförmige Flächen nach allen Richtungen an der Südseite des Flusses hin; weit im Nordosten erhob sich die eisige Kuppe des Washington-Berges, eine vollkommene Pyramide, mit ewigem Schnee bedeckt, und im Norden wurde die Aussicht durch höhere Gebirgsmassen als die, auf denen ich mich befand, begrenzt.

Höchst unangenehm fand ich mich jedoch überrascht, als ich zu meinem Lager zurückkehrte und meinen Führer erkrankt fand. Gezwungen, einen anderen zu nehmen, bezahlte ich ihn für die, mir geleisteten Dienste, überließ ihn der Sorgfalt seines Sohnes, dem ich hinlängliche Provisionen für vier Tage übermachte und setzte meinen Weg, den Fluß hinunter, fort.

Nach zweistündigem Reiten schlug die Musik des „tum, tum, orter", das indianisch Englische für thundering Waters, (donnernde Wasser) der Fälle, an mein Ohr.

Dies sind die einzigen senkrechten Wasserstürze des Columbia-Flusses, von da, wo sich der nördliche und südliche Arm vereinigt, bis hinunter zu dem Ocean; aber wahrlich, sie donnern auch.

Eine schwarze Felsmasse bildet das Bett des Flusses oberhalb der Fälle und steigt, ihre horizontale Lage beibehaltend, an dieser Stelle über die natürliche Wasserfläche des Stromes, wodurch sie eine jähe Tiefe von 60 Fuß Höhe bildet, die über dem unten hinbrausenden Fluß hängt.

Als ich dort vorbei kam, war der Columbia unglücklicher Weise sehr niedrig, dennoch sahen die Fälle großartig aus. Der Hauptstrom schoß nahe an der südlichen Uferbank vorbei und tobte dort, eingezwängt in das rauhe, enge Bett, wüthend dem Abgrund zu, wo er in weitem, ungeheuerem Bogen, als ob er sich scheue, den Sprung zu wagen, in eine kleine Höhle etwa 60 Fuß tief, mit einer Wuth und Stärke hineinstürzt, die die Erde ringsumher erzittern macht.

Das Geräusch war betäubend, erschütternd, und tausendfältig gab es das Echo aus den nackten Bergen zurück.

Näher zur andereu Seite brachen kleinere Waſſerſtrahlen aus den ſie beengenden Felſen, und dicht unter dem nördlichen Ufer, den Strom weiter hinab, donnerte ein anderer, dem erſten ähnlichen Sturz, in die Tiefe.

Auf den Theilen des felſigen Ufers, die früher von dem wilden Strom der ſich jetzt zahlreiche andere Kanäle gegraben hat, ausgewaſchen waren, ſtanden die Raſenhütten von etwa hundert andereu Wallawalla-Fiſchern. Sie fingen Lachſe und bedienten ſich hierzu theils einer Art Netze, theils ihrer Speere, die an den Enden Knochenſpitzen hatten.

Sie waren ſchmutzig und nackend.

Einige ſaßen am Feuer und verſchlangen geröſteten Lachs, Andere beſchmierten ſich mit dem Fett deſſelben; hier war ein Theil von ihnen beſchäftigt ihn zu trocknen und aufzubewahren, dort ſtand ein anderer und ſchwang die Netze durch die ſchäumende Fluth. Es war ein reges lebendiges Bild. Aber nicht gerathen ſchien es uns, ſehr lange zwiſchen dieſen Söhnen der Wildniß zu verweilen, die unſere Packte aufmerkſamer zu betrachten begannen, als mir gerade zweckmäßig und ſicher deuchte, wir verfolgten daher, in einem ſcharfen Trab, unſeren Weg. Zwar verſuchten einige von ihnen uns zu Fuß zu folgen und verlangten einen Tribut von „Rauch" für den Marſch durch ihr Gebiet, da wir aber keinen Taback

gerade bei der Hand hatten, trabten wir weiter, ohne uns viel um sie zu bekümmern, bis wir, um einen Basaltfels biegend, die kleine Fläche zu Gesicht bekamen, die an dem südwestlichen Ufer der „Dalles" liegt.

Die „Dalles" (ein Wort französischen Ursprungs, für „flache Steine") wird ein Theil des Flusses genannt, wo sich die Wasser auf ähnliche Art wie es beim Niagara im Werke ist, durch eine ungeheuere schwarze Felsmasse einen Canal gewaschen haben. Bei niederem Wasserstand genügt dieser alle Fluthen hindurch zu lassen; die jährlichen Ueberschwemmungen aber, steigen über die „flachen Steine" und verursachen Strudel, Fälle und Wirbel, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann.

Diese „Dalles" sind von den Hütten der Indianer bedeckt, der Chenooks, die sich ihre Köpfe flach drücken und den Nasenknorpel durchbohren, wie die Skynse, Wallawallas und Nez-Percées.

Am nordwestlichen Ufer sind Dickichte von kleinen Weißeichen und in den Hochlanden Fichten, Kiefern und andere immergrüne Waldungen, die das ganze Land, westlich von den Präsidentenbergen, bedecken.

Im Südwesten ist eine offene, mit grasigen Plätzen besprenkelte Fläche, die sich bis an das äußerste Ende des Horizonts erstreckt.

Im Norden ſtarren ſcharfe Gebirge, dünn mit immergrünen Bäumen bewachſen, empor, zwiſchen denen hindurch man in der Ferne die weit ſcheinenden Gipfel der Adamsquelle erblickt.

Im Nordoſten dehnen ſich in brauner Nacktheit ſchroffe Klippen und ſandige Wüſten hinaus.

Von dieſen Höhen ſahen wir auch das ſogenannte „Lee=Haus", das Miſſions=Gebäude der amerikaniſchen Methodiſten, unter der Leitung der Herren Lee und Perkins, das wir bald darauf erreichten.

Ich brachte eine Woche in der Miſſion der „Dalles" zu und ward vom vielen Lachseſſen ordentlich fett.

Die Gebäude der Miſſion beſtehen aus einem Wohn=, einem Bet= und Schulhaus, einer Werkſtätte, Ställen ꝛc. ꝛc., Rauch=Häuſern und das Innere der Wohnzimmer iſt mit zierlichen indianiſchen Binſenmatten verhangen.

In der Zeit meines dortigen Aufenthalts ſollte auch das Bethaus gebaut werden, die Art aber, wie dies geſchah, iſt wirklich merkwürdig.

Das Geſtell wurde in der gewöhnlichen Form aufgerichtet, ausgenommen, daß ſtatt der vier Hauptpfoſten, die gewöhnlich an den Ecken ſtehen und von denen, in beträchtlicher Entfernung wieder andere, kleinere, zur Unterſtützung der, an jeder Seite gehörigen Bindebalken,

eingetrieben sind, eilf an jeder Seite und sechse an jedem Ende zwischen den Eckpfosten festgerammelt waren und zwar alle von gleicher Länge und Stärke.

Zwischen diesen nun hatte man langgespaltene Scheite kreutzweise eingetrieben, auf welche, statt dem Belatten, Mörtel (von Sand, Lehm und Stroh gemacht) aufgelegt war, bis es mit der inneren und äußeren Fläche gleich kam.

So wenig schlechtes und stürmisches Wetter soll hier herrschen, daß diese Art zu bauen, für hinlänglich dauerhaft gehalten wurde.

Etwa eine Meile südlich von der Mission liegen 200 bis 300 Acker gutes Land, mit Eichen-Hainen umgeben und vorzüglichem Wasser versehen. An dieser Stelle beabsichtigen die Herren Lee und Perkins, unter der Leitung eines Landmanns aus den Vereinigten Staaten, eine Farm anzulegen.

Anderthalb Meilen nördlich ist ein anderer Landstrich von etwa 200 Ackern, der von mehren kleinen, aus den westlichen Gebirgen kommenden Flüssen, leicht bewässert werden kann; auch diesen Platz wollten sie urbar machen. Mühlen und Maschinen, die zu diesem Zwecke nöthig sind, sollen gebaut werden.

Die Eichelmast wird, wie man glaubt, etwa 1000 Stück Schweine von Mitte August bis Mitte April er-

halten können und die Produkte des fruchtbaren Bodens sind dann hinreichend sie zu mästen; auch Weidegrund für eine ansehnliche Zahl Pferde und Rindvieh ist vorhanden.

Fünf Acker Land die 1839 urbar gemacht wurden brachten, auf unbewässerten Boden, 25 Bushel Waizen, (ein Bushel guter Waizen wiegt circa 60 Pfd.) 75 Bushel Kartoffeln und eine Quantität andrer Gemüse hervor; die Eigenthümer glauben übrigens auf demselben Boden noch das Doppelte ziehen zu können.

Um die Mission herum, sind Massen bröcklicher Sandsteinfelsen von ganz besonderer Form. Ihre Höhe ist von 10—30, und ihr Durchmesser an der Basis von 3—10 Fuß, und im Ganzen ist ihre Form den der Obelisken ähnlich.

Diese fünfzehn oder zwanzig in Anzahl, wenn sie theils in Gruppen theils einzeln zwischen den Eichen und Fichten zerstreut stehen, geben der Landschaft einen eigenen, alterthümlichen Anstrich, und diese Täuschung wird noch durch einen anderen Felsen erhöht, dessen ungeheuere Steinmasse auf einem, verhältnißmäßig sehr geringen Fußgestell ruht und außerordentliche Aehnlichkeit mit der Form eines ägyptischen Sphynx hat. Die indianische Sage, diese Steine betreffend, ist die, daß sie in früheren Zeiten Männer gewesen, die gegen den großen

Geiſt geſündigt und zur Strafe dafür in Stein verwandelt worden wären.

An den Dalles iſt das obere Dorf der Chenooks, und fünf Meilen oberhalb, an den Fällen, das untere der Wallawallas, daher lernt Einer der Miſſionaire, Hr. Lee die Chenook- und Mr. Perkins die Wallawalla-Sprache, und an Sonntagen gehen ſie gewöhnlich, Jeder nach ſeinem eigenen Volk, um es in der chriſtlichen Religion zu unterrichten.

Die Chenooks drücken übrigens ihre Köpfe mehr ein und ſind uncultivirter, als irgend ein anderer Stamm am Columbia.

Am 14. Morgens, als ich mein Gepäck, zur Fortſetzung meiner Reiſe in Ordnung bringen wollte, fand ich zu meinem unausſprechlichen Verdruß, daß die Indianer gewußt hatten meinen Sattel zu dem kleinen Fenſter der Werkſtatt, in welcher meine Sachen lagen, zu ziehen, und Steigbügel, Steigbügelriemen, Gurt und Schwanzriemen davon abzuſchnallen; ebenſo hatten ſie meinen Zaum geſtohlen.

Der Verluſt von Sachen, die zu meinem Fortkommen ſo unbedingt nothwendig waren, und in dieſem Landſtrich gar nicht wieder erſetzt werden konnten, trieb mich zum Aeußerſten, und ich ging, bis an die Zähne bewaffnet, allein, in's indianiſche Lager; doch würde ich wohl

wenig mit den tückiſchen Dieben ausgerichtet haben, hätte ſich nicht Herr Lee in's Mittel gelegt und mir nach vielem Unterhandeln, wieder zu meinen Sachen verholfen.

Obgleich die Indianer arg erbittert waren, die ſchon ſicher geglaubte Beute wieder herausgeben zu müſſen, bekamen wir doch Ruderer von ihnen, die unſer Canoe zum Fluß trugen und uns dann auf dem Wege nach Willamette begleiteten.

Gar ſonderbare Tratitionen herrſchen unter dieſem Stamme; ſo z. B. glauben ſie, daß die menſchliche Exiſtenz nicht durch die Geſetze der Natur zerſtört, ja nie krank werden könne, ausgenommen durch die ſchädliche Einwirkung der Medicin-Männer oder Beſchwörer, die auf eine unſichtbare Art in das Syſtem der Menſchen übergehen und an den Lebensfäden zerren ſollen. Sie glauben auch daß ein Beſchwörer den Anderen vertreiben könne; wenn daher Einer von dieſen zu einem Patienten gerufen wird und nicht vermag deſſen Geſundheit wieder herzuſtellen, ſo halten ſie ihn für mitſchuldig und beſtrafen ihn demgemäß.

Ihre gewöhnliche Curmethode iſt, die Patienten in den Schwitzofen zu ſtecken und ſie dann, wenn ſie im furchtbarſten Schweiße liegen, in kaltes Waſſer zu tauchen, darauf werden ſie, in einige Decken warm eingewickelt, auf der Erde ausgeſtreckt und bedeutend durchgeknetet,

gerollt und gerieben. Unterdeſſen giebt der Beſchwö die ſonderbarſten Töne von ſich. Patienten mit fieb artigen Krankheiten werden, wie man ſich denken kan auf dieſe Art leicht hingeopfert.

Um jedoch ihren Einfluß auf das Volk nicht verlieren, ſo halten die Beſchwörer eines jeden Stamm (Männer oder Frauen) cabbaliſtiſche Tänze unter eina der und verſammeln ſich zu beſtimmten Abenden in eine Wigwam, in deſſen Mitte ſie ein großes Feuer anzünde Elkfelle auf den Boden breiten und ein breites Cederbr aufrecht in der Erde feſtgraben. Unfern von dieſem wi dann ein Stock in horizontaler Lage aufgehangen und Ein von ihnen erfaßt das Ende deſſelben und ſchwingt es i abgemeſſenen Zwiſchenräumen gegen das Bret, dadur gewiſſermaßen den Takt zu einem fürchterlichen Geſan ſchlagend.

Manchmal wird der Tanz von einem Mann allei begonnen, oft aber von Mann und Frau, welche ihre Körper ſo lange es dauert, oft auf höchſt ſonderba Art verdrehen.

Sie ſpringen in die Höhe, werfen, je ſtärker da Singen und Taktſchlagen wird, ihre Arme immer tolle herum, ſchreien, daß ihnen der Schaum vor den Mund tritt und gebehrden ſich vollkommen wie Wahnſinnige bis der Muſicirende, mit dem Worte „ugh" einem tiefe

aumenlaut, aufhört oder einige der Tänzer, scheinbar
ot, niederstürzen. Ist dieß der Fall, so tritt Einer
vor, geht um den zusammengebrochenen Körper herum
id ruft ihm seinen Namen laut in jedes Ohr, in die
ase und in die Fingerspitzen und Zehen. Nach dieser
remonie zuckt der vermeintliche Todte einige Male zusam-
en und wird wieder lebendig.

Auf solche Art singen, springen und sterben sie, und
erden wieder lebendig, bis der Morgen anbricht.

Die Cheenooks, wie alle anderen Indianer, glauben
i eine Existenz nach dem Tode, wie sie sich aber diese
nken, konnte ich nie erfahren. Die Beschwörer lehren
e, daß es selber in ihrer Macht stehn wird ihren Stamm
i besuchen, nachdem der Körper schon zu Staub zerfallen
t und daß sie ihre Gestalt dann wählen können. Einige
ehmen einen Hirsch, andere ein Pferd, wieder andere
uen Elk ꝛc. und wenn sie sterben wird das Bild des
berstedelten Körpers über ihren Leichnamen aufgerichtet.

Wir glitten leise und pfeilschnell in der leichten Barke
n tiefen und klaren Columbia hinunter und staunten
e kühn aufsteigenden, bergigen Uferbänke an, die mit
ren dunkelen, grünen Fichten und Kieferwaldungen einen
genen Eindruck auf den Beschauer machten; doch unsere
ufmerksamkeit ward hiervon abgewandt, als wir an die
„Insel der Gräber" kamen, auf die mich Mr. Lee aufmerk-

ſam machte und wo die Dächer der aus Cedernholz errichteten Häuſer oder Begräbnißplätze über die Sandhügel und Felſen, zwiſchen denen ſie ſtanden, hinausragten. Wir landeten unſer Canoe an der weſtlichen Seite und kletterten einen, wohl 200 Fuß hohen Abhang, aus ſchwarzen, glänzenden Felsmaſſen beſtehend, hinauf, und uns dann etwa 150 Schritt zwiſchen Sandwehen durchwindend, kamen wir zur Inſel der Gräber.

Dieſe beſtanden aus, von Cedernholz verfertigten Breter-Hütten, die unten 10—12 Fuß im Quadrat haben mochten, 8—10 Fuß hoch waren und auf denen, und um ſie herum, das frühere Eigenthum der Todten aufgeſchichtet lag; im Inneren befanden ſich die Leichname, in Häute eingeſchlagen, Alle die Köpfe nach Oſten gelegt.

Unterhalb der noch unverweſten Körper lagen Unmaſſen von Knochen; drei oder vier Gräber waren ganz zerfallen und die Knochen und Gebeine umhergeſtreut. Die Schädel waren alle flach gedrückt und ich hob einen von ihnen in der Abſicht auf, ihn mit mir nach den Vereinigten Staaten zu nehmen, Mr. Lee verſicherte mir aber, daß die außerordentliche Ehrfurcht, welche die Lebenden vor den Todten haben, den Verſuch ſehr gefährlich machen würde und ich legte, obgleich ungern, den Kopf auf ſeinen alten Ruheplatz zurück.

Wir stiegen wieder in unseren Kahn hinab und landeten später, unser Abendessen einzunehmen, an der nördlichen Seite. Die Breite des Flusses hatte sich bis auf eine und anderthalb Meilen ausgedehnt, dabei wurde die Strömung langsamer, doch war das Wasser klar, kühl und sehr tief.

Verschiedene Arten von Enten und Tauchern schwammen auf seiner Oberfläche und der haarige Seehund ward sehr häufig sichtbar. Die Gebirge hoben sich schroff an beiden Ufern, zu einer Höhe von 500 zu 2000 Fuß, mit immer grünen Bäumen bedeckt; einige kleine Eichen wuchsen in den Schluchten, nahe zum Wasser; zwischen diesen waren indianische Wigwams aus gespaltenen, rothen Cederbretern gebaut, aufgerichtet. Einige derselben betrat ich, fand sie aber fürchterlich schmutzig und voll Ungeziefer. Nicht ein einziger Acker urbaren Landes war am Ufer zu sehen und die Indianer leben hier einzig und allein von den Fischen und Früchten der Weißeiche.

Die Fische trocknen sie, stoßen sie zu Pulver, vermischen dieses dann mit dem vorher herausgelassenen Fett und packen es in lederne Säcke; obgleich nicht gesalzen, hält es sich doch bis zum nächsten Frühjahr gut und genießbar.

Den Eicheln sollen sie dadurch den bitteren Geschmack benehmen, daß sie dieselben in den Sand verscharren und mit Wasser begießen.

Nach dem Abendessen glitten wir bei Mondenlicht auf der dunkelen Stromfläche weiter; es war eine schauerlich, wilde aber doch schöne Scenerie, zwischen den finsteren Schluchten des Columbia.

Am 16. anderen Morgens, überzog sich der Himmel und dann und wann fielen kleine Regenschauer; obgleich aber das Wetter kühl und der Regen keineswegs angenehm war, gewährte es mir doch unendliches Vergnügen, die klaren Tropfen um mich her niederfallen zu sehen, da es die ersten wieder waren, die ich, seit wir Bayou Salade verlassen, zu sehen bekam.

Aber horch! jenes Rauschen und Brausen! — die pfeilschnelle Strömung, das geräuschvolle Brechen der Wasser an jenem Felsen, der ganze Fluß versinkt vor uns und verschwindet. Die Indianer tauchen ihre Ruder schnell und tief, das leichte Boot schießt zwischen einer Inselkette nach dem nördlichen Ufer, gleitet blitzesschnell durch einen schmalen Canal, an einigen, aus Cederbretern errichteten Wigwams vorbei, umfliegt die untere Insel und siehe da — dort sind die Fälle; eine ungeheuere Felsenrinne, durch welche der große Strom des Westens daherrauscht.

Unſer Gepäck wurde gelandet, die Indianer trugen das Canoe um die Waſſerſtürze herum, den Abhang hinab und wir haben jetzt Zeit die unteren Fälle des Columbia und ihre Umgebung, etwas näher zu betrachten.

Der Trageplatz iſt ungefähr anderthalb Meilen lang und von dieſem aus hatte ich eine vollkommene Ueberſicht des ganzen Falles. Das Bett des Fluſſes iſt hier ein ungeheuerer Trog von weißen Felsmaſſen, 60—80 Fuß tief, und am oberen Rande etwa 600 Schritt breit; er mag dabei etwa eine Meile lang ſein und das Waſſer in ihm fällt in dieſer Entfernung 130 Fuß; in den Stromſchnellen aber, die überhalb und unterhalb der Fälle liegen, 20 Fuß, ſo daß der ganze Fall wohl an 150 Fuß beträgt.

Die Waſſermaſſe die ſich hier hindurch ſtürzt, iſt unberechenbar, denn während die Schnelligkeit des Stromes ſo groß iſt, daß das Auge kaum den, darauf hinſchießenden Gegenſtänden zu folgen vermag, ſteigt doch die ungeheuere Fluth, ſelbſt bei dem niedrigſten Flußſtand, und biegt ſich wie ein See geſchmolzenen Glaſes über ein Bett von gewaltigen Felsmaſſen, ohne auch nur die Oberfläche, am Ufer ausgenommen, zu kräuſeln. —

Wenn im Juni die Waſſer 700 Meilen her, aus den Felſengebirgen herunterkommen, müſſen dieſe Fälle

ein Schauspiel bieten, dem nur der Niagara verglichen werden kann.

Dieß ist der Durchgang des Stromes durch die Präsidenten Berge, und die Gebirge an beiden Seiten desselben sind ihres ausgezeichneten Namens würdig.

Das Canoe wurde an der unteren Seite des Trages wieder ins Wasser gelassen, unsere Provisionen in ihre gehörigen Plätze weggepackt und wir warfen eben einen Abschiedsblick auf die rauschende Fluth, als ein Bekannter des Mr. Lee, ein Dr. Mc=Laughlin, eben erst von London mit Depeschen für die Hudson Bay=Compagnie, ans Ufer trat und uns begrüßte.

Wir unterhielten uns etwa 10 Minuten mit ihm und erhielten eine freundliche Einladung ihn in seinem Fort zu besuchen, befahlen dann unser beladenes Boot der Obhut der Indianer, es über die unteren Stromschnellen zu führen und kletterten etwa 200 Fuß zwischen kleinen Kiefern, Fichten und Tannen in die Höhe, um das flache Land zu erreichen.

Der Boden lag mit Stücken von versteinerten Bäumen, von einigen Zoll bis zwei Fuß im Durchmesser, überstreut, und Felsen, (Quartz und Granit) mischten sich mit anderen, mehr oder weniger von Vulkanen abstammenden Gestein.

Die Strömung war dort, wo wir uns wieder dem Fahrzeug anvertrauten, sehr stark, und pfeilschnell schossen wir den Strom hinab; das Firmament erglühte im Schein einer milden Oktobersonne klar und durchsichtig, und wahrhaft herrlich umlagerten uns die gewaltigen Bergwände; dünne Nebelstreifen hingen noch an den dunkelen Klippen der Gebirge des südlichen Ufers und zahlreiche Wasserfälle schossen aus den höchsten Gipfeln, stürzten von Absatz zu Absatz und brausten zuletzt durch lange Strecken, wild durcheinander geworfener Felsmassen, in's Thal. Die Klippen selber, waren sehr pittoresk, mehrere von ihnen Basalt.

Ein wundervoller Wasserfall entzückte mich besonders; der kleine Strom entsprang, wie es schien, auf dem höchsten Gipfel des Gebirges und schlüpfte, nachdem er eine Strecke lang in dunkelen Spalten hingeglitten, in's Freie, wo er plötzlich vom Rande eines Abgrunds in ein Dickicht von immergrünen Bäumen, die am Fuße des Berges standen, hineinstürzte. Die Tiefe seines senkrechten Falles mochte 600 Fuß betragen und ein Theil des Wassers löste sich in Schaum und Nebel auf, ehe es den Boden erreichte, ein großer Theil aber sandte aus der Ebene sein lautes, schrilles Echo in die Höhen zurück.

An der Nordseite des Flusses waren die Gebirge nicht so abschüssig und mit dichten Waldungen hochstäm-

miger Fichten, Cedern und Kiefern bewachsen. Das Thalland des Flusses war abwechselnd Prairie und Holzland; die erstern mit dichtem wilden Gras, trocken und braun, das letztere mit Fichten, Baumwollenholz, schwarzen Aeschen und verschiedenen Arten von Gebüschen, bewachsen.

Zehn oder zwölf Meilen unterhalb des Falles stiegen wir, einer gewaltigen Sandbank wegen, um welche unsere Indianer herumruderten, aus, und schnitten gerade durch die Biegung, die hier der Strom machte. Zwischen den Kieseln am Strand hin, bemerkte ich mehrere herrliche Exemplare von Achat. Der Boden des flachen Landes war gute Ackererde, etwa 18 Zoll bis zwei Fuß tief, die auf einer Lage von Sand und Kies ruhte und augenscheinlich von dem jährlichen Steigen des Stromes angeschwemmt wurde.

Zwei unserer Begleiter hatten einen Hirsch aufgejagt und vergebens harrten wir stundenlang auf ihre Rückkehr; um uns dabei noch mehr zu ärgern, jagten schäumend die drei Barken des Dr. Mc-Laughlin, sich unter ihren indianischen Deckensegeln neigend, vorüber, und ich war empört eines erbärmlichen Hirsches wegen, den Anblick des Columbia-Flusses, von da bis zum Fort zu versäumen, da sich schon tiefe Dämmerung auf die Thä-

ler legte und wir noch 20 Meilen zu machen hatten; endlich kamen sie und gegen ein Geschenk von „Rauch" (Tabak) versprachen die Indianer uns dennoch bis 11 Uhr an den Ort unserer Bestimmung abzuliefern.

Zwar überraschte uns, als wir, in unsere Decken, bei dem monotonen Geräusch der Ruder, eingeschlafen waren, ein Hagelwetter und war keineswegs geeignet die Reise dadurch angenehmer zu machen, doch strengten die Indianer, durch das versprochene Geschenk gereitzt, ihre Kräfte auf das Aeußerste an und arbeiteten, zwei und zwei zusammen knieend und sich an den Rudern hebend, mit unermüdlichem Eifer.

Nicht lange nach der bedungenen Zeit landeten wir am Ort unserer Bestimmung, und wenige Schritte unterhalb, schwamm ein Schiff und eine Schaluppe, die man jedoch kaum durch den Nebel erkennen konnte.

Am Ufer hob sich ein Damm oder eine Art Brustwehr, an welcher dunkele Gestalten von Indianern leise und behutsam hinschlichen, in der Entfernung aber hörten wir die süßen Klänge der Heimath — unsere Muttersprache.

Schnell sprangen wir an's Land und erreichten, durch einen schmalen, an beiden Seiten eingefenzten und von urbargemachten Feldern begrenzten Weg das etwa

eine viertel Meile vom Strom entfernte Fort Vancouver das langersehnte Ziel meiner Wanderungen und bald vergaß ich, von den Officieren des Forts auf das gastfreundlichste und liebreichste aufgenommen, die ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren.

Capitel IX.

Um nun aber einen Theil des Landes selbst, kennen zu lernen, verließ ich am 21. das Fort wieder und fuhr den Columbia 5 Meilen nach der Wappatoo-Insel hinunter. Diese große und niedere Strecke Landes ist im S.W.—S. und S.O. von der Mündung des Willamette und im Norden vom Columbia-Flusse begrenzt; die Seite zunächst dem letzteren, ist etwa 15 Meilen lang, die anderen beiden, die eine 7, die andere 12 Meilen. Die Insel bekam ihren Namen von einer eßbaren Wurzel, Wapatoo genannt, welche dort in Unmasse wächst. Das Land ist durchgängig flach und im Mittelpunkt von kleinen Seen und Sümpfen gefüllt, in denen das Wasser mit dem Fluß steigt und fällt. Fast die ganze Oberfläche derselben wird im Juni, wenn die Wasser aus den Gebirgen kommen, überschwemmt. Sie ist mit gewaltigen Baumwollenholz-Bäumen, Ulmen, Weißeichen, schwarzen Aeschen, Holunder und einer großen Art Lorbeer und anderen Büschen bedeckt.

Die Hudſon-Compagnie ſetzte dort vor einigen Jahren mehrere Schweine aus, die ganz ausſchließlich von Eicheln und Wurzeln ꝛc. gelebt und ſich zu mehreren Hunderten vermehrt haben.

Ich fand den Willamette für die gewöhnlichen Dampfboote, wenigſtens eine kurze Strecke aufwärts, tief genug, etwa zwanzig Meilen aber, unterhalb der Fälle, ſind Stromſchnellen, in denen das Waſſer zu ſeicht wurde unſer Canoe zu tragen.

Das Thal des Willamette iſt wohl der einzige Platz in Oregon, aus welchem jemals Getraide, von nur einiger Bedeutung, ausgeführt werden kann und bis zu dieſem Waſſerfall würde es in allen Jahreszeiten ſowohl Schaluppen als Schooners möglich ſein, heraufzukommen.

Die Hudſon Bai-Compagnie, die Wichtigkeit dieſes Ortes wohl einſehend, hat einen Weg ausſchlagen laſſen und Bauholz dorthin geſchafft, auch ein kleines Blockhaus gebaut, in dem Einer ihrer Leute wohnt, ganz wie es ſcheint in der Abſicht, dort Mehl- und Sägemühlen zu errichten, für welche es keinen beſſeren Platz geben könnte.

Die Fälle des Willamette werden durch eine Reihe ſchwarzer Felſen gebildet, die ſich quer über den Fluß ziehn. Der Strom ſelbſt war, als ich an demſelben vorbei kam, ſehr niedrig und das ganze Waſſer ſtürzte in drei Strahlen hinab.

Das Canoe mußte, wie früher am Columbia-Fall, so auch hier, um die Fälle herumgetragen werden, über denen die Gebirge, gleich unmittelbar vom Rande des Wassers, mit herrlichen Fichtenwaldungen bekleidet in die Höhe steigen, fünfzehn Meilen weiter aber machen ihre grünen Berge am westlichen Ufer niederen, wellenförmigen, mit Gras und Bäumen bedecktem Lande Platz; an der östlichen Seite wechseln Prairieen, mit holzbewachsenen Flächen.

Es war dunkel, als wir das niedere Land, den Strom hinauf rudernd, erreichten, und plötzlich am westlichen Ufer desselben ein Feuer erblickten. Meine Indianer riefen: „Boston! Boston!“ (ihr gewöhnlicher Ausdruck für weiße Amerikaner) und steuerten das Canoe zum Ufer, um mir Gelegenheit zu geben, mich mit meinem Landsmann zu unterhalten.

Er saß in dem feinen, herabfallenden Regen, bei einem ungeheueren Feuer; ein kräftiger, sechs Schuh hoher Jäger von Kentucky. Nach langen Diensten bei der amerikanischen Pelzcompagnie, in den Felsengebirgen, war er mit seiner indianischen Frau und seinem Kind hierher an den Willamette gezogen, hatte sich einen Platz ausgesucht und ein Improvement (der Anfang einer Ansiedlung) gemacht, dann dasselbe nach der gewöhnlichen

amerikaniſchen Art wieder verkauft, und eben ein anderes angefangen.

Er bedauerte, mir kein Dach in der unangenehmen Nacht anbieten zu können, ſteuerte aber mein Canoe über den Strom zu einem anderen Amerikaner, deſſen Namen Johnſon war, und der uns freundlich empfing. Dieſer hatte ein behauenes Blockhaus von etwa 20 Fuß im Quadrat, ein Lehm-Camin und ein Meublement, das aus einem Stuhl, ein paar hölzernen Bänken und einer roh gearbeiteten, mit Matten bedeckten Bettſtelle beſtand.

An Hausrath beſaß er verſchiedene eiſerne Keſſel, irdene Teller, Meſſer, Gabeln, Blechbecher, eine indianiſche Frau und zwei bronzefarbige Jungen. Sehr angenehm verbrachte ich den Abend in ſeiner Geſellſchaft, brach aber früh am andern Morgen auf, um nach der Biſchöflich-Methodiſtiſchen Miſſion, zwölf Meilen weiter hinauf zu gelangen, vorher aber mußte ich erſt noch ſein kleines Gebiet anſehn, wo mich der Anblick ordentlich eingefenzter Felder, vieler Acker von Waizen und Haferſtoppeln, Kartoffelfeldern, Gartengewächſen und einer vollen Scheune für den Aufenthalt belohnte.

Dicht neben Hrn. Johnſons Farm liegen vier andere, auf welchen allen von 50—100 Acker Land cul-

tivirt waren, und die ebenfalls gute Blockhäuser und Scheunen hatten.

Als ich nach unserer kurzen Wanderung zu Johnsons Haus zurückkehrte, fand ich einen Hrn. Dr. Bailey, der mit seinen Pferden auf mich wartete, um mich zu seiner eigenen Wohnung abzuholen. Wir stiegen auf, sagten dem alten Jäger ein herzliches Lebewohl und zogen dem Hause des Doktors zu, unterwegs erst noch eine Mahlmühle, die ein Hr. Mc. Kay angelegt hatte, besehend.

Dieser war gerade emsig an seinem Damme beschäftigt und neben ihm lagen mehre Mühlsteine und viel, wie es schien, dauerhaft geschmiedetes Eisenzeug. Das Gerüst der Mühle war aufgerichtet, mit Schindeln gedeckt und ausgezeichnet gut gearbeitet.

Die ganze Auslage für die Mühle, bis sie fertig dasteht, soll sich auf ungefähr 7000—8000 Dollar belaufen.

Von hier aus ritten wir ein langes Stück Weges durch dichten Wald von Fichten und Kiefern und kamen endlich in eine Prairie, an deren Rand des Doktors nette, bequeme Blockhütte stand, deren blauer Rauch sich lieblich in die, hinter ihr emporragenden Fichten hineinkräuselte.

Ich blieb die Nacht dort und wurde von dem guten Mann und ſeiner lieben Frau mit der größten Gaſtfreundſchaft behandelt; da ich aber mein Ziel gern erreichen wollte, brach ich in ſeiner Begleitung am andern Morgen wieder auf und erreichte, nachdem wir an dem Hauſe eines amerikaniſchen Büchſenmachers und Schmiedes, wie eines Blechſchmidts vorüber gekommen waren, die „katholiſche Kapelle."

Es war ein niederes, aus Stämmen aufgeführtes Gebäude, etwa 30—40 Fuß lang, neben dem die Prieſterwohnung, ein freundliches Blockhaus, ſtand. Hinter dieſem lagen, etwa über 5 Meilen Landes zerſtreut, wohl an fünfzehn bis zwanzig Farmen, theils von Amerikanern, theils von ehemaligen Dienern der Hudſon Bay-Compagnie angelegt.

Etwa 12—13 Meilen von des Doktors Haus entfernt, kamen wir endlich zu den Miſſions-Gebäuden. Sie beſtanden aus drei Blockhütten, eine Schmiedewerkſtätte und Außengebäude, die an dem öſtlichen Ufer des Willamette, von großen und gut cultivirten Farmen umgeben, lagen.

Auf einer von dieſen war ein großes, aus Brettern aufgeführtes Haus, ein Hospital, Scheunen ꝛc. An dieſer letzten Farm ſtiegen wir ab, und wurden freundlich von

dem Besitzer derselben, Hr. Dr. White und seiner Frau Gemahlin, empfangen.

Dr. White ist der Arzt der Mission und hat die Aufsicht über das, für die Indianer und Weißen errichtete Hospital.

Die Missionaire gehören jener eifrigen Classe von Protestanten, den bischöflichen Methodisten an und üben ihre Religion mit Wärme und Frömmigkeit aus. Ihr Hauptzweck, sich in Oregon nieder zu lassen, war wohl auch nur der, die Indianer zu civilisiren und das Christenthum bei ihnen einzuführen. Uebrigens haben sie gewiß manche heilsame Veränderung im Leben der wilden Söhne des Waldes hervorgebracht und nicht allein auf ihren Geist, sondern auch auf ihre leibliche Wohlfahrt und Bequemlichkeit Bedacht gehabt.

Sie pflügen einige hundert Acker Land, die meistens von ihren wilden Schülern bebaut werden, auch besitzen sie eine gute Rindvieh-, Pferde- und Schweinezucht und ihre Scheunen sind mit Weizen, Hafer, Gerste und Erbsen und ihre Keller mit Vegetabilien gefüllt.

An der entgegengesetzten Seite des Flusses ist auch schon ein Platz für ein akademisches Gebäude ausgesucht worden, ein Gerichtshof ist organisirt und sogar ein militärisches Corps sollte zur Beschützung der Ansiedler errichtet werden.

Die amerikanischen Bürger dort waren übrigens über den geringen Schutz sehr unzufrieden, den sie von den Mutterstaaten genossen, da die Engländer den ganzen Handel wie die vollkommene Gewalt an sich gerissen hatten und es wurde zu dem Zweck eine Bittschrift an die Regierung der Vereinigten Staaten aufgesetzt, daß diese auch auf sie ihre Rechte und ihren Schutz ausdehnen möchten.

Alle anwesenden Ansiedler unterzeichneten dieselbe, nur der katholische Priester weigerte sich, es zu thun.

Es war anfänglich meine Absicht gewesen, den Winter hindurch Oregon zu untersuchen und im nächsten Sommer mit der amerikanischen Pelzcompagnie nach den Staaten zurückzukehren, da ich aber von vielen Seiten auf die Unsicherheit meines Zusammentreffens mit dieser aufmerksam gemacht wurde, hielt ich es für besser, da ich doch wünschte, die Heimath in den nächsten zwölf Monaten zu erreichen, nach den Sandwich-Inseln zu gehn und mich von dort aus mit einem amerikanischen Fahrzeug nach New-York einzuschiffen.

Eines von den, der Compagnie gehörenden Schiffen lag gerade damals bei Vancouver, um eine Ladung Bretter für den Inselmarkt einzunehmen und ich beschloß, in ihm Passage zu nehmen, fuhr daher am 13. in Gesellschaft meines Freundes Lee, der mich hier wieder traf,

den Willamette bis zu den Fällen hinunter, übernachtete hier, mehr zur Bequemlichkeit einer Unzahl von Flöhen, die uns auf eine fürchterliche Art peinigten, als zum Nutzen meines eigenen Körpers, wobei mich noch der, den Eingeweiden der erlegten Lachse entströmende Geruch fast zur Verzweiflung brachte, und schlug, Mr. Lee wie das Canoe am andern Morgen verlassend, eine gerade Richtung nach einem, etwa vierzehn Meilen entfernten indianischen Dorfe ein, das am Ufer des Columbia, gerade Vancouver gegenüber, lag.

Ein schmutzigeres, erbärmlicheres Nest, als dies war, ist mir im Leben noch nicht vorgekommen und kaum konnten wir uns überwinden, hindurch zu gehn, mietheten jedoch einen der Männer uns überzufahren, und saßen am 15. mit Sonnenuntergang am warmen Ofen des Forts Vancouver.

Die Regenzeit hatte jetzt begonnen und eine längere Reise in einem offenen Boot, oder zu Fuß, durch das dichte Unterholz der Wälder anzutreten, wäre höchst unangenehm gewesen, ich beschloß daher, so viel wie möglich durch meine Umgebung über das Land zu erfahren und da die Herren, welche die Aufsicht über die verschiedenen Handelsposten in Oregon hatten, gerade Alle in Vancouver zusammengekommen waren, um die Depeschen

von London in Empfang zu nehmen, so hätte ich keine günstigere Zeit zu meinem Zweck wählen können.

Was ich nun von diesen Herren und von anderen Bewohnern des Landes erfahren konnte, habe ich, mit meinen eigenen Beobachtungen zusammengestellt, in dem folgenden, allgemeinen Bericht über Oregon vereinigt.

Das Oregon-Gebiet erstreckt sich im Norden bis zum 54sten Gr. 40 Min. nördl. Br., wo die Grenze eine gedachte Linie bestimmt; im Osten grenzt es an die Felsengebirge, im Süden ebenfalls wieder an eine parallel laufend gedachte Linie unter dem 42sten Gr. nördl. Br. und im Westen an das stille Meer. —

Verschiedene Theile jener großen Gebirgskette, welche sich von der Magallaesstraße bis nach dem Polarmeer hinaufdehnen, haben auch verschiedene Namen bekommen, wie z. B. die Andes, die Cordilleras, die Anahuac, die Felsen- und die Chipewayan-Gebirge.

Der letzte Name ist denen zugetheilt, welche oberhalb dem 58sten Gr. nördl. Br. liegen.

Der Theil, welcher „die Felsengebirge" genannt ist, erstreckt sich vom 58sten Gr. südlich bis zu der großen Durchfahrt im 42sten Grad.

Sie sollen höher als irgend ein anderes Gebirge auf dem nördlichen Continent sein und Mr. Thompson, der Astronom der Hudson Bay-Compagnie berichtet, daß

zwischen dem 53sten und 56sten Grad Kuppen gefunden be, die mehr als 26,000 Fuß über der Meeresfläche haben wären.

Der Theil, welcher östlich von Oregon, zwischen esem Gebiet und der großen Prairie-Wildniß liegt, erstreckt sich vom 54sten Gr. 40 Min. in einer süd-süd-östlichen Richtung bis zum 42sten Gr. herab und ist größtentheils mit ewigem Schnee bedeckt; aus diesen, wie aus mehren anderen Ursachen daher, für Mann und Pferd ungangbar; jedoch existiren auch einige Schluchten und Engpässe, welche die Indianer und weißen Jäger und Fallensteller benützen, um in die große Prairie-Wildniß zu gelangen.

Mehrere Seitenzweige laufen von dieser Hauptkette aus zwischen den Flüssen Frazer, Columbia, Flatbow, Flathead, Spokan, Cooseooskie und Wapieakoos hinab, von denen der südlichste die schneeigen Gebirge genannt wird und sich, im 41sten Gr. von der Windriver-Kuppe abzweigend, in unregelmäßiger, durchbrochener Linie nach Kap Mendocia in Oberkalifornien hindehnt.

Die blauen Berge sind eine Gebirgskette, die am Saptin, etwa 20 Meilen über seiner Vereinigung mit dem Columbia, unfern dem 40sten Grad nördl. Br. beginnt, etwa 200 Meilen in einem südwestlichen Cours

läuft und sich zuletzt in einer unfruchtbaren, schwellenden Ebene auflöst.

Sie ist durch das Thal des Saptin von den Felsengebirgen getrennt und steht mit keinen anderen in Verbindung.

Die Präsidentengebirge sind aber auf jeden Fall die interessantesten in Oregon, und ein Theil jener Gebirgskette, die bei dem St. Elias-Berg beginnt und sich, allmählig von der Küste abneigend, in den dürren Hügeln, die den oberen Theil des Golfs von Kalifornien umgeben, verliert.

Sie bestehn aus einer Reihe verlöschter Vulkane, deren Spuren über das ganze Oregon-Gebiet zerstreut sind, und haben 12 hohe, himmelanstrebende Kuppen.

An der südlichen Seite des Columbia, an den Fällen, zweigt ein niederer Bergrücken von den Präsidenten-Gebirgen ab und läuft, sich parallel zum Fluß hinunterstreckend, in eine flache Abdachung aus, auf der einst die amerikanische Ansiedlung, Astoria, gebaut war.

Von der nördlichen Seite derselben dehnt sich ein ganz ähnlicher Bergrücken an die See hinunter und endigt in Cape Disappointment. Eine andere Kette zieht sich vom Cap Mendocia, in Oberkalifornien, nach der Meerenge de Fuca hin.

Dieſe iſt meiſtentheils von allem Baumwuchs entblößt und beſteht faſt einzig und allein aus Schichten auf einander gethürmter Felſen; der untere Theil der öſtlichen Seite iſt übrigens mit Fichten, Kiefern und Cedern bedeckt. —

Schon früher habe ich den großen, ſüdlichen Arm des Columbia, der von den an ſeinen Ufern wohnenden Eingeborenen der Saptin genannt wird, dann das wüſte Thal, durch welches er ſich ergießt, wie den Columbia von ſeiner Vereinigung mit dem Saptin an, bis zum Fort Vancouver, neunzig Meilen von der See, beſchrieben, ich werde daher jetzt nur von den Theilen dieſes Stromes und von anderen Flüſſen ſprechen, über die ich noch nichts Näheres geſagt habe.

Jener Theil des Columbia, welcher über der Vereinigung mit dem Saptin, unter dem 46ſten Grad und 8 Minuten liegt, iſt für kleine Fahrzeuge bis zu dem „Bootlager" am Fuß der Felſengebirge, ſchiffbar (ungefähr unter dem 53ſten Gr. nördl. Br.), im Ganzen eine Entfernung von 500 Meilen. Die Strömung iſt ſtark und von fünf beträchtlichen Stromſchnellen unterbrochen, um die herum jedoch kurze Tragplätze ſind.

Das Land an beiden Ufern, von der Vereinigung mit dem Saptin bis zu der Mündung des Spokan, iſt eine ſchreckliche Wüſte; der Boden beſteht aus einer leichten,

gelblichen Miſchung von Sand und Thon und iſt meiſt von aller Vegetation entblößt, jedoch ſind in einigen Vertiefungen, die durch herabſtrömende Bäche bewäſſert werden, kleine Flecke kurzen Graſes, ebenſo werden einzeln ſtehende Büſche, als Weiden, Sumach und Stechginſter gefunden, aber keine Bäume; es iſt eine Wüſte, die ſich bis zum Dakanagan-Fluß, eine Strecke von 200 Meilen hindehnt, eine Fläche, deren monotone Einöde nur in dem hindurchſtrömenden Fluß, einige Abwechſelung findet.

Der Fluß Dakanagan iſt ein großer, ſchöner Strom, der in einem See gleichen Namens, in den Gebirgen, etwa 100 Meilen nördlich von ſeiner Mündung, entſpringt. Der Boden in der Nähe deſſelben möchte im Ganzen werthlos ſein, dennoch finden ſich unfern von da, wo er ſich mit dem Columbia vereinigt, eine Anzahl kleiner Flächen, die ziemlich dicht mit wildem Graſe bedeckt ſind und nahe zum See, fließt er durch, mit niederen Bäumen bewachſene Hügel.

Auf der Landſpitze zwiſchen dieſem Fluß und dem Columbia, errichtete die „Stille Meer-Pelz-Compagnie“ im Jahre 1811 einen Handelspoſten. Dieſer kam 1814 durch Kauf in die Hände der N. W. Pelz-Compagnie von Canada und 1819, durch die Vereinigung dieſer, mit der Hudſon Bay-Compagnie, in den Beſitz der Ver-

einigten Gesellschaft, welche noch jetzt denselben, unter dem Namen „Fort Okanagan" befehligt.

Von diesem Posten 48sten Gr. 6 Min. Breite und 117 Gr. Länge, West, den Columbia entlang, bis zum Spokan-Fluß, ist das Land ebenso holzarm, als das weiter unten gelegene.

Die Ufer des Flusses sind hoch und felsig und die Strömung stark und mit gefährlichen Gegenströmungen gefüllt.

Der Spokan-Fluß entspringt zwischen den Seitenzweigen der Felsen-Gebirge. O. S. O. von der Mündung des Okanagan und bildet, nach einem Lauf von etwa 50 Meilen den „pointed Heart" (Herz) See, welcher fünfundzwanzig Meilen lang und zehn oder zwölfe breit ist, läuft dann in einer nordwestlichen Richtung 120 Meilen und ergießt sich in den Columbia.

Etwa sechzig Meilen von der Mündung desselben, errichtete die amerikanische oder „Stille Meer-Pelz-Compagnie", einen Handelsposten, den sie „das Spokan-Haus" nannten; es soll aber verlassen sein. Oberhalb des bezeichneten „Herz-See's" bestehen die Ufer dieses Flusses, gewöhnlich aus hohen, kühnen Gebirgen, die dünn mit ziemlich starken Fichten und Cedern bedeckt sind. Um den See herum ist etwas Grasland, viele essbare Wurzeln und wilde Früchte. — An dem übrigen

Theile des Flusses werden hie und da Stellen gefunden, die eine mäßige Erndte von Getraide und Gartengewächsen geben möchten. —

Ziemlich bedeutendes Fichten- und Cedernholz wächst auf den benachbarten Hügeln, und nahe zum Columbia stehen auf den sandigen Ebenen gewaltige Forste. —

Mit einem Wort, das Spokan-Thal kann recht gut als Weidegrund betrachtet werden; in Hinsicht des Ackerbaues hingegen bietet es sehr beschränkte Vortheile dar. —

Mr. Spaulding, ein amerikanischer Missionair reiste einst, im März 1837, durch dieses Thal nach Fort Colville, worüber er an Hrn. Levi Chamberlain auf den Sandwich-Inseln Folgendes schreibt: „Den dritten Tag, nachdem wir ausgewandert waren, kamen wir an Schnee, und am 4. zu Flächen, die ich Treibsand-Ebenen nennen würde, und die mit Fichten und Felsen bestreut waren. Der Schnee, welcher in der Ebene lag, ließ unmittelbar unter den Bäumen kleine Stellen frei, zu denen sich unsere armen Thiere, wenn sie ihnen nur irgend nahe kamen, mit aller Macht hinarbeiteten, um, wie sie hofften, hier für einen Augenblick einen Ruheplatz zu finden, nachdem sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte durch Schnee und Schlamm hindurch gemüht hatten; aber sie wurden nicht weniger in ihren Erwartungen getäuscht und entmuthigt, als ich erstaunt war, die edlen Thiere dicht

an der Seite eines Felsens oder einer Fichte oft bis zum Bauche einsinken zu seh'n!"

Derselbe Reisende bemerkt wohl nicht so unrichtig über das ganze Land, nördlich vom Columbia, welches England sowohl als Amerika als Eigenthum betrachtet, daß es wahrscheinlich nicht die Hälfte des Geldes und der Zeit werth wäre, die verwendet werden würde, sich darüber zu streiten. — Das Land vom Spokan-Fluß bis zu den „Kessel-Fällen" besteht aus, dünn mit Holz bewachsenen Hügeln und Bergen, die wohl pittoresk genug aussehen, wie man aber vermuthet kein pflügbares Land zwischen sich haben. —

Etwas unterhalb der Kessel-Fälle, unter 48 Grad 37 Minuten, befindet sich ein Handelsposten der Hudson Bay-Compagnie, Fort Colville genannt. Mr. Spaulding beschreibt ihn folgendermaßen: Fort Colville liegt 200 Meilen nördlich von diesem Platz (Mr. S., Mission am „clear water") etwa 3 Tagereisen unter Flatland river, eine oberhalb des Spokan, 100 Meilen oberhalb Okanagan und 300 Meilen über Fort Wallawalla. — Es steht auf einer kleinen Fläche von circa 2000 bis 3000 Acker und soll das einzige fruchtbare Land oberhalb Vancouver, am Columbia sein. Sie haben dort eine oder zwei Scheunen, eine Schmiedewerkstatt, eine gute Mehlmühle, mehre für die Arbeiten errichteten Häuser,

und einige sehr gute Gebäude, welche von den Oberaufsehern bewohnt werden. — Mr. Mc. Donald zieht dieß Jahr (1837) etwa 3,500 Bushel Früchte, als Waizen, Gerste, Hafer, Mais, Buchwaizen ꝛc., und eine große Quantität Kartoffeln; hat 80 Stück Rindvieh und 100 Schweine. —

„Dieser Posten liefert für viele andere, nördlich, südlich und westlich davon, Provisionen."

„Das Land an beiden Seiten des Stromes, von den Kesselfällen bis in 4 Meilen vom unteren See, ist mit dichten Fichten, Kiefer- und Birkenwaldungen bedeckt. Das nordwestliche Ufer ist etwas niedrig, das südliche aber hoch und felsig. Hier sind einige Strecken schönen, fruchtbaren Thallandes, das mit einer windenartigen Gattung des rothen und der gewöhnlichen Art weißen Klees, wie er in den Vereinigten Staaten überall wächst, bedeckt ist. Der untere See des Columbia ist etwa 35 Meilen lang und 5 oder 6 breit. Die Ufer sind schroff, und mit hochstämmigen Fichten, Kiefern ꝛc. bewachsen. — Von diesen Wassern aus hat der Reisende den ersten Anblick auf die schneeigen Höhen der Hauptkette der Felsengebirge." —

Der Flathead river ergießt sich, eine kurze Strecke oberhalb Fort Colville, in den Columbia. —

Er ist so lang und fluthet fast so viel Wasser in seinem Bette fort, als der Columbia, ehe sich seine Arme vereinigen, entspringt unweit der Quellen des Missouri und Saskatchawine, und die Höhen, die ihn von diesen trennen, sollen leicht zu übersteigen sein; später stürzt er sich über eine verwirrte Masse toll zusammengeworfener ungeheurer Felsstücken in den Columbia, gerade überhalb des Platzes, wo der letztere die Kesselfälle in seinem Durchgang durch einen Seitenzweig der Felsengebirge bildet. —

Ungefähr 10 Meil. von seiner Mündung breitet sich der Flathead river zu einem 36 Meil. langen, und 7 oder 8 Meil. breiten See aus, der „Lake Kullerspelm" genannt ist. Ein reiches fruchtbares Land dehnt sich von diesem aus nach allen Richtungen, bis zum Fuß hoher, mit ewigem Schnee bedeckter Gebirge hin. — Vierzig oder fünfzig Meilen oberhalb dieses See's ist das „Flathead-Haus" ein Handelsposten der Hudson Bay-Compagnie. —

Mc. Gillioray's- oder Flatbow-Fluß entspringt in den Felsengebirgen, und läuft etwa 300 Meilen lang in tausend Biegungen einen westlichen Cours zwischen den schneeigen Höhen und einigen ausgebreiteten und theilweise auch fruchtbaren Thälern, und ergießt sich 4 Meilen unter dem „untern See" in den Columbia. Seine Ufer sind größtentheils bergig, und an manchen Stellen mit

Fichten-Waldungen beſetzt. Auch an dieſem Strom haben die unverdroſſenen brittiſchen Pelz-Händler einen Poſten „Fort Kootania", der etwa 130 Meilen von der Mündung liegt.

Zwiſchen den oberen und unteren Seeen des Columbia ſind die „straits" eine Stelle, von der ſich der Fluß durch ſteile, hervorragende Felſen hindurchzwängt, und eine furchtbar ſtarke Strömung hat. — Der obere See iſt kleiner als der untere, liegt aber wo möglich noch romantiſcher als dieſer, denn dichte Waldungen ſchließen ihn ein, die wiederum ihrerſeits von ſchroffen Felſen überragt ſind, an denen, durch den ewigen Schnee der dahinter liegenden Gebirge genährt, tauſende von Bergſtrömen ſchäumend hernieder brauſen. —

Zwei Meilen oberhalb dieſes Seees läuft der Columbia durch ein enges, felſiges Bett; dieſer Platz wird die „unteren Dalles" genannt. — Die Ufer ſind mit merkwürdigen Maſſen umgeſtürzter Bäume bedeckt, zwiſchen denen jedoch noch ſtarker, faſt undurchdringlicher Urwald ſteht. 35 Meilen über dieſen liegen die „oberen Dalles", und die Waſſer werden ſo, zwiſchen vorſpringenden, ſchlüpfrigen Felſen zuſammengepreßt, daß ſie ſchäumend und wirbelnd ſich hindurchſtürzen. Wenige Meilen über dieſem Platze iſt der höchſte Punkt der Schifffahrt „das Boot Lager", wo die Händler ihre

kleinen Fahrzeuge, auf ihrer Landreise nach Canada, lassen. — Das Land von dem oberen See bis zu diesem Platze besteht aus dicht mit starken Fichten und Kiefern bewachsenen Gebirgen und hier ist der Anfang des „Trageplatzes der Felsengebirge" um zu den schiffbaren Wassern auf der andern Seite zu kommen. Der Weg führt ein breites trübseliges Thal hinauf, an dessen Nordseite Gebirge sich zu großer Höhe hinaufstrecken, die dicht mit ungeheueren Fichten und Cedern bewachsen sind, während von der Südseite Klippen emporragen, die theilweise Moos und kleine Fichten tragen, und über die, aus dem Eis und Schnee über ihnen, zahlreiche Cascaden herabsprudeln und toben. —

Zwei Tagereisen dieses öde Thal hinauf, bringen den Reisenden nach „La grande cote" dem Hauptrücken, den man in 5 Stunden ersteigt. Am Fuße dieses Gebirges sind die Bäume, Fichten ꝛc., von erstaunenswerthem Umfang, schwinden jedoch, je höher man kommt, mehr und mehr zusammen, bis sie endlich auf dem Gipfel kaum noch als Gebüsche gedeihen. Auf dem Tafelland, das auf dieser Höhe liegt, finden sich wenige 100 Schritt von einander entfernt, 2 Seen. Das Wasser des einen strömt das ebenbeschriebene Thal in den Columbia hinab, und mit ihm in das stille Meer, während das des andern den „Felsengebirgsfluß" bildet, und in den Athabasca, dann

durch Peace river, dem großen Slave-See und Mc, Kenzies river in das nördliche Polarmeer fließt. —

Die Scenerie um dieſe Seeen herum iſt höchſt intereſſant. Im Norden ſteigt Mount Browne 16,000 Fuß, im Süden Mount Hoocker 15,700 Fuß über der Meeresfläche in die Höhe. Im Weſten liegen kleinere Gebirge, die nackt und felſig mit zahlreichen Waſſerfällen durchflochten ſind; in den Thälern wächſt die Winterfichte, und im Oſten ſchwellen unfruchtbare Anhöhen bis weit hinaus über den Geſichtskreis. —.

Frazers river entſpringt zwiſchen dem 55ſten und 56ſten Grad nördl. Br., und ergießt ſich nach einem faſt ganz ſüdlichen Lauf von 150 Meilen in die Meerenge de Fuca, unter dem 49ſten Grad; iſt aber ſo von Fällen und Stromſchnellen unterbrochen, daß er wenig Nutzen für die Schifffahrt verſpricht. Das Land um die Mündung herum, wie 50 Meilen oberhalb, iſt bergig und mit mächtigen Waldungen von weißen Fichten, Cedern und immergrünen Bäumen bedeckt. — Der Boden beſteht aus einer nicht beſonders guten ſechs bis ſieben Zoll tiefen Ackererde, die auf einer Unterlage von Sand oder groben Kies ruht. Der ganze übrige Theil des Thales ſoll von niederen Bergen durchſchnitten ſein, die nordweſtlich und ſüdöſtlich laufen, und zwiſchen denen ungeheuere Strecken Sumpfes und einige Seeen, von den

kalten Bergſtrömen, welche ſie einſchließen, gebildet liegen. — Der andere Boden iſt zu unfruchtbar, um je cultivirt zu werden. —

Mr. Macgillivay, der Geſchäftsführer im Fort Alexandria, ſagt 1827: „Alle die Gewächſe, die wir pflanzten, mißriethen trotz unſerer außerordentlichen Sorgfalt faſt gänzlich, und die letzte Kartoffelernte gab nicht den 4. Theil der Saat wieder.“ —

Der Holzwuchs dieſes Landes beſteht aus allen Arten von Nadelholz, Pappeln, Weiden, Cedern, Cypreſſen, Birken und Hollunder. —

Das Klima iſt ganz eigenthümlich; der Frühling beginnt etwa Mitte April, und von dieſer Zeit an iſt das Wetter bis Ende Mai ausgezeichnet ſchön und beſtändig; im Juni bläßt ein Südwind und bringt unaufhörliche Regen; im Juli und Auguſt iſt die Hitze faſt unerträglich; im September iſt das Thal in ſo dichte Nebel eingehüllt, daß man bis 10 Uhr Morgens, oft 100 Schritt weit entfernte Gegenſtände nicht erkennen kann; im Oktober werden die Blätter gelb und fallen ab, und im November ſind die See'n und Theile des Fluſſes gefroren; ſelten jedoch wird es ſehr kalt, und der Thermometer ſinkt nur wenige Tage bis unter 10 oder 12 Grad Fahrenheit.

Jener Theil von Oregon, der im Norden vom Schwillamen, im Osten von dem Okanagan und Columbia-Fluß, und im Westen von den Präsidenten-Bergen begrenzt wird, ist eine rauhe, theilweise mit Büschel- und anderem Grase bedeckte Fläche, aber so wasserarm, daß nur ein sehr kleiner Theil derselben je zu Weidegrund wird benutzt werden können. Der östliche und mittlere Theil derselben ist von allem Holze entblößt, und nichts als eine sonnenverbrannte Wüste; der nördliche hat einige mit Waldung bedeckte Hügel, einige Flüsse und Prairie-Thäler.

Zwischen den unteren Hügeln der Präsidenten-Berge liegen ebenfalls beträchtliche Nadelholz-Waldungen, und ziemlich ausgedehnte, durch kleine Bergströme bewässerte Prairieen, aber neun Zehntheile der ganzen Oberfläche dieses Theils von Oregon sind eine werthlose Wüste.

Die Strecke, die nördlich vom Columbia, östlich von den blauen Gebirgen, südlich von dem 42sten Grade nördl. Breite, und westlich von den Präsidenten-Bergen begrenzt wird, ist eine ungeheuere wellenförmige Fläche, deren Boden aus einer gelblichen Mischung von Sand und Thon besteht, und theils mit kurzem und Büschel-Gras, theils mit Caktus und wildem Wermuth bedeckt ist; Wasser ist aber so wenig dort, daß es wohl schwerlich je zu Weidegrund benutzt werden kann, wie einige Reisende, die

dies Land so außerordentlich preisen, zu glauben scheinen; die Thiere müßten denn das Wasser entbehren lernen, was jedoch in einem Klima, wo 9 Monate im Jahre nicht ein Tropfen Regen fällt, etwas schwierig sein möchte. —

An den Ufern der Luhon-, John-, Days-, Umatalla- und Wallawalla-Flüsse, welche im Durchschnitt eine Länge von 30 Meilen haben mögen, liegen wohl ausgedehnte und gutbewässerte, grasige Flächen, aber sicher ist es auch daß nicht mehr als der 5. Theil des Bodens in 25 Meilen vom Fluß, Gras oder irgend ein anderes Gewächs hervorbringt; das am Columbia liegende Land ausgenommen, und von einem 6 Meilen breiten Streifen, der sich von den Dalles nach der Mündung des Saptin hinunterzieht, trägt nicht der hundertste Theil irgend eine Art von Gräsern, und die Uferbänke des Flusses bestehen aus so steilen Felsen, daß nur sehr wenig von diesem durch Thiere abgeweidet werden kann, die gezwungen sind, aus dem Strom zu trinken. —

Südlich an den Quellen der kleinen Flüsse John, Days und Umatalla hingehend, erhebt sich die Ebene nach und nach zu langen, wellenförmigen Anschwellungen, die gleich von Wasser und Holz entblößt sind. — An den blauen Gebirgen steht einiges geringes Nadelholz. Zur Rechten ragen die weißen Kuppen und dicht mit

Waldung bewachſenen Präſidenten-Berge empor. Der Raum jedoch ſüdöſtlich von den blauen Gebirgen iſt eine unfruchtbare, dürre Wüſte von leichten, ſandig und thonigem Boden, der ſtark von Salpeter durchdrungen iſt. Einige kleine Bergſtröme fließen durch die ſandigen Hügel, aber auch ſie ſind ſo ſtark mit verſchiedenen Salzarten vermiſcht, daß ſie nicht benutzt werden können. Dieſe Bäche ergießen ſich in die See'n, deren Waſſer noch ſalziger, als das des Oceans iſt. —

Nahe zum 43ſten Gr. nördl. Br. entſpringt der Klamet-River, und läuft weſtlich durch die Präſidenten-Berge. An dieſen Waſſern liegen einige fruchtbare Thäler; aber weſtlich von ihnen bis zum Saptin iſt das Land trocken und werthlos.

Der Theil von Oregon, welcher die Meerenge de Fuca im Norden, die Präſidenten-Gebirge im Oſten, den Columbia im Süden und den Ocean im Weſten hat, iſt dicht mit Fichten, Kiefern und Cedern bewachſen, die eine außerordentliche Stärke erreichen, und zwiſchen denen ein ſo mit Schlingpflanzen und Dornen durchflochtenes Unterholz wächſt, daß der unermüdlichſte Jäger es kaum durchdringen kann; jedoch ſind am Ufer des Columbia entlang kleine Prairieſtreifen, die ſich bis auf 3 Meilen Breite und oft mehrere Meilen in die Länge ausdehnen, und ſelbſt mitten im Walde finden ſich hier und da offene

Stellen. — Die Ufer des Cowelitz sind ebenfalls von Holz wohl 40 Meilen lang, entblößt, und um die Meerenge de Fuca, wie um Pugets-Sund herum, liegen große Strecken offenen Landes. Die ganze eben beschriebene Gegend aber hat wenig Werth, das Holz selbst ausgenommen, was darauf wächst; denn der Wald ist so dicht, die Bäume sind so stark, daß es den Arm eines Herkules erfordern würde, ein ganzes Lebensalter hindurch 100 Acker urbar zu machen; und so dicht stehen die Stämme, daß, wollte man den Versuch machen sie durch Gürteln (die Rinde des Baumes um ihn herum durchschlagen, wodurch er abstirbt) zu tödten, ein anderer Wald entstanden sein würde, ehe das verdorrte aus dem Wege geschafft werden könnte.

Die kleinen Prairieen, die in der Holzung zerstreut liegen, sind dicht mit wilden Gräsern bedeckt und als Weiden sehr brauchbar. Der Boden derselben, wie der des mit Wald bewachsenen Landes besteht aus 8—10 Zoll tiefer Fruchterde, die auf Schichten von hartem blauen Thon und Kies ruht. — Das Thal der Cowelitz ist unfruchtbar, die Ackerkrume dünn, locker und stark ausgewaschen, kann jedoch als Weidegrund 30 Meilen den Strom hinauf benutzt werden. — In dieser Entfernung ungefähr zeigt sich gutes Land.

Die Prairieen an den Ufern des Columbia könnten für den Ackerbau werthvoll sein, würden sie nicht gewöhnlich durch das Steigen des Flusses überschwemmt, und zwar gerade in dem Monat (im Juni), wo die Ernte durch solchen Vorfall total zerstört werden müßte. Unmöglich wäre es auch, das Wasser abzudämmen, denn der Fruchtboden ruht auf einem ungeheueren Lager von Kies und Treibsand, durch welches es sich trotz allen in den Weg gelegten Schwierigkeiten, durchsaugen würde. Jene Strecke des Territoriums an die der Columbia im Norden, die Präsidenten-Berge im Osten, die Linie des 42sten Gr. nördl. Br. im Süden und der Ocean im Westen grenzt, ist der schönste und werthvollste Theil des Oregon-Gebietes. — Eine ziemlich richtige Idee von der Lage desselben giebt es, wenn wir uns im Süden die mächtigen Höhen der Schnee-Gebirge, im Westen die nackten Gipfel der Küstenkette, im Norden die grünen Kämme der Flußhügel und im Osten die Gletscher-Kegel der Präsidenten-Berge denken, um deren eisige Kuppen sich dichte Nadelholzwälder schmiegen. — Die Hauptflüsse sind der Klamet und der Umpqua im Südwesten, und der Willametta im Norden. —

Der Umpqua tritt hier unter 43 Gr. 30 Min. ein, und ist an der Mündung etwa ¾ Meilen breit; auf der Sandbank daselbst ist 2½ Faden Wasser; die Fluth steigt

30 Meilen von der See aufwärts, und die Ufer deſſelben ſind mit Fichten und Cedern bedeckt. —

Dort, wohin die Fluth nicht reicht, iſt der Fluß durch Fälle und Stromſchnellen unterbrochen. Er hat einen weſtlichen Cours von ungefähr 100 Meilen. Das Land ſelbſt iſt etwas uneben, und in einigen Thälern mit ſchweren Fichten und Cedernwuchs, in anderen nur mit Gras bedeckt, und ſoll ein herrliches Thal für Ackerbau und Weidegrund ſein. — Die Fichten an dieſem Fluſſe werden ungeheuer ſtark, und haben von 15—30 Fuß im Umfang bei 250 Fuß Höhe; die Zapfen ſind eiförmig geſtaltet und oft über einen Fuß lang. Weiter ſüdlich iſt ein anderer Fluß, welcher ſich etwa 23 Meilen von der Mündung des Umpqua in den Ocean ergießt. An dem Ausfluß deſſelben ſind verſchiedene Bayen, und das ſie umgebende Land iſt weniger uneben, als das Thal des Umpqua.

Südlich von dieſem iſt noch ein anderer, welcher Klamet genannt wird. Er entſpringt, wie man ſagt, in der Ebene, die öſtlich vom Mount Madiſon liegt, und etwa 150 Meilen lang einen weſtlichen Cours ſtrömend, mündet er 40 oder 50 Meilen ſüdlicher als der Umpqua in den Ocean. Fichten und Cedern verſchwinden von den Ufern dieſes Fluſſes, und an deren Statt findet ſich ein myrthenartiger Baum der nicht groß wird, aber nur

leiſe vom Winde bewegt, einen höchſt lieblichen Wohlgeruch verbreitet. Der Boden des Thales iſt im Allgemeinen wellenförmig, und vorzüglich für den Ackerbau und die Viehzucht geeignet. —

Der Willamette entſpringt an den Präſidenten-Bergen, unweit der Quellen des Klamet. Sein Lauf iſt im Durchſchnitt Nordweſt, und ſeine Länge etwas mehr als 200 Meilen. —

Er ergießt ſich in 2 Mündungen in den Columbia, die eine 85 und die andere 70 Meilen von der See entfernt. Der nutzbare Theil des Thales iſt etwa 150 Meilen lang und 60 Meilen breit, und im Weſten durch niedere, mit Holz bewachſene Hügel, welche die Küſtengebirge bilden, im Süden durch die Hochlande, welche die Quellen des Umpqua umſchließen, im Oſten durch die Präſidenten-Berge und im Norden durch die Gebirge, welche an der ſüdlichen Seite des Columbia hinlaufen, begrenzt. Der Anblick den es bietet, wenn man es von den umliegenden Höhen aus betrachtet, iſt der, einer wellenförmigen, offenen Ebene, die in jeder Richtung von niederen Bergrücken und langen Streifen grüner Waldung durchſchnitten iſt; und hier und da kleine Dickichte von Weißeichen zeigt. — Der Boden beſteht aus einer 2—3 Fuß tiefen fruchtbaren Ackererde, die auf einer Schicht von Kies und Thon ruht. — Die Prairie-Theile deſſel-

ben sind im Stande, wenn gut bearbeitet, 20—30 Buschel Weizen auf den Acker, und anderes Getreide nach Verhältniß hervorzubringen, doch würde der Boden, um Mais zu ziehen, bewässert werden müssen. —

Die Vegetabilien, die in diesem Landstrich gedeihen, geben die reichsten und besten Ernten. — Das hohe Land hat einen minder guten Boden, und ist mit einem solch' ungeheueren Anwuchs von Fichten, Cedern und Kiefern bedeckt, daß die Kosten des Urbarmachens den Werth des Landes bedeutend übersteigen würden. —

Jene Strecken des höher liegenden Thallandes, welche bewaldet sind, könnten urbar gemacht werden, wüchse nicht eine Art Farrenkraut darauf, welches so schwer zu vertilgen ist, daß das Land für den Ackerbau fast werthlos erscheint. Das Klima dieser Strecke zwischen den Präsidenten-Bergen und der See ist sehr gemäßigt. Von Mitte April bis Mitte Oktober herrschen die westlichen Winde vor, und das Wetter ist warm und trocken; selten fällt ein Tropfen Regen; den übrigen Theil des Jahres wehen fortwährend Südwinde und bringen Regen; oft in Schauern, oft in fürchterlichen Stürmen, die wochenlang ihre Ströme auf die Erde herabgießen. Selten wird es übrigens in diesem Theile Oregons sehr kalt, und nur 2 mal in den letzten 40 Jahren ist der Columbia-Fluß zugefroren gewesen, was aber auch dann

mehr von dem aufgehäuften Eis des oberen Landes, der großen Kälte herrührte. — Die Gräser wachsen Winter hindurch und trocknen im Sommer zu Heu

Den mineralischen Reichthümern des Territoriu ist noch nicht nachgeforscht, jedoch sind große Quantitä Erdpech haltende Kohlen an Pugets-Sund und am W lametta entdeckt. — Salzquellen sind ebenfalls im Ueb fluß vorhanden und andere stark mit Schwefel, Sol Eisen ꝛc. gesättigt.

Im Oregon gedeihen auch eine Masse wilder Früch unter diesen eine sehr große, delikate Erdbeere — Spor-Apfel — eine Art Preißelbeere und die Moosbee die an 4—5 Fuß hohen Büschen wächst. Der Ho apfel und die wilde Kirsche sind sehr gewöhnlich. —

Wilde Thiere sind: der rothe, schwarze und gra Wolf; der schwarze, braune und „gräßliche Bär"; d schwarze, weiße, rothe und gemischte Fuchs; Luchse, Ma der, Ottern, Wiesel, Moschusratten, Vielfräße, Murm thiere, Hermeline, Holzratten und der kleine kurzohri Hund, der unter den Chippeways gefunden wird. — A deres Wild ist: der schwarz- und weißgeschwänzte u der springende Hirsch, das Musethier, der Elk und d Bergschaf. —

Von Geflügel findet man: die gewöhnliche will und die Baumgans, verschiedene Arten von Kranichen

n Schwan, viele Arten von Enten, verschiedene Habichte, Krachvögel, weiße Adler, Raben, Krähen, Geier, Dros-n, Möven, Spechte, Fasanen, Pelikanen, Rebhühner, Haselhühner ꝛc.

In den Flüssen und Seeen hält sich eine vorzüg-che Art von Lachsen, wie Bach- und Lachsforellen auf, rner Sardellen, Störe, Cabeljau, Seehunde ꝛc., und n den Bayen und Meerbusen findet sich die Seecotter, ie eine geringe Quantität Austern. —

Der Handel von Oregon ist einzig und allein auf ie Unternehmungen der brittischen Hudson Bay-Com-agnie beschränkt; eine kurze Berechnung dieser Gesell-chaft ist daher weiter unten angegeben. Ein Schutzbrief urde im Jahre 1670 von Karl dem Zweiten gewissen rittischen Unterthanen ertheilt, die sich unter dem Na-nen der Hudson Bay-Compagnie verbunden hatten; und hnen durch diesen das ausschließliche Recht ertheilt, am udson und seinen Nebenflüssen Handelsposten zu er-richten. — Bald nach dieser Erlaubniß nahm die Gesell-schaft von dem Gebiete Besitz, und genoß bis 1787 die Vortheile des Alleinhandels, wo sich dann ein mächtiger Nebenbuhler in der Gestalt der „Nordamerikanischen Pelz-Compagnie von Canada" erhob. — Diese letztere Gesellschaft bestand meistens aus geborenen Canadiensern, Männern, deren angeborene Energie und genaue Bekannt-

ſchaft mit den Sitten und dem Charakter der Indianer, ſie vorzüglich für die Gefahren und Entbehrungen des Pelzhandels in den eiſigen Regionen des brittiſchen Amerika's geeignet machte. — Daher finden wir auch bald, wie die nordweſtlichen Pelzhändler es in Unternehmungsgeiſt und Speculationen ihren Nebenbuhlern vorausthaten.

Die Eiferſucht, die hierdurch natürlich zwiſchen den beiden Geſellſchaften entſtand, führte zu den grauſamſten Gefechten und dem gegenſeitigen Zerſtören der Handelspoſten. —

Dieſer Stand der Dinge im Jahre 1821 erweckte die Aufmerkſamkeit des Parlaments, und eine Verordnung wurde erlaſſen, welche die beiden Geſellſchaften in eine verſchmolz, die nun unter dem gemeinſchaftlichen Titel: „Die Hudſon Bay-Compagnie" fortbeſtand. —

Dieſe Verbindung iſt jetzt ihrem Schutzbriefe zu Folge, in dem alleinigen Beſitz jener Strecke Landes, welche im Norden vom Polarmeere, im Oſten von der Dorisſtraße, und dem Atlantiſchen Ocean, ſüdlich und ſüdweſtlich von den nördlichen Grenzen der Canadas, wie von einer durch die Mitte des Superior-See's gezogenen Linie, und dann nordweſtlich vom Wald-See (lake of the wood) begrenzt wird; — von dort zieht ſich ihre Linie nach Weſten auf dem 49ſten Breiten-

grade bis zu den Felsengebirgen und auf diesen nördlich bis zum 54sten Grad hin; von dort wieder westlich auf dieser Linie bis zu einer 9 leagues vom stillen Meere entfernten Ecke oder Spitze. Von hier aus bildet ihre westliche Grenze eine Linie, die vom letztgenannten Punkte aus nördlich parallel mit dem stillen Meere laufend hinaufgeht, bis sie den 141sten Grad der Länge, parallel, westlich von Greenwich durchschneidet, von wo sie sich nördlich nach dem Pol zieht. —

Diese Compagnie hat ebenfalls auf 20 Jahre, vom März 1840 an, das ganze russische Amerika, den Posten Sitka ausgenommen, gepachtet, wobei sie sich das Recht vorbehielt, den Pacht nach Ablauf dieser Zeit zu verlängern. — Ebenso haben sie durch Uebereinkunft mit den Vereinigten Staaten, ganz Oregon in Besitz.

Ihre Aktienbesitzer sind brittische Capitalisten. Von diesen werden Geschäftsführer ernannt, welche in London im Hudsons Bay-Haus ihre Versammlungen halten, und ihre Geschäfte besorgen. Diese kaufen Güter und verschiffen sie nach dem Territorium; verkaufen die Felle und Pelze, für die sie eingetauscht sind, und besorgen jedes andere Geschäft, das Bezug auf die Compagnie hat, die Ausführung ihrer eigenen Befehle und Anordnungen ausgenommen; das wirkliche Einsammeln der Pelze im

Territorium nämlich. — Dieses Amt ist einer Klasse von Leuten anvertraut, die Compagnons genannt werden; in der That aber nur einen gewissen Theil des jährlichen reinen Gewinnstes bekommen, um sie für ihre Dienste zu entschädigen. —

Diese Herren sind von den Geschäftsführern in London in verschiedene Grade abgetheilt. Der Erste im Rang ist der General-Gouverneur aller Posten der Compagnie in Nordamerika. Er wohnt in „York factory" am westlichen Ufer der Hudson-Bay; den zweiten Rang bekleiden die Haupt-Geschäftsführer der einzelnen Posten, den dritten die Haupt-Händler, den vierten die gewöhnlichen Händler. Unter diesen steht noch eine andere Classe, welche clerks (Handelsdiener oder Schreiber) genannt werden, und die nicht unmittelbar im Geschäft interessirt sind, sondern nur ein jährliches Salair von 100 Pfund Sterling, Nahrungsmittel, anständige Kleider und einen Bedienten während einer Lehrzeit von sieben Jahren bekommen. — Nach Ablauf dieser Zeit können sie zu irgend einem der höheren, durch Tod oder Abgang vacant gewordenen Stellen avanciren. Während sie nach abgelaufener Lehrzeit auf Avancement warten, werden ihnen aber von 80—120 Pfund Sterling Salair gestattet. —

Die Diener welche sie in ihren Posten und auf ihren Reisen anstellen, sind Mischlinge von canadiensischen Franzosen und Irokesen. Diese werden auf 5 Jahre gemiethet und bekommen 68 — 80 Dollar Lohn jährlich. — Eine Rathversammlung, aus den Häuptern der Compagnie bestehend, wird jährlich in der York-Faktory gehalten, und vor dieses Tribunal werden die Berichte jedes Distrikts, und Vorschläge zu neuen Unternehmungen, oder zu Aenderungen von alten gebracht; und alle diejenigen Pläne, welche wichtig genug scheinen, beachtet zu werden, nebst den pro's und contra's, an das Gericht der Directoren in London gesandt und ihrem Gutachten und Endesbeschlusse unterworfen. —

Diese umsichtige Gesellschaft läßt auch nie ihr Jagdgebiet durch die Jäger und Fallenstellek zu sehr angreifen, und sobald die jährlichen Berichte eines gut begangenen Jagdgrundes zeigen, daß die Ausbeute geringer als die des vorigen Jahres war, so muß diese Gegend geschont werden, bis die Biber und andere werthvollen Thiere wieder Zeit haben, sich zu erholen und zu vermehren. Das Einkommen der Compagnie wird auf diese Art mehr gleichförmig und geregelt.

Die Beschaffenheit und das jährliche Einkommen der Hudson Bay-Compagnie in dem Territorium welches sie bejagt, kann uns die folgende Tabelle, einem Auszug

aus Bliß's Werke über den Handel und die Industrie des brittischen Amerika im Jahre 1831 entnommen, am besten verständlich machen.

Felle	Stück à Pfd. St.	Schill.	P.	£	Sch.	P.
Biber	126,944 — = 1.	5.	0.	158,680.	0.	0.
Moschusratten	375,731 — = 0.	0.	6.	9,393.	5.	6.
Luchse	58,010 — = 0.	8.	0.	23,204.	0.	0.
Wolf	5,947 — = 0.	8.	0.	2,378.	16.	0.
Bär	3,850 — = 1.	0.	0.	3,850.	0.	0.
Fuchs	8,765 — = 0.	10.	0.	4,382.	10.	0.
Wiesel	9,298 — = 0.	2.	0.	929.	16.	0.
Waschbäre	325 — = 0.	1.	6.	24.	7.	6.
Schwänze	2,290 — = 0.	1.	0.	114.	10.	0.
Vielfraße	1,744 — = 0.	3.	0.	261.	12.	0.
Hirsche	645 — = 0.	3.	0.	96.	15.	0.
Kl. Wiesel	34 — = 0.	0.	6.	0.	16.	0.
				203,316.	8.	0.

Einen Begriff kann man von dem reinen Gewinn dieses Geschäfts durch die Thatsache bekommen, daß die Antheile an dem Capitale der Compagnie, welche ursprünglich 100 £ kosteten jetzt mit 100 Procent Prämie verkauft werden, und daß die Antheile 10 Procent und mehr eintragen, während sich noch ein ungeheuerer Fond sammelt, der dazu angewendet wird, andere Nationen aus dem Handel zu verscheuchen. — Im Jahre 1805 etablirte die Missouri Pelz-Gesellschaft einen Handelsplatz an den

Quellen des Saptin. 1806 etablirte die nordwestliche Compagnie dagegen einen an der nördlichen Grenze von Oregon, an Frazers See. — Im März 1811 erbaute die amerikanische Compagnie Fort Astoria, an der Mündung des Columbia; im Juli desselben Jahres kam ein Compagnon der brittischen Gesellschaft den großen nördlichen Arm des Columbia nach Astoria herunter. Dieß war die erste Erscheinung der brittischen Händler in dem Columbia-Thale. — Am 16. October 1813, während sich England und die Vereinigten Staaten wild bekriegten, verkaufte die amerikanische Compagnie ihre Anlagen in Oregon an die Brittisch-Canadiensische. Am 1. December darauf lief die englische Corvette „Racoon" Capitain Balck in den Columbia ein, nahm förmlichen Besitz von Astoria, und änderte den Namen desselben in Fort George um. Am 1. October 1818 wurde Fort George von der brittischen Regierung den Vereinigten Staaten (einer Bestimmung in dem Vertrage von Ghent gemäß) übergeben. — Durch eben diesen Vertrag wurde jedoch englischen Unterthanen dieselbe Handelsfreiheit und Erlaubniß zum Ansiedeln ertheilt, als sie amerikanische Bürger genossen, und zwar auf 10 Jahre; doch mit der Clausel, daß, da beide Nationen Anspruch auf die Herrschaft von Oregon machten, der so temporär abgetretene Besitz keineswegs Bezug auf die Streitfrage, wem es eigentlich gehöre, haben solle.

Dieſer Vertrag wurde, laut Uebereinkunft in London am 6. Auguſt 1827, auf unbeſtimmte Zeit verlängert, unter der Bedingung, daß er ſeine Kraft 12 Monate nach der Zeit verlieren ſollte, wo irgend eine der den Contrakt abſchließenden Mächte denſelben aufheben und für null und nichtig erklären werde, doch dürfe dieß nicht bis nach dem 20. October 1828 geſchehen. —

Auf ſolche Art kam die brittiſche Hudſon Bay-Compagnie nach ihrer Vereinigung mit der nordweſtlichen Pelzcompagnie von Canada, nach Oregon.

Dieſe Compagnie hat nun in dem Territorium folgende Handelspoſten: Fort Vancouver am nördlichen Ufer des Columbia, 90 Meilen vom ſtillen Meer entfernt, $45\frac{1}{2}^{0}$ Br., 122^{0} 30' Länge. —

Fort George, (früher Aſtoria) unfern der Mündung deſſelben Fluſſes.

Fort Nasqually am Pugets Sunde 47^{0} Br.

Fort Langly an der Mündung von Frayers Fluß 49^{0} 25' Br.

Fort Mr. Laughlin am Millbank Sund 52^{0} Br.

Fort Simpſon auf Dundas Inſel $54\frac{1}{2}^{0}$ Br.

Frazer's Fort, Fort James, Mr. Leods Fort, Fort Chilcotin und Fort Alexandria an Frazers Fluß und ſeinen Armen, zwiſchen dem 51ſten und $54\frac{1}{2}^{0}$ Br.

Thompſons Fort, an Thompſons Fluß (ergießt ſich unter dem 50 Breitengrad in Frazers Fluß.

Kootonia Fort am Flatbow-River.

Fort Flathead am Flathead-River.

Die Forte Hall, Boiſais am Saptin; die Forte Colville und Okanagan am Columbia; oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Saptin; Fort Nez Perces oder Wallawalla wenige Meilen unterhalb der Vereinigung; Fort Mc. Kay an der Mündung des Umpqua-Fluſſes 43° 30' Br. und 142° w. L.

Ebenfalls hat die Geſellſchaft zwei wandernde Handel und Jagd-Etabliſſements, jedes von 50 — 60 Mann. Das eine jagt und handelt in Oberkalifornien, das andere in der Gegend die weſtlich, ſüdlich und öſtlich von Fort Hall liegt. Ebenſo ein ſtark bewaffnetes Dampfboot, welches an der Küſte und in den Bayen und Buchten des ſtillen Meeres herumkreuzt, und dem doppelten Zwecke entſpricht, erſtens mit den Indianern auf den Plätzen zu verkehren, wo ſie keinen Poſten errichtet haben, als auch um irgend ein amerikaniſches Fahrzeug, was dort den Handel verſuchen ſollte, in den einzukaufenden Waaren zu überbieten und die einzelnen Güter billiger, als dieſes es möglicherweiſe kann, abzulaſſen. Dann hat ſie 5 Segelſchiffe, von 100 zu 500 Tonnen, die mit Kanonen, Musketen und Cutlaſſen (kurze, breite Säbel) ꝛc.,

bewaffnet sind. Einen Theil des Jahres benutzen sie diese Fahrzeuge in verschiedenen Handelsgeschäften, an der Küste und den Inseln des nördlichen stillen Meeres, und die übrige Zeit müssen sie Waaren von London bringen, und die Pelze und Felle für welche sie ausgetauscht sind, dorthin schaffen. —

Eins von diesen Schiffen kommt jedes Frühjahr mit groben Wollenzeugen, Kleidern, Boy, Decken, Eisen- und Messerschmiedwaaren; baumwollnen Stoffen, Kattunen, Tüchern, Thee, Zucker, Caffee, Cacao, Reis, Taback, Seife, Glaskorallen, Büchsen und Gewehren, Pulver, Blei, Rum, Wein, Brandy, Wachholderbranntwein, Spielkarten, Stiefeln, Schuhen ꝛc. ꝛc. beladen nach Vancouver; ebenso führt es alle Arten von zur See gehörigen Gegenständen mit sich, als: Leinwand, Taue, Farben, Oele, Ketten, Anker ꝛc.

Nachdem es diese „Zufuhr" abgeladen hat, nimmt es Bretter für die Sandwich-Inseln ein oder auch Mehl und Güter für die Russen in Sitka oder Kamtschatka; kehrt im August zurück, empfängt die in Vancouver eingegangenen Pelze und Felle, und segelt wieder nach England. —

Die Compagnie hat 1839 mit den Russen in Sitka und an deren Häfen am Meer von Kamtschatka, Uebereinkunft getroffen, sie mit Mehl und Gütern zu einem

beſtimmten, feſtgeſetzten Preiſe zu verſehen, und da ſie große Farmen am Cowelitz, Umpqua und anderen Theilen des Territoriums anlegt — um gerade für dieſen Markt Waizen zu bauen, ferner auch in England angekaufte Güter, unter einem 50jährigen Contract 20 oder 30 Procent billiger als die Amerikaner verkaufen kann, ſo ſcheint es gewiß, daß ſie den ganzen Handel, nicht allein von Oregon, ſondern auch im ganzen nördlichen ſtillen Meere an ſich reißen und behalten wird. —

Bald nach der Vereinigung der nordweſtlichen und der Hudſon Bay-Compagnie, erließ das brittiſche Parlament ein Geſetz, welches die Gerichtspflege der canadiſchen Gerichtshöfe auch über die, von den Händlern bezogenen Territorien, „ob ſie wirkliches Eigenthum der Krone Englands wären, oder nur von dieſer Anſpruch darauf gemacht würde" ausdehnte. — Dieſem Geſetz zu Folge wurden mehrere Herren der Pelzcompagnie zu Friedensrichtern gewählt und bevollmächtigt, für geringere Vergehen die Straffälligen einzuziehen; die Bedeutenderen nach Canada zu ſchicken, die anderen aber gleich dort zu verhören, zu richten und zu beſtrafen. Doch darf ſich in den in den Territorien verhandelten Fällen der Betrag der fraglichen Summe nicht über 200 Pfund erſtrecken. — Im Falle eines Schuldenarreſtes können ſie den Schuldner in ihre eigenen Forts ſperren, oder ihn nach Canada ſchicken. —

Durch dieſe kurze Schilderung glaube ich gezeigt zu haben, daß der Handel und die Civil- und Criminal-Gerichtspflege im Oregon von brittiſchen Unterthanen gehandhabt wird, und daß die Amerikaner ihrer eigenen kaufmänniſchen Rechte beraubt ſind, wie für Vergehen, die auf republikaniſchem Boden begangen werden, von engliſchen Richtern eingezogen, verurtheilt und eingekerkert oder gehangen werden können.

Häufig iſt die Frage aufgeworfen, ob Oregon je als Straße zwiſchen den Vereinigten Staaten und China bedeutende Wichtigkeit erlangen würde, und die Antwort iſt dieſe:

Die Meerenge de Fuca und die öſtlichen Seearme haben die einzigen guten Häfen an der ganzen Küſte von Oregon. Die, in Pugets Sund bieten auch für den ausgebreitetſten Handel jede Bequemlichkeit dar. Schiffe können faſt mit jedem Küſtenwinde in die Meerenge und wieder hinaus und finden ſowohl Sommer als Winter, in kurzen Zwiſchenräumen an beiden Ufern guten Ankergrund, wie zwiſchen den Inſeln des Sundes einen ſicheren Hafen, um gegen die Stürme geſchützt zu ſein. Von Pugets Sund öſtlich iſt die Möglichkeit vorhanden, eine Eiſenbahn bis an die ſchiffbaren Waſſer des Miſſouri anzulegen, in deren Nähe Ueberfluß an Brennmaterial und andern dazu nöthigen Sachen zu finden wäre, und deren

Länge etwa 600 Meilen betragen würde. Ob dieß jedoch dem gewünschten Zwecke entsprechen würde, hinge dann sehr von der Schiffbarkeit des Missouri ab; da übrigens der chinesische Handel wichtiger in der Ein- als Ausfuhr sein würde, und die Materialien, die dann am oberen Missouri benutzt werden müssen, Boote zu bauen, in St. Louis wenigstens wieder zu dem Kostenpreise verkauft werden könnten, so läßt es sich als möglich, ja sogar als wahrscheinlich denken, daß der Handel zwischen China und den Vereinigten Staaten einst durch solche Landverbindung geführt werden möchte.

Der erste Tag der Wintermonate stieg mit klarem Himmel über die schönen Thäler des Oregon-Gebietes herauf: die Kuppen der Präsidenten-Gebirge streckten ihre Eispyramiden zwischen den sie umgebenden, grünen Hügeln empor und überschauten den Willamette, den unteren Columbia und das ferne Meer. —

Heerden californischen Viehes blökten auf den Wiesen, und Unmassen von englichen Schaafen sprangen und meckerten unter der Aufsicht ihrer Schäfer auf der Ebene herum; Schmiede und Böttcher, Zimmerleute und Blechschmiede, alles arbeitete und hämmerte schon frisch darauf los, als ich mich erhob, um zum Letztenmal in Fort Vancouver zu frühstücken, und das lebhafte Treiben draußen, der wunderliebliche Morgen, Alles stimmte recht gut mit den

freudigen Gefühlen überein, mit denen ich meine Habseligkeiten zusammenpackte, um zu meiner Familie, meiner Heimath zurückzukehren. Ob ich nun auch ungern von den, in der kurzen Zeit liebgewonnenen Freunden als Dr. Mr. Laughlin, Mr. Douglas und anderen schied, mußte ich dennoch meine Abreise beeilen, da das Schiff nach der Mündung des Flusses gesegelt war und dort nur die Ankunft des Mr. Simpson eines von den Buchhaltern der Compagnie, des Mr. Johnson, eines Amerikaners von St. Louis, und meine eigene Person erwartete.

Während wir aber durch die untere Mündung des Willamette in den Columbia einlaufen, wird es vielleicht für den Leser nicht uninteressant sein, einige Worte über das Leben in Vancouver zu hören.

In Fort Vancouver ist, wie ich schon erwähnt habe, die Niederlage aller Pelzwaaren, die westlich von den Rocky mountains eingesammelt sind, um sie von hier nach England zu verschiffen; wie ebenfalls der Platz, wo alle für das Territorium bestimmten Güter ausgeladen und an die verschiedenen Posten durch Schiffe, kleine Fahrzeuge oder Packthiere, wie es nun gerade die Lage des Ortes verlangt, ausgetheilt werden. —

Der Gouverneur Simpson errichtete es im Jahr 1824, als den Brennpunkt aller kaufmännischen Unternehmungen des großen gewaltigen Gebietes.

Es liegt auf einer wunderschönen Ebene, an dem nördlichen Ufer des Columbia und 90 Meilen von der See unter $45\frac{1}{2}^0$ nördl. Breite und 122^0 westl. Länge und steht etwa 600 Schritt vom Flußrande ab. — Der edle Strom ist dem Fort gegenüber 5000 Fuß breit und 5—7 Faden tief; das ganze umliegende Land aber mit Waldungen von Fichten, Kiefern, Cedern ꝛc. bedeckt, die hier und da mit kleinen offenen Stellen untermischt sind, und über welche die schneebedeckten Kuppen der Präsidenten-Berge, 35 Meilen im Osten, hinausragen.

Das Fort selbst bildet ein längliches Viereck, von 750 Fuß Länge und 450 Fuß Breite, durch 20 Fuß hohe Pallisaden eingeschlossen. Der inwendige freie Platz ist in 2 Hofräume getheilt, um welche herum 35 hölzerne Gebäude gereiht sind, die als Wohnungen für die im Fort Angestellten, Waarenhäuser für Pelze oder Güter oder Getreide, Werkstätten für Zimmerleute, Schmiede, Böttcher, Blechschmiede, Wagener ꝛc. benutzt werden. — Ein Gebäude, unfern des hinteren Thores ist zum Schulhaus, und ein aus Backsteinen aufgeführtes Gewölbe, zum Pulvermagazin bestimmt.

Die hölzernen Gebäude sind auf folgende Art errichtet: Pfosten zuerst in beliebigen Zwischenräumen eingerammelt, und in diese Fugen eingeschnitten, in welche man wiederum, an der Außenseite, Planken horizontal ein-

paßte und befeſtigte. Das waren die Wände. Das Sparrwerk bildete dann oben darauf, mit Bretern belegt, das Dach.

900 Schritt unter dem Fort und an dem Ufer des Fluſſes iſt ein Dorf, aus 53 hölzernen Häuſern beſtehend die größtentheils denen innerhalb der Palliſaden gleich gebaut ſind. In dieſen wohnen die Diener der Compagnie.

Zwiſchen denſelben iſt ein Hoſpital, wo die, welche erkranken, menſchlich und gut behandelt werden. Weiter zurück und etwas öſtlich vom Fort ſteht eine ungeheure Dreſchmaſchine, und neben dieſer eine Anzahl Blockhäuſer, um Getreide in den Garben aufzubewahren. Dahinter liegt die Vancouver-Farm, die ſich meilenweit den Fluß hinauf und hinunter erſtreckt; 3000 Aecker eingehegten Landes, in herrliche Felder abgetheilt, mit kleinen Gebäuden überall wie beſprenkelt. Ein gar geſchäftiger Platz iſt dieß! Mit Tagesanbruch ruft ein berittener Farmer wohl 100 Irokeſen und Halb-Indianer aus ihren Hütten in's Feld; zwanzig bis dreißig Pflüge öffnen den fruchtbaren Boden; die Säer folgen mit dem Saamen, und dicht hinter ihnen Reihen von Eggen, denſelben wenn er kaum, den Boden berührt hat, zuzudecken. Auf dieſe Art werden 30—40 Acker in einem Tage bepflanzt, bis die ungeheuere Farm beſtellt iſt. In

er Erntezeit glitzern ebenfalls wieder zahlreiche Sicheln und Hacken in den Strahlen der heißen Sonne, um Nahrung für 700 Menschen in diesem Posten und für Tausende in den Posten der Wildniß gen Osten oder Norden einzusammeln.

Auch die Säge-Mühle ist ein lebendiges Bild der Thätigkeit und ein Schauplatz unermüdeter Arbeit. Dreißig bis vierzig Sandwich-Insulaner fällen die Fichten und schleppen sie zur Mühle; abwechselnde Wachen oder Abtheilungen von Arbeitern halten 2 Sägen Tag und Nacht in Gang, und 3000 Fuß Breter (900,000 Fuß im Jahr) werden täglich darauf gesägt, und nach fremden Häfen geschafft.

Ebenso ist die Mahlmühle nicht müßig; sie muß nicht allein Mehl für die Posten, sondern auch für den russischen Markt in Nordwesten schaffen. — Aber wir wollen in das Fort hineingehen. Der Schmied bessert Pflugeisen, Eggenzähne, Ketten und Mühleisen aus; der Blechschläger macht Becher und Feldkessel für die Indianer; der Wagener verfertigt Wagen-, Pflug- und Eggengestelle; der Zimmermann errichtet neue Häuser und bessert die alten aus; der Böttcher hämmert an seinen Fässern, um gesalzenen Lachs und Pelze hineinzupacken; die Buchhalter schreiben emsig, und bereiten ihre jährlichen Berichte nach London vor; die Händler nehmen Biber-

felle in Empfang, und verabreichen Waaren dafür. Von jenem Hause her schallen die Stimmen einer Menge Kinder; es sind Halbindianer, die Kinder der Herren und Diener der Compagnie, die auf der Compagnie Kosten erzogen werden, um später in Canada irgend ein Handwerk zu erlernen. — Dort steht auch der Gärtner, der mit stiller Zufriedenheit von dem nördlichen Thor aus, 10 Acker eines schönen, mit Früchten beladenen Aepfelgartens, seine Weinlauben und seine Beete mit Gartengewächsen und Blumen überschaut; doch die Glocke läutet zum Mittagsessen, und wir wollen die Halle und ihre Tafelfreuden betrachten. —

Die Speisehalle ist ein geräumiges Zimmer, im 2. Stockwerk, das mit Fichtenbretern inwendig gut ausgeschlagen, durch einen großen Ofen in der südwestlichen Ecke desselben hinlängliche Wärme empfängt, um behaglich zu sein. — Am oberen Ende des 20 Fuß langen Tisches steht der Gouverneur Mc, Laughlin, und weißt jedem seiner Gäste, wie den Herren der benachbarten Posten ihre Plätze an, während Händler und Buchhalter und alle anderen, bei der Verwaltung des Forts Angestellten, ehrerbietig an das untere Ende zu ihren Plätzen gleiten, und zwar ebenfalls nach ihrem Rang, der sich dadurch auszeichnet, daß sie näher zum, oder entfernter

vom Gouverneur zu sitzen kommen. Ein Tischgebet wird gesagt und Alles setzt sich. —

Roastbeef, Schweinefleisch, gekochtes Hammelfleisch, gebratener Lachs, gekochter Schinken, Rüben, Rettige, Kohl, Kartoffeln, Waizenbrod ꝛc., ist geschmackvoll auf dem Tische vertheilt, und ein schönes Gedeck herrlichen englischen Steinguts mit blickenden Gläsern und coralenfarbigen Weines, geben der Tafel ein einladendes, sogar elegantes Ansehen. Nach dem Essen, da Wein und Tischtuch fort war, wurden Cigarren angebrannt, und auf dem Gehöfte und in den Grundstücken umherschlendernd, beschlossen wir die heiter verlebte Mittagsstunde. Dieß ist ungefähr ein kurzer Umriß des Lebens in Vancouver, doch jetzt sind wir an der unteren Spitze der Wappatoo-Insel, und landen, um uns mit etwas Nahrung und Feuerwärme zu erquicken. Dieß soll der höchste Punkt derselben sein, und nie überschwemmt werden. Ein hohes, felsiges Ufer, und Wasser, tief genug die größten Schiffe zu tragen, werden diesen Ort zum eigentlichen Handelsplatz der Insel machen. Das südliche Ufer des Flusses jedoch, eine halbe Meile unterhalb etwa, ist ohne Zweifel der wichtigste Platz für die Lage einer Stadt am ganzen Columbia. Diese würde an der unteren Mündung des Willametta, am natürlichen Ausfuhrpaß des fruchtbarsten Landstrichs in Oregon liegen,

wo sich ein mäßiger, mit Fichtenwaldung bewachsene Hügel bis zum Fluß hinabzieht; auch ist unfern vo dort eine Schlucht in den Gebirgen, durch welche mi wenig Arbeit eine Straße nach den Prairieen des Süden angelegt werden könnte. Auf diesen Platz hat die Hud son Bay-Compagnie ein Haus gebaut und läßt es vo einem ihrer Diener bewohnen. —

Nachdem wir unsere kleine Mahlzeit beendigt hatten überließen wir die Wappatoo-Insel der Herrschaft de wild gewordenen Schweine, und begaben uns wieder i unser Boot. Es war ein naßkalter, unfreundlicher Tag; die Wolken kamen schwarz und schnell vom Südweste her, und verfinsterten die Sonne; der Wind fegte i unregelmäßigen Stößen über das Wasser und macht es eine schwierige Arbeit unser Boot ungefährdet weite zu führen, wir hatten aber einen tüchtigen, alten Sand wich-Insulaner an einem Ruder und 4 oder 5 kräftig Indianer an den andern und schliefen dieselbe Nacht noch trotz Wind und Wellen, etwa 12 Meilen unterhalb Co welitz. So weit unter Vancouver war der Columbi meistens 3000 Fuß breit und an beiden Seiten, ob gleich vom Flußrande aus von 2000—3000 Fuß hoch aufsteigenden Gebirgen eingefaßt, die dicht mit Nadelwal dungen bedeckt waren. Diese Gebirge werden von den Chenooks als Begräbnißplätze benutzt, und eine groß

Anzahl von Leichen wurde während des epidemischen Fiebers, welches 1832 fast diesen Theil des Columbia-Thales seiner Einwohner beraubte, zwischen ihnen aufbewahrt. Gewöhnlich werden sie in Felle eingewickelt, in Canoes gelegt, und an die Aeste der Bäume, 6—8 Fuß vom Boden, aufgehangen. Tausende von diesen konnte man sehen. —

Sie hingen, dicht an der Wasserseite, in Gruppen beisammen, und eins von ihnen hatte ein umgekehrtes Canoe gerade über sich, das fest an das untere, welches die Leiche enthielt, angebunden war. — Wir wurden oft durch den heftigen Wind nahe ans Ufer getrieben, und bemerkten stets, daß diese Sargboote am Boden durchlöchert waren. Wie mir gesagt wurde, geschieht dieß, um einem doppelten Zweck zu entsprechen; erstens um das etwa hineinregnende Wasser heraus zu lassen, und dann auch zu verhindern, daß sie jemals wieder von Lebenden benutzt werden können. —

Der 3. war ein stürmischer Tag; die Südwinde trieben vom stillen Meer eine gewaltige Fluth den Strom herauf und peitschten den Columbia zu weißem Schaume; dennoch rückten wir, uns stets unter dem vom Winde geschützten Ufer haltend, bis Sonnenuntergang ruhig vor, wo dann die große Erweiterung des Flußbettes uns anzeigte, daß wir nur noch etwa 15 Meilen von der See-

küſte entfernt wären. Der Wind ließ nach und wi
ruderten aus Leibeskräften; doch war die Dunkelheit ſo
dicht, daß wir unſern Cours verloren und auf eine Sand
bank, 13 Meilen nördlich von „Tongue Point", liefen. —
Nach vieler Mühe und Arbeit gelang es uns endlich,
los zu kommen, und nach dem nördlichen Ufer ſteuernd
waren wir in kurzer Zeit wieder in tiefem Waſſer.

Das Schiff aber, das Schiff! war das ober- oder
unterhalb Tongue Point? im letzteren Falle hätten wir
es die Nacht nicht mehr erreichen können, denn der Wind
fing mit jedem Augenblick an, wieder ſtärker zu blaſen;
die Wellen wurden wilder und ungeſtümer und warfen
ihren weißen Schaum bei jedem Ruderſchlage in unſer
Boot, daß wir ſchon anfingen, zu überlegen, ob uns
wohl noch geſtattet ſein würde, eine ganze Stunde lang
Athem zu holen, oder nicht; als die dunkelen Umriſſe
des erſehnten Fahrzeugs, etwa eine halbe Meile unter-
halb, zwiſchen uns, und dem offenen Horizont dahinten
ſichtbar wurden. Die Ruder griffen ſchnell und kräftig
ein, die ſchwache Barke ſchoß über und durch die weiß-
ſchäumenden Wogen, und lag in wenigen Minuten tan-
zend und bäumend unter dem Lee des edlen „Vancouver".
Ein Tau wurde uns augenblicklich zugeworfen, und wir
ſtanden auf ſeinem zierlichen Deck, augenſcheinlich eben von
einem naſſen Grabe gerettet, denn die Wellen brachen ſich

jetzt mit erneuter Stärke und Wuth an den Seiten des Schiffes. Capitain Duncan empfing uns ſehr herzlich, und machte uns augenblicklich mit der wohlthuenden Gaſtfreundlichkeit ſeiner Cajüte bekannt. —

Am nächſten Morgen fuhren wir bis Aſtoria hinunter und ankerten etwa 150 Schritte vom Ufer. Der Capitain und die Paſſagiere landeten etwa um 10 Uhr, und da mich dieſer Ort ganz beſonders intereſſirte, weil er nicht allein durch Washington Irwings Geiſt unſterblich gemacht iſt, ſondern auch den Unternehmungsgeiſt meines Landmannes, John Jacob Aſtor ſeinen Urſprung verdankt, benutzte ich meine Zeit eifrig genug, um ihn genau zu unterſuchen.

Die Lage deſſelben iſt $\frac{3}{4}$ Meilen oberhalb der Landſpitze, zwiſchen dem Columbia und der Clatſop-Bay. — Es iſt eine, früher mit dichtem Walde bedeckte Hügelſeite und der Raum, der geöffnet wurde, mag ungefähr 4 Acker betragen, für den Ackerbau übrigens zahlloſer Quellen wegen, die aus der Oberfläche herausſprudeln, zu feucht. Den Hintergrund bildet immer noch dunkler Wald. Vorn iſt der Columbia, und die unregelmäßigen Fichtenhügel des gegenüberliegenden Ufers; das ſtille Meer breitet ſich im Weſten aus. —

Aſtoria iſt verſchwunden; nichts iſt von all den Gebäuden übrig geblieben, als eine alte Leiſtenthür aus Ce-

dernholz; nichts von all seinen Bastionen und Pallisaden erhalten, als etwa ein halbes Dutzend der letzteren, die wankend und vereinzelt im Gebüsch stehen. Während wir über den Platz umher suchten, kamen wir an den Stamm eines ungeheuren Baumes, der schon seit langer, langer Zeit umgestürzt war, und der zwischen 6 und 7 Faden im Umfang hatte. Keiner wußte, wie lange dieser Riese der Wälder schon, verfaulend, dort lag.

Die Hudson Bay-Compagnie hat den Platz jetzt im Besitz, und nennt ihn Fort George. Die Geschäftsführer haben drei Blockhäuser darauf errichtet, und halten einen ihrer „Clerks" dort, der besonders sein Auge auf das Meer gerichtet hält und Alles scharf beobachten muß. Sobald ein Schiff ankömmt, oder nur in der Entfernung sichtbar wird, eilt die Nachricht so schnell nach Vancouver, wie sie Ruder und Arme hinschaffen können. — Dieser Herr unterhält auch einen kleinen Handel mit den Chenook- und Clatsop-Indianern, und solchen Einfluß übt er über sie aus, daß er unter seinen Kameraden und Vorgesetzten den ausgezeichneten Titel des „Königs der Chenooks" bekommen hat. — Er ist ein munterer gesellschaftlicher Bursche, und trägt, wie ich fest überzeugt bin, seine Krone mit so wenig Nachtheil für sich selbst, als seine Unterthanen. —

Am Nachmittag sagten wir Astoria Lebewohl und fuhren nach „Cape Disappointment" hinunter. Die Strömung des Flusses läuft vom Fort in einer nordwestlichen Richtung nach der Spitze des Cap's und schießt dicht unter diesem etwa 4 Meilen in einem südwestlichen Cours fort, wo sie dann die Sandbank kreuzt. — Der Wind war nicht sehr günstig, als wir nach der nördlichen Seite überfuhren, und wir sahen schon einen langen Aufenthalt in Bakers Bay voraus, als wir uns aber dem Cap näherten, kam eine herrliche frische Briese von Osten, füllte alle Seegel und drängte das edle Schiff kühn und gewaltig durch die schäumenden, kochenden Wogen. Aber ängstlich begannen unsere Herzen zu schlagen, da wir schneller und schneller der Sandbank zuflogen, die sich quer durch den Columbia zieht; die Senkbleie wurden geworfen, und immer seichter ward die Fluth; da befreite uns endlich der fröhliche Ruf „fünf Faden" von aller Angst und Sorge; wir waren über die Bank hinüber und Capitain Duncan erfaßte die Hände seiner Passagiere und gratulirte ihnen, der nicht unbedeutenden Gefahr von diesen wilden Wassern verschlungen zu werden, in denen schon so manches brave Schiff und starke Herz zusammen gesunken, entgangen zu sein. —

Vor der Mündung des Columbia, auf der weiten wogenden See schaukelten wir; die tolle Brandung peitschte

die felsigen Ufer. Hundert Meilen das Thal hinauf reckte sich die schneeige Pyramide des Mount Washington, von den grünen Waldungen des untern Oregon umgeben, in die Wolken empor.

Diese Scene werde ich nie vergessen, aber sie war zu wild, zu überirdisch, um beschrieben zu werden. Wir staunten sie bei Sonnenuntergang an, eine furchtbare Sturmnacht folgte, und am nächsten Morgen war Oregon verschwunden!

Anhang.

Das Nachstehende ist den Reiseskizzen eines Deutschen, Dr. F. A. Wislizenus entnommen, der zu derselben Zeit die Felsengebirge besuchte, ja sogar in Fort Davy Crockett mit Hrn. Farnhams Reisegesellschaft zusammentraf. Es schildert in kurzen Umrissen den Indianer Nord-Amerikas und wird vielleicht als ein nicht unwillkommener Beitrag zur Kenntniß jener wilden Stämme angesehen werden.

Die Indianer.

Wenn eine Nation untergegangen ist, so erweckt sie das Interesse der Nachwelt, und Geschichtschreiber und Alterthumsforscher erschöpfen sich in Forschungen über den Charakter eines solchen Volkes. Das Dasein eines Volkes aber, was blos dem Untergange nahe ist, wie charakteristisch auch sein Leben und wie belehrend seine Geschichte für die Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts sein mag, scheint nicht gleiches Interesse zu erregen. Dies mag eine der Ursachen sein, warum wir

bis jetzt meines Wissens noch gar keine Geschichte dieser einst weit verbreiteten Menschenrace besitzen, welche den Continent von Amerika im alleinigen Besitz hatte, ehe sie von der vordringenden kaukasischen Race darin zurückgedrängt wurde. Die Schwierigkeiten, welche Unbekanntschaften mit den vielen Sprachen der Indianer, ihre eigene Unwissenheit über ihren Ursprung, die fortdauernde Feindseligkeit mancher Stämme gegen alle Weißen, die Beschwerlichkeit der Reise und des Lebens unter ihnen, einem solchen Unternehmen entgegensetzen, will ich allerdings nicht in Abrede stellen, doch würde sich bei einem gründlichern Studium dieses Volkes jedenfalls eine genügendere Geschichte desselben jetzt noch zusammenstellen lassen, als in 100 Jahren, wo blos die Schatten dieser untergegangenen Race unter uns herumwandeln werden. Die Vereinigten Staaten sind es sich selbst und dieser verdrängten Race schuldig, alle geschichtlichen Denkwürdigkeiten derselben so bald als möglich zu sammeln und als memento mori der Nachwelt zu übergeben.

Die Indianer sind durch so viele körperliche Eigenschaften von dem übrigen Menschengeschlecht verschieden, daß man ihnen einen eigenen Platz unter den 5 Menschenracen, in welche Naturforscher die Säugethier-Familie, Mensch, eingetheilt haben, einräumt. Ob diese 5 Racen ursprünglich existirten, oder ob wir alle eine

einzigen gemeinſchaftlichen Stammrace entſprangen, aus der die verſchiedenen Racen ſich allmählich entwickelten, iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen. Eben ſo wenig kann ich beſtimmen, ob wir im erſten Falle die Indianer als eine urſprüngliche Race, oder als Abkömmlinge der Mongoliſchen, die vom nördlichen Aſien her nach Amerika einwanderte, zu betrachten haben. Die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten übrigens, wegen deren man ſie jetzt als eigene Menſchenrace, als die amerikaniſche, bezeichnet, beſtehen in folgenden: Die Hautfarbe des Indianers iſt braunroth, meiſt lohfarbig, zimmetbraun oder dunkel kupferroth, zuweilen aber auch bronzefarbig. Sein Haar iſt ſchwarz, ſchlicht und ſtraff. Sein Geſicht iſt breit, aber nicht platt, die Geſichtszüge ſtark ausgewirkt. Die Augen ſitzen tief und ziemlich horizontal. Die Stirne iſt nicht hoch, an den Seiten aber zuſammengedrängt. Der Geſichtswinkel iſt gegen 80 Grad. Die Naſe iſt etwas breit, aber erhaben und gerade, zuweilen mit römiſcher Krümmung. Die Backenknochen ſind ſehr hoch und hervorſpringend, das Kinn beinahe viereckig. Das Barthaar iſt ſchwach, was ſeinen Hauptgrund vielleicht in der Gewohnheit hat, es frühzeitig auszurupfen.

Ueber den Charakter der Indianer iſt ſchon viel gefabelt worden. Einige ſtellen ſie als römiſche Helden und unverdorbene Naturſöhne dar, andere als Feiglinge und

als den Auswurf der Menschheit. Die Wahrheit liegt hier in der Mitte. Vor allen müssen wir die Indianer, welche die Cultur schon „beleckt" hat, von den roheren, aber freieren Stämmen des fernen Westens unterscheiden. Erstere haben keinen markirten Charakter mehr; der ihnen von der Nothwendigkeit gebotene Betrieb des Ackerbaues hat die kräftigen Züge des alten Jägerlebens in ihnen verwischt, ohne ihnen das milde Gift der Kultur dafür eingeimpft zu haben. Um uns jedoch von dem Charakter der freieren N. A. Indianerstämme eine richtige Vorstellung zu verschaffen, wollen wir vorerst ihre gemeinsame Lebensart und Sitten etwas näher beleuchten.

Die Indianer, welche die westlichen Territorien der Vereinigten Staaten bewohnen, sind in viele einzelne Stämme geschieden, die sich ganz unabhängig von einander betrachten. Sie leben sämmtlich von der Jagd, namentlich der Büffeljagd, und jeder Stamm nimmt einen weiten Bezirk mit sehr unbestimmten Grenzen als sein Land in Anspruch. Außerdem erkennen sie gewisse Gegenden, die gewöhnlich sehr büffelreich sind, als gemeinschaftliches Jagd- und Kriegsterrain an, auf dem sich verschiedene Stämme herumtummeln und das Recht des Stärkern gegen einander geltend machen. Zwischen den einzelnen Stämmen herrscht ewige Feindschaft, jeder Stamm muß einen Erbfeind haben, gegen den er Blut-

rache ausübt. Ihre Kriege gegen einander bestehen aber selten in offenen Angriffen und Schlachten, sondern sie suchen sich gewöhnlich so lange zu umschleichen, bis eine Partei die andere überrumpeln und niedermetzeln kann. Beim Angriff erheben sie ein furchtbar gellendes Geschrei, den s. g. Warwhoop. Die Erschlagenen werden scalpirt, d. h. die Kopfschwarte wird auf dem behaarten Theil des Kopfes zirkelförmig eingeschnitten und vom Schädel gezogen. Ein Skalp von einem Feinde ist der höchste Triumph des Indianers. Je mehr Skalps ein Indianer aufzuweisen hat, desto höher steht er in der Achtung seines Stammes. Zuweilen, wenn die Erbitterung nicht sehr groß ist, machen sie ihre Feinde auch blos zu Gefangenen und behandeln sie dann als Sklaven. Den Frauen wird gewöhnlich dieses Loos zu Theil. Die Hauptwaffe der Indianer ist der Bogen und Pfeil. Durch Handel mit den Weißen haben viele unter ihnen jetzt auch Feuergewehr bekommen, und sie verstehen sehr gut damit umzugehen, jedoch verkaufen ihnen alle Handelscompagnieen blos kurze, schlechtgearbeitete Karabiner und gar keine Büchsen. Eine andere, dem Indianer eigenthümliche Waffe ist der Tomahawk, ein kleines Beil, das sie im Handgemenge brauchen, und ebenfalls in den Forts einhandeln. Früherhin verfertigten sie dieselben von spitzen Steinen. Oft ist der Tomahawk zugleich zur Pfeife eingerichtet, um daraus

rauchen zu können. Gewöhnlich aber bedienen sie sich zu diesem Zweck besonderer langer Pfeifen, die einen großen Luxusartikel unter ihnen ausmachen und dem Eigenthümer oft um keinen Preis feil sind. Der Kopf dieser Pfeifen ist von einer rothen Thonerde verfertigt, die sich am obern Missouri findet und ein Gegenstand des Tauschhandels zwischen den östlichen und westlichen Stämmen ist. Das Rauchen ist unter Indianern zu einer conventionellen Begrüßungsformel geworden. Wenn man mit einem Fremden die s. g. Friedenspfeife geraucht hat, so ist sein Haupt unversehrt. Gewöhnlich rauchen die Indianer blos Kautaback, der mit verschiedenen Kräutern gemischt wird, in Ermangelung desselben aber auch Sumach und andere betäubende Pflanzen. — Jeder Indianerstamm hat einen Anführer (chief), dessen Würde in seiner Familie erblich ist, für kriegerische Unternehmungen aber wählen sie sich oft besondere Führer. Der Anführer hat sich in allen wichtigen Angelegenheiten mit den Kriegern des Stammes zu berathen, kann aber sonst, namentlich wenn er sich durch Tapferkeit auszeichnet, sehr eigenmächtig verfahren. — Die religiösen Feierlichkeiten werden von einem s. g. Medicin-Manne geleitet, der durch Hokus Pokus aller Art dem Volke zu imponiren weiß. Die religiösen Begriffe der Indianer selbst sind noch sehr roh. Wie alle Völker in der Kindheit, glauben sie an ein

böſes und gutes Princip und an eine Fortdauer nach dem Tode, in welcher der Tapfere ſich des ungeſtörten Genuſſes aller Güter dieſer Erde erfreut. Ein Hauptpunkt ihrer religiöſen Feierlichkeiten beſteht in verſchiedenen wilden Tänzen und Geſängen. — Jeder Indianerſtamm hat ſeine eigene Sprache. Alle ihre Sprachen ſcheinen eine gemeinſchaftliche Abſtammung zu haben, bei der Abgeſchloſſenheit der einzelnen Stämme jedoch, und dem Mangel aller Schrift mag die Aehnlichkeit oft ſehr verwiſcht worden ſein. Ihre Sprachen ſollen meiſtens ſehr reichhaltig ſein, und viel Biegſamkeit zur Bildung neuer Wörter beſitzen. Die Ausdrucksweiſe des Indianers iſt eine Miſchung von lakoniſcher Kürze und bilderreicher Sprache, ihre Vergleiche ſind aus der ſie umgebenden Natur gewählt und meiſt ſehr treffend. — Ueber das tägliche Leben der Indianer hatten wir in früheren Skizzen oft Gelegenheit, Bemerkungen zu machen. Die meiſten Stämme wohnen blos in Zelten und führen ein wanderndes Jägerleben. In jedem Zelt wohnt gewöhnlich eine Familie. Vielweiberei iſt unter allen Stämmen Sitte, aber blos die Reicheren machen Gebrauch davon. Die indianiſchen Frauen (Squaws) ſind in der Regel nichts weniger, als ſchön zu nennen, doch mag ihre Unreinlichkeit viel dazu beitragen, ihre Reize zu verbergen. Die Squaws werden übrigens nicht viel beſſer

als Sklavinnen behandelt, der Wille ihrer Eheherren ist ihre letzte Instanz. Jagd und Krieg sind die einzigen Beschäftigungen des Mannes, alles übrige liegt den Frauen ob. Die Squaw hat die Pferde zu besorgen, hat das Zelt auf- und abzuschlagen, hat für das Gepäck Sorge zu tragen, das erlegte Wild zu metzeln, die Küche zu bestellen, die Häute zu gerben, Kleider und Mokassins zu machen u. s. w. Trotz dieser vielseitigen Ansprüche an ihre Thätigkeit sind sie meist unverdrossen und gutmüthig und ertragen die oft in Thätlichkeiten sich äussernden Launen ihrer Gebieter mit indianischer Standhaftigkeit. Die Kinder werden frühzeitig sich selbst überlassen; ich habe nie gesehen, daß sie geschlagen wurden. Gewöhnlich lernen sie eher reiten als laufen, doch erlangen sie auch in letzterem sehr bald große Schnelligkeit und Ausdauer. Obwohl ihre Muskeln nicht besonders stark entwickelt sind, so scheinen sie doch einen gewissen Grad von Zähigkeit zu besitzen, der sie zu außerordentlichen Anstrengungen fähig macht. Die Weiber sind nicht weniger abgehärtet, wie die Männer, doch wird die völlige Entwickelung ihres Körpers durch zu frühes Heirathen, oft schon im 10. und 11. Jahre, gehindert. Von Krankheiten leiden diese harten Naturkinder wenig, ansteckende Krankheiten jedoch, wie die Blattern, raffen zuweilen eine große Menge von ihnen hin. Ihre Arzeneien bestehen blos

in Kräutern. Außerdem haben sie viel Zutrauen zu Dampfbädern, die sie in s. g. Schwitzzelten, sweat lodges, worin Wasser auf heiße Steine geschüttet wird, nehmen. — Der Reichthum eines Indianers besteht hauptsächlich in Pferden. Ihre Pferde stammen von Mexiko und sind ein so dauerhafter Schlag, wie die Indianer selbst. Wer keine Pferde besitzt, sucht welche zu stehlen. Diebstahl gilt unter den Indianern überhaupt für etwas erlaubtes, Pferdediebstahl aber sogar für ehrenvoll. Solche Pferdediebsbanden folgen einem andern Stamme oder einer Caravane von Weißen, oft Wochen und Monate lang, bis sie Gelegenheit finden, die ganze Heerde davon zu treiben. Außer Pferden besitzt jeder Indianer gewöhnlich eine Menge Hunde, die theils zum Lasttragen, theils, in Ermangelung anderen Fleisches, zur Nahrung gebraucht werden. Sie sind ihrem Aeußern und ganzen Wesen nach, dem Wolfe sehr verwandt und stammen wahrscheinlich von ihm ab. — Die Kleidung der Indianer besteht meist aus ledernen Unterhosen und einem Teppich oder einer Büffelhaut, bei den Frauen noch aus einem ledernen, von der Brust bis auf die Knie reichenden, Oberhemd. Ihre leichten, ledernen Schuhe, die s. g. Mokassins, fertigen die Squaws mit großer Geschicklichkeit, indem sie keine andere Werkzeuge dazu brauchen, als eine Ahle und Faden von Büffelsehnen. Der Kopf ist

bei beiden Geschlechtern unbedeckt. Eitelkeit und Putzsucht ist diesen Naturkindern wo möglich noch mehr eigen, als den Kindern der Cultur. Doch beobachtet man darin eine große Abstufung von dem oft ganz nackten Naturſohne bis zum vollendeten indianischen Stutzer, der, im Gesicht mit Zinober bemalt, die Haare mit Federn geschmückt, den Körper mit Perlen und Messingdraht behangen, ganze Stunden lang in ein Stückchen zerbrochenes Spiegelglas gaffen kann, um das Meisterstück der Schöpfung zu bewundern.

Welches sind nun die charakteristischen Eigenschaften der Indianer? Ihre körperlichen bestehen, außer den oben angeführten Raceverschiedenheiten, in bewundernswerther Stärke, Gewandtheit und Ausdauer, verbunden mit höchst entwickelter Schärfe der Sinne. Ein Indianer erblickt seinen Feind, ehe der Weiße ihn mit dem Fernrohr entdeckt. Mit dem Ohr auf die Erde gelegt, belauscht er auf weite Strecken jeden verdächtigen Schall, mit seinem scharfen Geruch wittert er oft Rauch und feindliche Spuren, wo der Weiße noch keine Ahnung davon hat. Unter seinen geistigen Eigenschaften fällt uns zuerst sein Stolz in die Augen, mit dem er auf seine Umgebung, namentlich die blassen Gesichter herabsieht. „The proudest thing in the world is an Indian," sagte mir einst ein alter Gebirgsmann, und wer je einen freien Indianer

mit festem geraden Schritte, militairischer Haltung, unverwandtem Blicke und scheinbarer Gleichgültigkeit durch die Straßen einer volkreichen Stadt, die er vielleicht zum ersten Mal erblickt, gehen sah, wird das Urtheil nicht so unrecht finden. Dieser Stolz scheint mir nichts anderes, als ein Bewußtsein seiner Selbstständigkeit zu sein. Der Indianer, der in der weiten Prairie oder in dem Gebirg geboren und erzogen ist, der von Kindheit an mit den Gefahren eines wilden Jäger- und Kriegslebens vertraut wurde, der seine Heimath findet, wo sein Arm stark genug ist sich zu behaupten, sein Obdach, wo der Himmel sich wölbt, muß natürlich ein anderes Selbstständigkeitsgefühl besitzen, als der verweichlichte Culturmensch, der in tausend abhängigen Verhältnissen geboren, erzogen und begraben wird. Der Indianer fühlt sich frei, seiner Bedürfnisse sind wenige, seine Hülfsmittel liegen in ihm selbst, dies Bewußtsein erfüllt ihn mit jenem Stolz und mit jener Verachtung gegen alle Cultur. Doch ist seine Gleichgültigkeit dagegen oft nur scheinbar und hat ihren Grund in einem andern markirten Charakterzug des Indianers, seiner großen Selbstbeherrschung. Die Leidenschaften des Indianers sind so stürmisch und auflodernd, als sie bei einem Menschen nur sein können, aber seine Selbstbeherrschung läßt ihn äußerlich ruhig erscheinen. Ein Indianer erträgt oft, ohne den geringsten Schmerz

zu verrathen, martervolle Todesarten, blos um seine Feinde durch seinen Muth zu verhöhnen. Der Indianer, der seine Gefühle oder Plane verbergen will, läßt seine Linke nicht wissen, was die Rechte thut, weder Freundlichkeit noch Drohungen können sein Schweigen brechen. Diese Selbstbeherrschung dient ihm anderer Seits auch oft zum Deckmantel von Hinterlist und Verrath. Die Weißen selbst aber haben sich leider schon so manche Verrätherei gegen Indianer zu Schulden kommen lassen, daß die Grausamkeiten der letzteren dadurch oft gerechtfertigt erscheinen. Auch das Recht der Gastfreundschaft hat durch Bekanntschaft mit den Weißen an Achtung unter ihnen verloren, doch scheint es jetzt noch bei den meisten Stämmen Sitte zu sein, daß, wenn selbst ein Erbfeind Schutz suchend in das Zelt des Anführers tritt, ihm kein Haar gekrümmt wird; am nächsten Tag aber vielleicht schon, wenn man ihn in der Prairie oder im Gebirg ergreift, ist sein Skalp verloren. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob der Indianer wirklichen Muth hat, oder von Natur feig ist. Wer die Lebensweise der Indianer kennt, muß zugeben, daß, wenn Muth sich in einem Menschen entwickeln läßt, sie völlig geeignet ist, einen Mann mit Furchtlosigkeit und Todesverachtung zu erfüllen. Daß die Indianer den Waffen der Cultur gewöhnlich unterliegen, und in weit überlegener Anzahl oft von einigen ent-

schlossenen Weißen zurückgeschlagen wurden, ist kein Beweis gegen ihren, oft an Tollkühnheit grenzenden Muth. Ihre Art und Weise, Krieg zu führen, läßt uns übrigens oft als Feigheit erscheinen, was Plan und Berechnung bei ihnen war. So halten sie es z. B. für Thorheit, in offener Schlacht gegen einander anzurücken, und Blackhawk, der berühmte Saukes- und Fox-Häuptling, als er einem großen Manenvre in New-York zusah, wobei mehre Batterien erstürmt wurden, konnte sich nicht genug über die Dummheit wundern, hunderte von Kriegern auf diese Art zu opfern, während man die Batterie bei Nacht, ohne einen Mann zu verlieren, überrumpeln könne.

Die Indianerstämme, welche jetzt das große Missouriterritorium durchstreifen, sind namentlich die Kanzaus, die Sioux und Pawnees. In der Nähe der Felsengebirge, und jenseits derselben im Oregon leben die Crows, die Blackfeet, die Entaws, die Snakes, Nez Percés, Flatheads, Pannaks ꝛc. Von diesen Stämmen sind einige den Weißen befreundet, andere sind zweideutige Freunde, andere sind offene Feinde. Das letzte gilt namentlich von den Blackfeet, dem Schrecken der Trapper und Reisenden. Die Blackfeet streichen inmitten und zu beiden Seiten der Felsengebirge herum und sind seit langer Zeit schon die geschwornen Feinde, nicht blos der Weißen, sondern auch aller Indianer. Sie betrachten sich als die Herrn der

Welt, und bekriegen Jedermann, der sich ihnen nicht unterwirft. Ihre Kühnheit und Verwegenheit macht sie weit und breit gefürchtet. Die meisten Weißen, die in den Felsengebirgen umkommen, werden von ihren Tomahawks erschlagen. Kleine Parthieen Trapper werden schonungslos von ihnen verfolgt, aber auch größere Haufen greifen sie an, und beginnen oft förmliche Scharmützel. Wenn sie unvermuthet auf ihren Streifzügen mit einer andern Parthei zusammentreffen, so greifen sie entweder an, oder sie fliehen, weil sie blos mit Feinden zusammentreffen können. Durch diesen unversöhnlichen Haß gegen Alles, was nicht von ihrem Stamm ist, den sie mit der verwegensten Consequenz durchzuführen suchen, ist der Name Blackfeet ein Schreckenswort für die Gebirgsleute geworden, ähnlich dem des gräßlichen Bären in der Thierwelt. Durch die beständigen Kriege jedoch, und noch mehr durch Krankheiten, namentlich durch die Blattern, die vor mehren Jahren unter ihnen hausten, ist ihr Stamm schon sehr zusammengeschmolzen und hat somit auch an Furchtbarkeit verloren.

Was das künftige Loos dieser wilden Stämme sein wird, die jetzt noch ungezügelt den fernsten Westen der Ver. Staaten durchjagen, läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit aus dem bisherigen Schicksale der östlichen Indianerstämme voraussagen. Wo im Völkerleben wirkliche Cultur mit rohen Naturkräften zusammentrifft, da

werden die letzten unterliegen. Die unaufhaltſam nach Weſten vordringende Cultur hat bis jetzt Schritt für Schritt die Indianer vor ſich hergetrieben, und wenn Feindſeligkeiten mit den Weißen und unter ſich ſelbſt nicht hinreichten, ihre Anzahl zu vermindern, ſo vollendeten es Krankheiten und geiſtige Getränke. Ganze Stämme, die früher in Staaten wohnten, wo jetzt die Cultur ihren bleibenden Sitz aufgeſchlagen hat, deren Name dem Pionees des Weſtens damals vielleicht ſo furchtbar klang, wie der der Blackfeet dem Gebirgsmann, ſind untergegangen und haben kaum eine Spur ihres Namens zurückgelaſſen. Einige wenige haben ſich zum Ackerbau bequemt und leben als Schattenbilder einer untergegangenen Raçe unter uns fort. Die weſtlichen Stämme beſitzen zwar bis jetzt noch eine Schutzmauer gegen das Vordringen der Cultur in der unendlichen, großentheils ſandigen, Prairie, die ſich gegen 1000 Meilen weit von der Grenze des Staates Miſſouri bis zum Fuß der Felſengebirge erſtreckt, in den Gebirgen ſelbſt und den weiten Sandſteppen jenſeits derſelben; aber dieſe Hinderniſſe ſind nicht unüberſteiglich. Die große Prairie enthält wenigſtens zur Hälfte cultivirbares Land, und der Mangel an Holz, der weniger der Beſchaffenheit des Bodens, als den häufigen Prairiebränden und der Menge des Wildes, namentlich der Büffelheerden, zuzuſchreiben iſt, wird mit dem allmähligen Vor-

ſchreiten der Cultur ſich weniger fühlbar machen. Auch Illinois hatte früher viele baumloſe Strecken, die ſich erſt in der Cultur von ſelbſt bewaldet haben. Von Weſten her aber, von den Anſiedelungen am Columbiafluſſe, droht den Indianern die meiſte Gefahr. Am Columbiafluſſe ſind ſchon verſchiedene Indianerſtämme untergegangen, die übrigen leben in völliger Abhängigkeit von den Weißen.

So werden die Wellen der Cultur von Oſten und Weſten her ſich nähern, bis ſie die Sandſteppen durchdringen und den Fuß der Felſengebirge beſpülen und die wenigen freien Stämme, die ſich bis dahin noch in den Gebirgen behaupten, werden den andringenden Wogen noch einigen Widerſtand leiſten, aber die Fluth wird immer höher und höher ſteigen und ſie zuletzt darin begraben. Und der Büffel und die Antelope werden mit begraben werden, und der blutige Tomahawk wird begraben — aber die Friedenspfeife wird deshalb doch nicht geraucht werden, denn das neue Geſchlecht wird mit den Tugenden auch alle Laſter der Cultur mitbringen, und es wird den Schooß der Felſengebirge durchwühlen, um das edelſte aller Metalle zu Tage zu fördern, und wenn es aus Tageslicht kommt, wird es Hader und Neid und alle unendlen Eigenſchaften erregen, und die Menſchen der Cultur werden ſich nicht glücklicher fühlen, als ihre untergegangenen rothen Brüder.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wegweiser
durch die
Litteratur der Deutschen.
Ein Handbuch für Laien.
Herausgegeben
von
Gustav Schwab und K. Klüpfel.

21 Bog. Velin. 8. brosch. 1½ Thlr.

Inhalt:

Religion und Theologie.

Allgemeines. — Glaubens- und Sittenlehre. — Erbauliches. — Geschichtliches.

Philosophie.

Ueberfichtliches. — Geschichte der Philosophie. — Zur Theorie. — Zur Sittenlehre. — Psychologie und Anthropologie. — Bildende Kunst. — Kunst. Poesie. — Kunst. Musik. — Pädagogik.

Zur Lehre vom Staate.

Allgemeines. — Kirche. — Nationalökonomie. — Armenwesen. — Völkerrecht und Politik.

Naturwissenschaften.

Allgemeines. — Astronomie. — Physik. — Chemie. — Technologie. — Naturgeschichte. — Geologie.

Alterthumskunde.

Allgemeines. — Griechische und römische Litteraturgeschichte. — Griechische und römische Antiquitäten. — Alte Kunst. — Mythologie. — Morgenländisches.

Länder- und Völkerkunde.

Länderkunde u. Reisebeschreibungen. — Universalgeschichte. — Alte Geschichte. — Mittlere Geschichte. — Neuere Geschichte. — Deutsches Volk und Land. — Monographien über deutsche Geschichte. — Deutsche Specialgeschichten. — Schweiz. — Frankreich. — Niederlande. — Großbritanien und Irland. — Scandinavien. — Rußland. — Polen. — Ungarn. — Slaven. — Spanien. — Italien. — Griechenland. — Türkei. — Asien und der Orient überhaupt. — Afrika. — Amerika. — Australien.

Kultur- und Sittengeschichte.

Litteraturgeschichte.

Litterargeschichtliche Monographien aus der deutschen Litteratur. — Altnordische, Englische, Französische, Italienische, Spanische, Portugiesische, Slawische Litteraturgeschichte. — Litterarhistorische Sammelwerke.

Biographien.

Dichter. — Künstler und Kritiker. — Philosophen. — Theologen und Kirchenmänner. — Staatsmänner. — Kriegshelden. — Historiker und Philologen. — Aerzte und Naturforscher.

Romane, Sagen u. Mährchen.

Deutsche Romane. — Deutsche Volksbücher, Sagen und Märchen. — Französische Romane. — Englische und amerikanische Romane. — Dänische, schwedische, russische und holländische Romane. — Italienische und spanische Romane.

Gesammelte Werke.

Schriftsteller, die zwar nicht Dichter, aber Grenznachbarn der Dichtung sind. — Historiker und Staatsmänner. — Philosophen und Theologen.

Encyclopädieen.

Reise in Ostindien,

in Briefen an Alexander von Humbold u. Carl Ritter.

von

Leopold von Orlich.

Mit 40 Holzschnitten, 6 Kupferplatten, 10 bunten und 4 schwarzen Steindrücken und 2 Plänen.

4. Velin. In engl. Leinwand cart. 24 Thlr.

Dasselbe in 2 Bändchen 8. Velin ohne Kunstbeilagen 3 Thlr.

Hippologische Wanderungen,

in Syrien und der Wüste.

Von

Louis Damoiseau.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Theodor Heinze.

2 Bde. 18. 1842. geh. 2 Thlr.

Gustav Mayer.

Druck von Ernst Stange in Leipzig.

APR 17 1956